

Die 70 Tagespost

1948/2018

TÄGLICH AKTUELL AUF
www.die-tagespost.de

27. September 2018, Würzburg, Jahrgang 71, Nr. 39 – 4,00 Euro



Fotos: KNA

Bruderkrieg in der Orthodoxie

Wie die Ukraine-Frage
die Patriarchen entzweit S. 2/3

Glaube verbindet



LIGA Bank – Dienstleister für die Kirche

Ihr kompetenter Partner bei Finanzierungsfragen, Vermögensanlagen, Versicherungen, Altersvorsorge und Online Banking.

Wir sind immer für Sie da. Ihre Werte sind auch unsere Werte.

Sprechen Sie mit uns.

LIGA Bank eG • www.ligabank.de

Dienstleister für die Kirche
- seit 1917 -

MARSCH FÜR DAS LEBEN
Ein Zeichen für
den Lebensschutz
S. 4

Die Renaissance des Abgeordneten

Der Sieg von Ralph Brinkhaus markiert drei Einschnitte: Die Ära Merkel, aber auch die Ära Seehofer gehen zu Ende. Die Parlamentarier werden stärker VON SEBASTIAN SASSE

Die Kampfkandidatur war erfolgreich: Ralph Brinkhaus ist der neue Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Mit 125 zu 112 Stimmen siegte er über Volker Kauder, der seit 13 Jahren die Fraktion geführt hatte. Kauder war sowohl von Bundeskanzlerin Angela Merkel wie auch von CSU-Chef Horst Seehofer unterstützt worden. Brinkhaus, der bisher schon stellvertretender Fraktionsvorsitzender war und aus dem nordrhein-westfälischen Landesverband stammt, verdankt seinen Sieg nicht den Parteigranden, sondern seinen Abgeordneten-Kollegen, also sozusagen der Basis. Die Stimme für ihn war für viele Abgeordnete das Ventil, endlich ihre Wut abzulassen: über die Kanzlerin und einen Fraktionsvorsitzenden Kauder, der zwar von vielen persönlich geschätzt wird, zum Schluss aber immer mehr wie ein bloßer Erfüllungsgehilfe der Regierungschefin erschien. Schon in der schwierigen Phase des Unionsstreites über die EU-Außengrenze war es ihm nur noch mit Mühe gelungen, einen Aufstand von Merkel-kritischen Abgeordneten zu verhindern.

Ist der Brinkhaus-Sieg also nun der Befreiungsschlag, auf den viele Unions-Anhänger schon so lange hoffen – vor allem mit Blick auf die immer stärker werdende AfD? Allein dass es überhaupt zu der Brinkhaus-Kandidatur gekommen ist, ist für Unions-Verhältnisse bereits eine Sensation. Für die Status quo-verliebten Christdemokraten ist so eine Kampfabstimmung um die Fraktionspitze eine historische Premiere. Dass Brinkhaus nun aber auch gewonnen hat, zeigt ganz deutlich: Die Kanzlerin kann nicht mehr weitermachen wie bisher. War es bisher nur Spekulation, wenn es hieß ihre Kanzlerschaft gehe auf ihr Ende zu, steht dies jetzt fest. Es wird sich zeigen, ob Merkel diesen Warnschuss wirklich versteht und erkennt, dass ihr immerhin noch die Chance bleibt, ihren Übergang in den Ruhestand selbst zu gestalten. Brinkhaus, der loyale Rebell, würde ihr dafür sicherlich den Rücken freihalten. Doch ein bloßes „Weiter so“ wird es mit ihm nicht geben.

Das Wahlergebnis ist aber auch ein Signal an Horst Seehofer. In seltener Einmütigkeit mit der Kanzlerin hatte dieser ja, genauso wie der CSU-Landesgruppenvorsitzende Alexander Dobrindt, Kauder gestützt. Obwohl viele Abgeordnete inhaltlich mit Seehofers Kritik an Merkel übereinstimmen, haben sie die Art und Weise, wie er in der Öffentlichkeit agiert, zunehmend mit Unmut beobachtet. Es stellte sich der Eindruck ein: Das, was Seehofer an neuem Vertrauen beim Wähler aufgebaut hat, reißt er auch sofort wieder ein. Die Wirkung auf die Bevölkerung erleben die Abgeordneten bei ihren Besuchen im Wahlkreis: Das Wort vom „Drehhofer“ macht an den Stammtischen die Runde. Es kursiert das Bild vom Hasardeur, dem es nur darum geht, eigene Machtambitionen durchzusetzen. Also auch ein Warnschuss für den CSU-Chef. Wie seine endgültige Zukunft aussehen wird, entscheidet aber erst die Bayern-Wahl.

Schließlich ist die Entscheidung ein positives Zeichen für die politische Kultur: Vielleicht ist es verfrüht, von einer Renaissance des Abgeordneten zu sprechen. Aber das Ergebnis zeigt: Selbst gegen die Parteiführung ist es möglich, Mehrheiten zusammenzubekommen. Freilich ist dafür Überzeugungskraft von Nöten. Also auch eine Renaissance des Argumentes? So eine Entwicklung ist notwendig. Das Parteiensystem hat sich endgültig verändert. Die AfD bleibt stabil, vielleicht wird sie sogar dauerhaft zur zweitstärksten Kraft. Die SPD ist keine Volkspartei mehr. Egal wie künftige Wahlergebnisse aussehen werden, die Regierungsbildung wird immer schwieriger. Gibt es demnächst Allparteien-Koalitionen gegen die AfD. Oder bildet sich innerhalb der AfD ein Realo-Flügel heraus? Es wäre gut, wenn solche Prozesse nicht von oben herab durch Parteispitzen bestimmt werden. Hier müssen die Abgeordneten sich einbringen. Denn sie sind die Vertreter des Volkes.

KOMMENTAR

Wohnen bleibt Problem

VON JÜRGEN LIMINSKI

Wohnen macht heute rund 40 Prozent der Lebenshaltungskosten aus, bei Studenten sind es mehr als 50 Prozent. Nur die Hälfte aller deutschen Haushalte lebt in den eigenen vier Wänden, die im Alter das Minus bei der Rente auffangen. Der kleine Mann beziehungsweise die kleine Familie kann es sich trotz der niedrigen Bauzinsen schlicht nicht leisten zu bauen. Man kann es drehen und wenden, bei der Problematik „bezahlbarer Wohnraum“ liegt die Betonung auf „bezahlbar“. Das wird nach dem Wohngipfel letzte Woche nicht wesentlich besser. Fünf Milliarden Euro will die Bundesregierung für den Bau von hunderttausend Sozialwohnungen bis 2021 bereitstellen. Das ist ein Tropfen auf den heißen Stein. Die Zahl der Sozialwohnungen hat sich in den letzten 15 Jahren glatt halbiert auf 1,2 Millionen, aber die Zahl der Hartz-IV-Empfänger mit Mietkostenzuschlägen steigt. Also soll es auch mehr Wohngeld geben, der zweite Tropfen. Die Polarisierung in der Einkommensentwicklung, man könnte auch sagen die wachsende Zahl an Armen, ist nur eine Ursache. Eine weitere für die Wohn-Misere liegt in der demographischen Entwicklung. Viele ältere Menschen wollen aus ihren Wohnungen oder Häusern nicht ausziehen, was absolut verständlich ist, einen gewachsenen Baum pflanzt man nur im Notfall um. Die Kinder aber drängen auf den Wohnungsmarkt. Hinzu kommen die nach wie vor hohen Scheidungs- und Trennungszahlen, eine Zerteilung in der Gesellschaft, die ebenfalls mehr Bedarf an Wohnraum nach sich zieht. So wuchert das Problem unkontrolliert voran. Eine vernünftige Medizin gegen dieses gesellschaftliche Krebsgeschwür ist das neue Baukindergeld. Es ermöglicht bezahlbaren Wohnraum für Familien, die mit dieser Eigentumsbildung gleichzeitig für das Alter vorsorgen. Wie nötig und richtig diese Medizin ist, zeigte sich schon am ersten Tag, als das Baukindergeld beantragt werden konnte. Es ging nur online, aber der Server der zuständigen KfW-Bankengruppe brach unter dem Ansturm zusammen. Fazit: Viele gesellschaftliche Probleme können gelöst werden, wenn man den Familien mehr Gerechtigkeit zukommen lässt.

MISSBRAUCHSTUDIE Die Bischöfe geben sich zerknirscht. Derweil wird Kritik an der Methode des Berichts laut S. 9/16



Hat Moskau kirchlich das Sagen in der Ukraine? Diese Frage zerreißt nun die weltweite Orthodoxie.

VON STEPHAN BAIER

Seit einem Vierteljahrhundert ist die gesplante Orthodoxie in der Ukraine ein Spielball der Politik: Je nach der politischen Einstellung zum großen Nachbarn Russland privilegierte der durch den Zerfall der Sowjetunion 1991 wiedererstandene Staat Ukraine entweder die „Ukrainisch-Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats“ (UOMP) oder die „Ukrainisch-Orthodoxe Kirche des Kiewer Patriarchats“ (UOKP). Derzeit ist letztere bei den führenden Politikern klar im Vorteil, während die mit Moskau verbundene Orthodoxie als verlängerter Arm der politischen Interessen Wladimir Putins – somit als Instrument des russischen Aggressors – gilt. Dass das Moskauer Patriarchat die Ukraine als Wiege der russischen Christenheit und als Teil ihres kanonischen Territoriums betrachtet, weckt in Kiew gehörig Misstrauen, und spielt der 1992 abgesplante UOKP in die Hände.

Jetzt aber hat das Ringen um den Status der Orthodoxen in der Ukraine eine globale Dimension bekommen: Seit sich der Erste unter den orthodoxen Patriarchen und Nachfolger des Apostels Andreas, der kumenische Patriarch von Konstantinopel, der ukrainischen Frage annimmt, fliegen zwischen ihm und Moskau die Fetzen. Jetzt geht es nicht mehr bloß um die Ukraine, sondern um den Zusammenhalt der weltweiten Orthodoxie. Noch am 31. August hatte der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill den Phanar, den Amtssitz des kumenischen Patriarchen in Istanbul, besucht, um Bartholomaios von der russischen Sicht zu überzeugen. Kurz darauf jedoch gab der Heilige Synod des kumenischen Patriarchats grünes Licht für die Entsendung von zwei Exarchen nach Kiew: Erzbischof Daniel Zelinskij und Bischof Hilarion Rudnyk. Damit hat Konstantinopel entscheidende Schritte eingeleitet, die zur ukrainischen Autokephalie – zur vollen kirchlichen Unabhängigkeit von Moskau – führen.

Mehr noch: Ein Brief von Bartholomaios, den die Exarchen bei ihrem ersten Treffen mit dem ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko in Kiew verlasen, räumt jeden Zweifel aus: Konstantinopel will den Wunsch Kiews erfüllen und der ukrainischen Orthodoxie die volle Unabhängigkeit von Moskau gewähren. Vor wenigen Tagen bekräftigte Bartholomaios in Istanbul: „Es ist die Zeit gekommen, dass die Ukraine den Status der Autokephalie erhält – trotz der bestehenden Reaktionen, und das wird geschehen, denn die Kirche hat ein Recht darauf.“ Zu seiner eigenen Rolle sagte er: „Das kumenische Patriarchat hat das Recht, die Autokephalie zu verleihen.“

Russlands Orthodoxie schäumt: Nicht nur niedrige Kleriker und Theologen werfen Bartholomaios Amtsmissbrauch, unorthodoxes Verhalten und eine „papistische“ Überdehnung seines Amtes vor. Der mächtige Auenamtchef der russischen Orthodoxie, Metropolit Hilarion Alfejew, spricht von



Machtkampf in der Orthodoxie

„papistischer Selbstdarstellung“. Russlands Heiliger Synod gab sich empört über die angebliche Verletzung seiner kanonischen Rechte und beschloss faktisch die Aufkündigung der Eucharistiegemeinschaft mit dem kumenischen Patriarchat: Künftig wird es keine Konzelebration der Bischöfe mehr geben. Moskaus Vertreter boykottieren alle Bischofskonferenzen und Dialogtreffen, bei denen Vertreter des kumenischen Patriarchen prsidierten oder koprsidierten. Das betrifft nicht nur die Orthodoxen Bischofskonferenzen der USA, Deutschlands, Österreichs und vieler Staaten in der orthodoxen „Diaspora“, sondern auch katholisch-orthodoxe Ökumene-Treffen. Moskau droht Konstantinopel zudem, andere orthodoxe Kirchen auf seine Seite zu ziehen und gegen Bartholomaios zu mobilisieren.

Ein Konflikt mit Geschichte

Konstantinopel sieht sich als „Mutterkirche“ der Orthodoxen in der Ukraine; immerhin empfing Großfürst Wladimir im Jahr 988 von Byzanz her die Taufe. Damit begann die Christianisierung der „Kiewer Rus“. Die Kiewer Metropole sei niemals auf Dauer Moskaus Jurisdiktion unterstellt worden und das kumenische Patriarchat habe seine „kanonischen Rechte“ nie aufgegeben, sagt Konstantinopel.

Moskau widerspricht vehement: Drei Jahrhunderte lang habe keine der orthodoxen Kirchen die Jurisdiktion der russischen Kirche über die Kiewer Metropole in Zweifel gezogen. Nach dem Ersten Weltkrieg jedoch habe Konstantinopel begonnen, hinter dem Rücken des von einer grausamen bolschewistischen Kirchenverfolgung bedrängten Moskauer Patriarchats auf dessen kanonischem Territorium eigene Metropolien zu errichten: in Polen, Finnland, Estland und Lettland. Nach dem Zerfall der Sowjetunion 1991 habe Konstantinopel neuerlich „unbrderliches Verhalten“ gezeigt, etwa durch die Errichtung einer Metropole in Estland und die Anerkennung „schismatischer“ Ukrainer in den USA.

Die zahlenmäßig größte orthodoxe Kirche, die russische Orthodoxie, bestreitet das Recht

Konstantinopels, eine Autokephalie für die Ukraine zu erklären. So sagte der Leiter der Moskauer Synodalabteilung für Kirche und Gesellschaft, Wladimir Legojda, Konstantinopel wolle den von der Kiewer Regierung gestützten Schismatikern die Autokephalie verleihen, „ungeachtet der Proteste der kanonischen ukrainisch-orthodoxen Kirche“. Moskau droht, es müsse zum vollständigen Abbruch der eucharistischen Gemeinschaft kommen, wenn der Phanar weitere Aktionen setze. Laut Metropolit Hilarion sind die Mitte September beschlossenen Maßnahmen Moskaus noch kein „kompletter Bruch“ der eucharistischen Gemeinschaft, allerdings ist allen russischen Bischöfen ab sofort die Konzelebration mit Vertretern des kumenischen Patriarchats untersagt und Bartholomaios wird nicht mehr in der russischen Liturgie erwähnt.

Aus Moskaus Sicht ist in der Ukraine lediglich die UOMP legitim, alle anderen Kirchen sind für Moskau „Schismatiker“. Hilarion spricht davon, die „Kräfte der Hlle“ hätten sich verschworen, die kanonische Kirche in der Ukraine zu zerstören. Dem kumenischen Patriarchen wirft er öffentlich vor, einen „Krieg gegen die russische Kirche und das ukrainische orthodoxe Volk“ zu führen. Der Metropolit der UOMP, Onufrij Berezowskij, lehnt eine von Konstantinopel verliehene Autokephalie ab; seiner Kirche hat der Heilige Synod in Moskau die „Autonomie“ verliehen, also nur Selbstverwaltung, nicht jedoch volle Unabhängigkeit von Moskau. Dieser Schritt sollte nicht nur den ukrainischen Bemühungen um die Autokephalie Wind aus den Segeln nehmen, sondern auch in Kiews Politik für Beruhigung sorgen, wo das Moskauer Patriarchat seit der russischen Annexion der Krim und dem von Putin unterstützten Krieg in der Ost-Ukraine als Kirche des Feindes gilt. Onufrij, der Kyrills Vertreter in Kiew ist, sagt, Konstantinopel habe „weder das moralische noch das kanonische Recht, Exarchen für die Ukraine zu ernennen und in unsere Angelegenheiten einzugreifen“.

Gründen: Putins Politik der „russischen Welt“ (russkij mir) wäre dann kirchlich konterkariert. Auch verlöre das Moskauer Patriarchat damit mehr als ein Drittel aller seiner Gemeinden.

Szenario 2: Deeskalation durch Konstantinopel

Bartholomaios kann kaum noch zurckrudern, würde er doch nicht nur in der Ukraine, sondern in der weltweiten Orthodoxie sein Gesicht verlieren, wenn er jetzt dem russischen Druck nachgbe. Die von ihm entsandten Exarchen wollen aber versuchen, nicht nur die UOKP einzubinden, sondern auch möglichst viele Bischöfe der UOMP.

Szenario 3: Eskalation und Zerfall

Moskau suggeriert, die Errichtung der orthodoxen Autokephalie in der Ukraine werde zur Enteignung der UOMP führen, ja zu deren Verfolgung durch den ukrainischen Staat. Tatsächlich gibt es im ukrainischen Parlament bereits eine Petition, der UOMP das traditionsreiche Kiewer Hhlenkloster wegzunehmen. Weitere Eigentumsbertragungen und ein massenhafter Seitenwechsel von Gemeinden und Bischöfen zur neuen autokephalen Kirche könnten die Folge sein. Eine von Konstantinopel anerkannte autokephale Orthodoxie könnte faktisch den Rang einer Staatskirche genießen.

Die starke russische Orthodoxie schickt sich an, die anderen orthodoxen Kirchen gegen das Vorgehen von Bartholomaios und des ukrainischen Staates zu mobilisieren. Nicht ohne Widerhall, denn Moskau hat insbesondere bei den Orthodoxen Georgiens, Bulgariens und Serbiens großen Einfluss. Mehrere serbisch-orthodoxe Bischöfe haben sich bereits offen gegen Bartholomaios gestellt, dem sie „Papismus“ und die Zerstörung der orthodoxen Einheit vorwerfen.

Aus Moskau droht Metropolit Hilarion: „Wir werden die Gemeinschaft mit Konstantinopel abbrechen müssen. Dann wird Konstantinopel nicht mehr das Recht haben, die Führung in der orthodoxen Welt zu beanspruchen.“ Das Moskauer Patriarchat versucht zugleich, Bartholomaios auf der moralischen Ebene zu diskreditieren, indem es die Debatte um die Zulassung einer Wiederverheiratung von verwitweten Diakonen und Priestern durch Konstantinopel problematisiert. Vertreter des Moskauer Patriarchats verbreiten zudem Gerüchte über eine Millionen-Dollar-Spende der ukrainischen Politik an den Phanar. Eskalation ist daher das wahrscheinlichste Szenario: Die Zeichen stehen auf Sturm in der Orthodoxie.

Die Politik mischt mit

Der Vertreter von Bartholomaios in Frankreich, der Pariser Metropolit Emmanuel Adamakis, betont, Konstantinopel handle „nicht auf der Grundlage eigener Interessen oder politischer Pressionen“. Offenkundig ist aber, dass der ukrainische Präsident Petro Poroschenko massiv auf die Zuerkennung der Autokephalie drängt. Er sieht – ganz in orthodoxem Denken – in der Gewährung der Autokephalie „eines der wichtigsten Attribute eines unabhängigen Staates“. Mischt gar die Weltpolitik mit? Der ukrainische Präsident dankte dem US-Sonderbotschafter für Religionsfreiheit, Samuel D. Brownback, ausdrücklich für die Unterstützung Washingtons. Der frühere US-Vizepräsident Joe Biden empfing vor wenigen Tagen Patriarch Filaret in Amerika und bekundete seine Unterstützung bei der Errichtung der Autokephalie. Orthodoxe Medien verwiesen darauf, dass der Katholik Biden freundschaftliche Kontakte zu Bartholomaios unterhalte. Der Direktor des Moskauer Carnegie-Zentrums, Dmitrij Trenin, warnt, ein orthodoxes Schisma in der Ukraine könne gefährlicher sein als die Expansion der NATO nach Osten. Nun erhalte der „hybride Krieg“ zwischen Russland und den USA, der sich auch in der Ukraine abspiele, eine kirchliche Dimension. Im Kreml dürfte man diese Wortmeldung goutieren.

Szenario 1: Deeskalation durch Moskau

Moskau könnte den Bemühungen von Filaret, Patriarch einer von Bartholomaios installierten autokephalen Orthodoxie zu werden, zuvorkommen, indem es der UOMP die volle Autokephalie gewährt. Dann stnde auch Bartholomaios nicht gut da, und der Kiewer Politik würde jedes Argument gegen die UOMP fehlen. Unwahrscheinlich ist ein solcher Schachzug jedoch aus politischen



Bartholomaios

Der kumenische Patriarch von Konstantinopel ist als Nachfolger des Apostels Andreas der Erste unter den Patriarchen der Orthodoxie. Welche Kompetenzen er gegenüber den autokephalen und autonomen Kirchen hat, ist umstritten.



Kyrill

Der Patriarch von Moskau ist das Oberhaupt der größten orthodoxen Kirche. Die Ukraine sieht er als Teil seines kanonischen Territoriums. Für Russlands Position kämpft öffentlich der weltgewandte, machtbewusste Auenamtchef Hilarion.



Filaret

Der Patriarch der „Ukrainisch-Orthodoxen Kirche des Kiewer Patriarchats“ war in Sowjetzeiten Kiewer Metropolit der russischen Orthodoxie. 1992 wandte er sich von Moskau ab. Russlands Heiliger Synod betrachtet ihn als Schismatiker.



Petro Poroschenko

Der ukrainische Präsident will die orthodoxe Autokephalie als Krönung der staatlichen Unabhängigkeit. Er wandte sich an Bartholomaios, weil er Russlands Orthodoxie als Instrument des Kreml – des Aggressors gegen die Ukraine – sieht.



Wladimir Putin

Russlands Präsident hat ein enges Verhältnis zu Patriarch Kyrill. Dessen kirchliche Position entspricht seiner politischen: Putin billigt der Ukraine keine volle Souveränität zu. Er sieht sie als Teil der „russischen Welt“.

„Eine Pioniertat“

Eminenz, der Streit zwischen Moskau und Konstantinopel wegen der Initiative des Ökumenischen Patriarchats zur Bildung einer eigenständigen orthodoxen Landeskirche in der Ukraine wirkt sich auch in Deutschland aus. Wie groß ist Ihrer Auffassung nach der Schaden?

Die Ankündigung des Heiligen Synods des Moskauer Patriarchats vom 14. September 2018, „die Teilnahme der Russischen Orthodoxen Kirche an allen Bischofsversammlungen, theologischen Dialogen, multilateralen Kommissionen und anderen Gremien, in denen Vertreter des Patriarchats von Konstantinopel präsidieren oder Ko-Vorsitzende sind“ und die Konzelebrationen zwischen Bischöfen unserer Patriarchate einzustellen, hat in der Tat Auswirkungen in jenen Gebieten, wo es parallele Diözesen des Ökumenischen Patriarchats und des Patriarchats Moskau gibt, also insbesondere in Amerika und in West-, Süd- und Mitteleuropa, also auch in Deutschland. Allerdings haben wir gerade hierzulande eine sehr gute Tradition der Zusammenarbeit zwischen unseren Diözesen, die sich etwa im Miteinander der 2010 gegründeten Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland (OBKD) widerspiegelt. Deshalb ist eine Prognose hier schwierig.

Was müsste geschehen, damit sich die Mitglieder der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland bei Ihrer Vollversammlung Anfang Dezember wieder einträchtig versammeln können?

Selbstverständlich wird die Bischofskonferenz ordnungsgemäß einberufen werden und Anfang Dezember in Düsseldorf tagen. Wie auch bei früheren Sitzungen ist es nicht sicher, ob alle Diözesanbischöfe daran teilnehmen können. Was die zwei Diözesanbischöfe der Russischen Orthodoxen Kirche – also Erzbischof Tichon und Erzbischof Mark – betrifft, käme eine mögliche Absage der beiden nach dem oben angesprochenen Beschluss nicht wirklich überraschend für mich. Denn natürlich ist ein derartiger Synodalbeschluss für beide bindend. Ich glaube, es ist wichtig in diesem Zusammenhang festzuhalten, dass die Institution der weltweit insgesamt 13 orthodoxen Bischofskonferenzen keine Erfindung des Ökumenischen Patriarchats ist, sondern seinerzeit auf gemeinsamen Beschluss der Vorsteher der 14 autokephalen orthodoxen Landeskirchen gegründet wurde, um eine kanonisch eigentlich nicht zulässige Situation, dass es im gleichen geografischen Territorium mehrere Diözesen unterschiedlicher Herkunftskirchen gibt, pastoral zu „heilen“.

Wie bewerten Sie die Schuldzuweisungen der russisch-orthodoxen Kirche an Konstantinopel? Trifft der Vorwurf der „unerlaubten Einmischung“ in die Angelegenheiten der russischen Kirche zu? Handelt Bartholomaios tatsächlich unverantwortlich?

Was den Ökumenischen Patriarchen angeht, kann ich sagen, dass ich ihn seit unserer gemeinsamen Studienzeit in Chalki, der inzwischen von der türkischen Regierung geschlossenen Theologischen Hochschule, kenne. Er ist nicht nur ein verantwortungsbewusster Bischof und Hirte unserer Kirche, sondern auch ein exzellenter Kirchenrechtler, der sich nie in ein kirchendiplomatisches Abenteuer stürzen würde. Aber er besitzt noch eine weitere Eigenschaft: Er ist ein charismatischer Patriarch, der den Mut hat, das Richtige zu tun. Ungewöhnliche Situationen erfordern ungewöhnliche Lösungen. Deshalb hat er zwei Exarchen (Legaten) in die Ukraine entsandt, um ein Schisma zu beenden, das die dortige Kirche und das Land außerordentlich belastet.

Lassen Sie es mich noch einmal sagen: Ungewöhnliche Situationen erfordern ungewöhnliche Lösungen. Wer wüsste dies besser als die Russische Orthodoxe Kirche, die, um ein jahrzehntelanges Schisma in ihren eigenen Reihen zu überwinden, die parallele Existenz zweier Diözesen, die den gleichen Namen („von Berlin und Deutschland“) tragen, zugelassen hat?

Wenn in der ukrainischen Kirchenfrage dem Ökumenischen Patriarchen eine unerlaubte Einmischung vorgeworfen wird, ist dies nur mit der Schwierigkeit der Kirche Russlands zu erklären, das Erwachsenwerden der Kirche in der Ukraine zu erkennen und zu akzeptieren.

Was für Außenstehende zunächst wie ein klassischer kirchenrechtlicher Verwaltungsakt aussieht, hat unmittelbare Folgen für die Eucharistiegemeinschaft innerhalb der Orthodoxie. Wie erklären Sie das einem Nichtorthodoxen?

Sie haben Recht, es handelt sich im Grunde um eine administrative Frage, die es zu klären gilt. Nun ist es aber in der orthodoxen wie in der römisch-katholischen Kirche so, dass die verfassungsmäßige Verbindung eines Bischofs zu seinem Patriarchen ihren Niederschlag in der Feier der heiligen Eucharistie findet. Deshalb kommemoriert etwa der Erzbischof von Köln in der heiligen Messe den Bischof von Rom, also den Papst, und der Metropolit von Deutschland in der Göttlichen Liturgie den Ökumenischen Patriarchen. Die eucharistische Einheit ist ja immer gleichzeitig Ausdruck der (administrativen) Kirchengemeinschaft. Darin liegen ja auch unsere Schwierigkeiten mit der sogenannten Interkommunion mit den anderen Christen begründet.

Teilen Sie die Einschätzung, dass der Ökumenische Patriarch Bartholomaios dem Papst näher steht als den orthodoxen Brüdern in Moskau?

Eine der Besonderheiten in unserer modernen

Zerbricht die Einheit der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland (OBKD) am Konflikt zwischen Moskau und Konstantinopel? Der griechisch-orthodoxe Metropolit und OBKD-Vorsitzende Augoustinos Lambardakis zerstreut solche Bedenken.

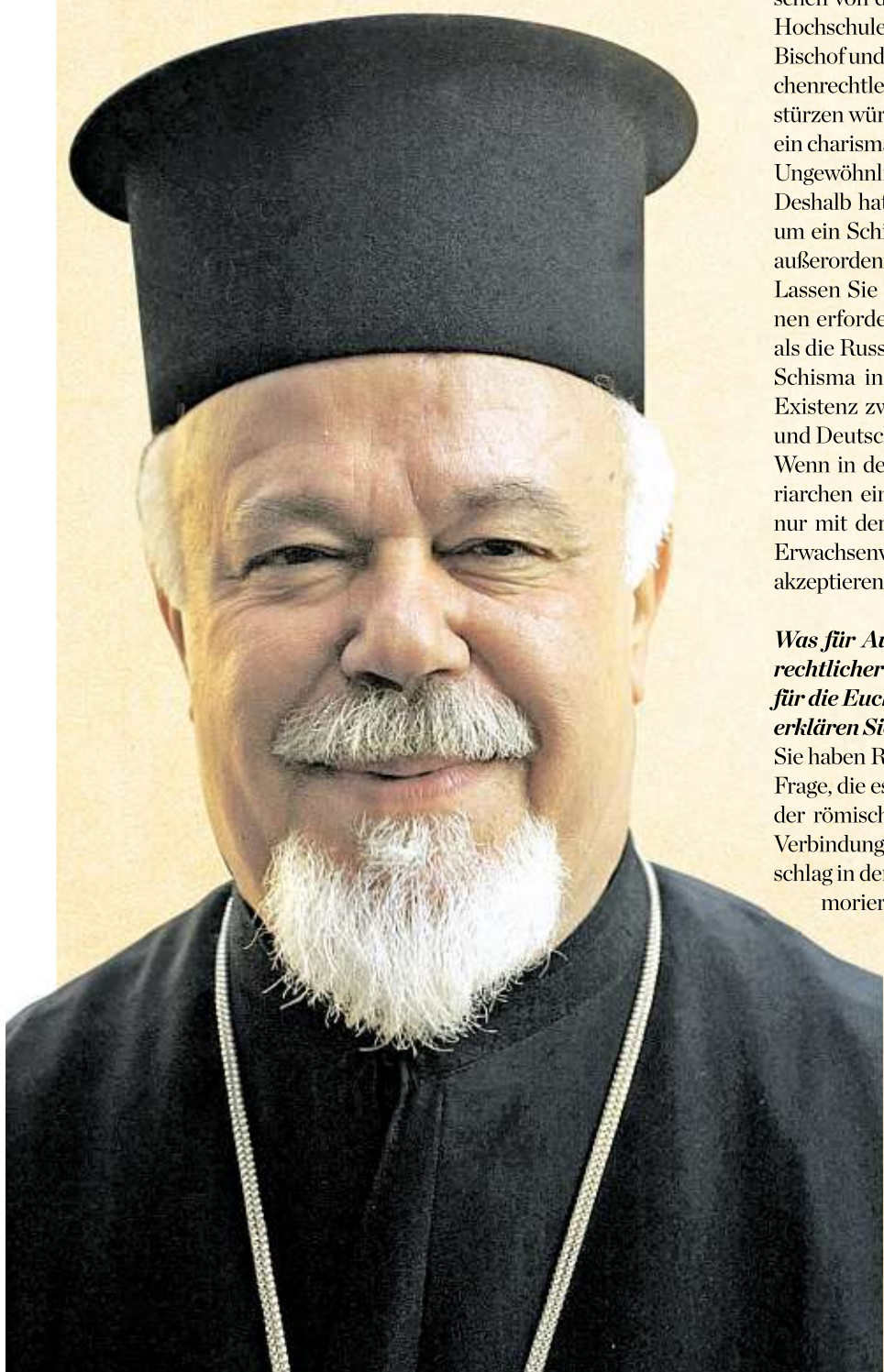
VON REGINA EINIG

medialen Welt besteht meines Erachtens darin, dass wir sehr gerne die Dinge nicht auf die zugrunde liegende Sache, sondern auf die agierenden Personen fokussieren. So wird auch die gegenwärtige Krise unserer Kirche, die ich gar nicht bestreiten möchte, auf eine Art Konflikt zwischen Patriarch Bartholomaios und Patriarch Kyrill von Moskau reduziert. Dies ist aber zu kurz gegriffen, da es sich bei allen Beschlüssen immer um synodale Entscheidungen, die von einem Kollektiv und nicht von einer Einzelperson getroffen werden, handelt. Nach dieser Vorbemerkung kann ich, was den Ökumenischen Patriarchen als Person betrifft, bestätigen, dass er in der Tat eine Freundschaft mit Papst Franziskus pflegt, die sicherlich mit einer ähnlichen Einschätzung der Wertsituation und einer durchaus kompatiblen Schöpfungstheologie zu erklären ist. Daraus aber eine „papistische Einstellung“ und „katholisierende Ekklesiologie“ des Ökumenischen Patriarchen konstruieren zu wollen, wie das in russischen Internetforen und Fernsehsendungen zurzeit geschieht, ist infam und an den Haaren herbeigezogen. Eine weitere Feststellung wiederum, was den Ökumenischen Patriarchen als Person betrifft, mag überraschen: Seit seiner Studienzeit in Genf ist er nämlich mit dem heutigen Patriarchen von Moskau in einer von gegenseitiger Hochachtung geprägten Freundschaft verbunden, die beim Besuch Kyrills am Sitz des Ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel (Istanbul) am 31. August 2018 auch für Außenstehende deutlich sichtbar wurde.

Welche Konsequenzen hätte ein totaler Bruch der russischen Kirchenspitze mit dem Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel?

Einen solchen Bruch wird es nicht geben. Selbst wenn es vorübergehende Maßnahmen der Abgrenzung oder Ähnliches geben sollte, wird man – davon bin ich felsenfest überzeugt – in einigen Jahren den Mut des Ökumenischen Patriarchen, die Ukraine in die Autokephalie zu entlassen, als Pioniertat schätzen und als historisch bezeichnen – auch in Russland übrigens!

Mehr zum Konflikt in der Orthodoxie im Internet



Fotos: KNA

Berlin, Samstag, 22. September, 12.15 Uhr: Auf dem Platz der Republik vor dem Reichstagsgebäude errichten Arbeiter ein riesiges Festzelt und einen gigantischen Pavillon für die Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit. Auf dem Platz dazwischen, von dem aus Lebensrechtler aus ganz Deutschland in den vergangenen Jahren ihren stets am 3. Samstag im September stattfindenden „Marsch für das Leben“ starteten, lagern Stahlträger und Aluminiumbleche. Wo sonst die Bühne für die Kundgebung steht, warten jetzt Baumaschinen auf ihren Einsatz. Vorbei am Paul-Löbe-Haus und dem Kanzleramt ziehen Lebensrechtler durch den Spreebogenpark Richtung Hauptbahnhof. Ihr Ziel: der Washingtonplatz davor. An der Ampel stehen zwei Jugendliche. Sie tragen Kapuzenpullover und – obwohl die Sonne gar nicht scheint, Sonnenbrillen, den Standard-Look vieler, wenn auch keineswegs aller Gegendemonstranten. Ihr Ziel: Der Bürgersteig vor dem Haupteingang des Bahnhofs. Eine halbe Stunde vor Beginn der Kundgebung haben sich hier erst ein paar Dutzend eingefunden. Später werden es Hunderte sein. Auch auf dem Washingtonplatz selbst haben sich erst einige hundert Lebensrechtler eingefunden. Später werden es, so die Schätzung der Polizei, rund 5 000 sein. Der einladende Bundesverband Lebensrecht (BVL), der auch diesmal Zähler an den Zugängen postiert hat, spricht von 5 500 Teilnehmern.

„Meine Damen und Herren, sie haben sich heute alle aufgemacht hier nach Berlin. Dafür danken wir ihnen sehr. Sie wollen heute ein Zeichen setzen. Das ist gerade in diesem Jahr sehr wichtig. Denn wir sind die größte Demonstration in Deutschland – pro life. Wir sind überkonfessionell, überparteilich, wir sind international und wir sind generationenübergreifend“, begrüßt die BVL-Vorsitzende Alexandra Linder kurz nach 13 Uhr die Teilnehmer. Ex-Bundestagsvizepräsident Johannes Singhammer (CSU), im Programm als Redner angekündigt, hat kurzfristig abgesagt. Das Grußwort des Katholiken, der bei der Bundestagswahl 2017 nicht mehr kandidierte, verliert die frühere Vorsitzende der Jugend für das Leben, Angelika Doose: „Wir alle sind zusammengerkommen, um für das Leben zu werben. Wir werben, wir hoffen und wir bitten, dass alle noch nicht Geborenen das Licht der Welt erblicken können. Diese große Bürgerinitiative, welche sich heute hier in Berlin versammelt hat, richtet sich nicht gegen irgendjemanden. Vor allem nicht gegen Mütter und Frauen in existenziellen Notlagen, sondern engagiert sich, setzt sich ein für Kinder, für Mütter, für Väter, für Frauen, für Männer“, schreibt Singhammer.

Deutschland sei ein reiches Land. „Erneut werden in diesem Jahr viele Milliarden Steuergelder mehr eingenommen als ausgegeben. Wer kann da noch guten Gewissens verstehen, wenn in diesem Jahr des erneuten finanziellen Überflusses viele zehntausende Schwangerschaften abgebrochen, beendet, Kinder nicht geboren werden, mit einer Begründung: soziale Notlage, finanzielle Engpässe?“, fragt der Vater von sechs Kindern. Wenn in Deutschland finanzieller Überfluss herrsche, dürfe nicht an Müttern, Vätern, bei Familien, die ein Kind erwarten und in finanzieller Notlage seien, gespart werden. Deswegen sei es, so der Jurist, „ein falscher Weg, den Paragraphen 219a im Strafgesetzbuch abzuschaffen“. Zu Recht mache sich nach geltendem Recht „strafbar, wer Dienste zur Vornahme eines Schwangerschaftsabbruchs anbietet, ankündigt oder anpreist. Da geht es nicht um sachliche Information, sondern um Werbung. Deutschland braucht keine Werbung für Abtreibungen. Sondern Deutschland braucht Werbung für das Leben“, rezitiert Doose Singhammer, der auch noch auf den sogenannten Praenatast zu sprechen kommt: „Alle Menschen sind gleich viel wert. Eine gefährliche Entwicklung würde eingeleitet, wenn künftig eine allgemeine Kostenübernahme durch die Krankenversicherung erfolgt, damit so gut wie alle Frauen in der Schwangerschaft ihr Blut auf das Down-Syndrom untersuchen lassen.“ Derzeit prüft der Gemeinsame Bundesausschuss, ob der Test, der bislang eine „individuelle Gesundheitsleistung“ (IGEL) darstellt und von den Paaren selbst zu zahlen ist, in den Leistungskata-

„Macht weiter so“

Staat und Gesellschaft dürfen junge Mütter und Väter nicht allein lassen.
So war der „Marsch für das Leben“ 2018 VON STEFAN REHDER



Teilnehmer am diesjährigen "Marsch für das Leben" passieren mit einem Holzkreuz den Berliner Hauptbahnhof. Foto: dpa

talog der Gesetzlichen Krankenkassen aufgenommen werden soll.

Ein „verhängnisvoller Weg“, wie Singhammer meint. „Erstens: Schon heute steht fest, dass eine erhebliche Zahl der Testergebnisse falsch sind. Frauen mit positivem Testergebnis erwarteten tatsächlich gar kein Kind mit Down-Syndrom. Zweitens: Eine Defacto-Reihenuntersuchung auf das Down-Syndrom widerspricht der UN-Behindertenkonvention. Drittens: Dadurch würde ein verhängnisvolles Signal an Menschen ausgehen, die mit Down-Syndrom leben.“ Der CSU-Politiker erinnert an die bewegende Rede des Schauspielers Sebastian Urbanski, mit der er – selbst Träger des Down-Syndroms – im vergangenen Jahr im Deutschen Bundestag der Opfer der Nazi-verbrechen gedachte. „Es ist normal verschieden zu sein. Deshalb lasst uns alles vermeiden, was Menschen ausgrenzt, sowohl nach der Geburt als auch vor der Geburt.“

Währenddessen Doose Singhammers Rede verliert, starten die Gegendemonstranten ein Pfeifkonzert an diesem Tag. Dazu skandieren sie: „Mittelalter, Mittelalter“ und wie in den Jahren zuvor: „Hätt' Maria abgetrieben, wär't ihr uns erspart geblieben“ oder auch: „Kein Gott, kein Staat, kein Patriarchat.“ Auf der Bühne berichtet derweil Sandra Sinder aus ihrer Praxis: Seit zwölf Jahren berät sie Frauen in Schwangerschaftskonflikten. „50 Prozent der Frauen aus meiner Beratungspraxis haben bereits einen Schein. Mit dem hätten sie die Abtreibung längst vornehmen können. Wenn sie zu mir kommen, sind sie verängstigt und fühlen sich allein. Offensichtlich haben sie nicht bekommen, was sie brauchen. Eine Abtreibung war es jedenfalls nicht.“ „Frauen im Schwangerschaftskonflikt“, weiß Sinder, die bereits mehr als 500 von ihnen begleitete, „brauchen Ermutigung, Wertschätzung, Nähe, Schutz. Sie wollen gesehen und gehört werden mit ihrer Not. Und sie brauchen die Gemeinschaft und langfristige Zusammenarbeit.“ Was sie nach so vielen Jahren in der Beratung wundere, sei, dass Abtreibung immer noch als „Freiheitsrecht von Frauen“ propagiert werde. „Frauen im Schwangerschaftskonflikt sind nicht frei. Sie haben Angst. Angst ist das Gegenteil von Freiheit. Es geht darum, sich um diese Angst zu kümmern und somit frei zu werden. Und ich habe noch keine Frau erlebt, die, nachdem sie es geschafft hat, ihre Angst zu besiegen, sich für eine Abtreibung entschieden hat“, sagt Sinder. Auf dem Platz zünden Gegendemonstranten, die sich unter die Teilnehmer gemogelt haben, eine Rauchbombe. Polizisten in Zivil führen vier Männer ab.

Gegen 14 Uhr setzt sich der Marsch, angeführt Linder, der Bundesvorsitzenden der Christdemokraten für das Leben, Mechthild Löhr, und dem Generalsekretär der Evangelischen Allianz, Hartmut Steeb, in Bewegung. Vorne mit dabei sind auch die Stellver-

tretenden Vorsitzenden der Aktion Lebensrecht für Alle, Cornelia Kaminski und Holm Schneider, sowie der Vorsitzende der Ärzte für das Leben, Paul Cullen. Auch der ehemalige BVL-Vorsitzende Martin Lohmann und die Publizistin Birgit Kelle haben sich an der Spitze des Zuges eingefunden. Unter den Teilnehmern sind auch Berlins Erzbischof Heiner Koch und der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer, der, begleitet von zahlreichen Gläubigen aus seiner Diözese, bereits zum dritten Mal in Folge am Marsch teilnimmt. Spitzenpolitiker der AfD sieht man hingegen nicht. In einem gemeinsamen Grußwort hatten zuvor der Landesbischof der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, Frank Otfried July, und der Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, Carsten Renzing, die Lebensrechtler gemahnt: „Halten wir Abstand zu jenen Bewegungen, die unser Engagement für das Leben ausnutzen oder benutzen wollen für ihre populistische Agenda.“ 2015 war das nicht gelungen. Damals ging die Berliner AfD-Landesvorsitzende, Beatrix von Storch, in der ersten Reihe mit. Für einige Medien Grund genug, um den Marsch sogleich als „AfD-Veranstaltung“ zu brandmarken.

Der Marsch umrundet den Bahnhof und zieht über die Invalidenstraße durch die Hannoversche Straße. Rund hundert Meter vor der Katholischen Akademie stürzen plötzlich einige Dutzend Gegendemonstranten von allen Seiten auf die Straße und versuchen, eine Sitzblockade zu errichten. Doch weil sie dafür zu wenige sind, bleiben die Bürgersteige frei. Herbeieilende Polizisten sorgen dafür, dass das auch so bleibt. „Wir dürfen uns nicht provozieren lassen“, hatte Linder den Teilnehmern mit auf den Weg gegeben. Und so gehen die Lebensrechtler schweigend links und rechts um die in drei Reihen hintereinander auf der Straße Sitzenden herum. Auf der Oranienburgerstraße vor dem Monbijou Park filmt Mohammed den Marsch mit seinem Handy. Den Vorbeiziehenden reckt der 47-Jährige seinen rechten Daumen entgegen und ruft: „Ich bin auch gegen Abtreibung“. „Ich denke, jeder hat das Recht auf Leben“, begründet der Marokkaner, der sich als „gläubiger Muslim“ bezeichnet, in perfektem Deutsch auf Nachfrage seinen Standpunkt. Fünf Meter weiter beschimpft ein Gegendemonstrant die Marschteilnehmer als „Gebärmaschinen“. Mit einem weiteren hält er ein Transparent in Händen, auf dem steht „Der Kampf geht weiter – RAF Berlin“.

Über die Friedrichsbrücke vorbei am Berliner Dom auf die andere Seite der Museumsinsel. Über die Weidendammer Brücke in den Schiffbauerdamm ein. Eine der wenigen Stellen, an denen die vorangehenden Polizisten – offenbar zur Abschreckung – Helme aufziehen. Schon nach wenigen Metern setzen sie diese wieder ab. Die Mehrzahl der Marschgegner, die hier erwartet wurde, hat das Demonstrieren aufgegeben und es sich vor „Murphy's Irish Pub“ ge-

mütlich gemacht. Vor der „Rheinischen Vertretung“ stehend, schaut Alt-Bundespräsident Horst Köhler den Vorbeiziehenden zu: Auf ihren Schildern kann er lesen: „Töten ist keine ärztliche Kunst“, „Keine Werbung für noch mehr Abtreibungen“, „Nie wieder unwertes Leben“ oder auch „Echte Männer stehen zu ihrem Kind“. Köhler nickt zustimmend und wechselt mit Lebensrechtlern, die ihn erkannt haben, einige Worte. Über die Luisen- und die Reinhardstraße schwenkt der Marsch auf das Kapelle-Ufer ein, dem Washingtonplatz zu. Dort teilen Helfer Brezeln und Wasser an die Rückkehrer aus. Die bundesweit bekannte Band „Koenig & Priester“, um die bekennenden Christen Florence Joy, ihrem Mann Thomas Enns und dessen Bruder Jonathan, die derzeit durch Deutschland touren und die schon bei der Kundgebung mit Songs wie „Alles möglich“, „Nimm mich mit“, „Über alles“ und „Weil es Liebe ist“ für Stimmung sorgten, spielt „Du bist“.

Auch beim Ökumenischen Abschlussgottesdienst, den Berlins Weihbischof Matthias Heinrich, ein regelmäßiger Gast beim Marsch, gemeinsam mit Hans-Jürgen Abromeit, Bischof im Sprengel Mecklenburg und Pommern der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, feiert die Band. In einer, von vielen anschließend hoch gelobten Predigt legt Abromeit die Aufforderung des Apostels Paulus, „einer trage des anderen Last“ (Gal, 6,2), aus. „Es wäre schon viel gewonnen, wenn Männer anfangen, die Lasten der Frauen mitzutragen. Wenn die Eltern der Eltern die Last ihrer Kinder oder auch ihrer Enkel zu ihrer eigenen Last machen würden, fände manche junge Frau den Mut, ihr Kind zu behalten.“ Auch Staat und Gesellschaft dürften junge Mütter und Väter nicht allein lassen. Wenn die „hohe Zahl“ der Abtreibungen kleiner werden solle, müssten alle ihre Verantwortung „viel intensiver“ wahrnehmen. Er verstehe, dass sich „viele Frauen allein gelassen fühlen in einer Situation, in die sie nicht allein gekommen sind.“ „Was ich aber nicht verstehe“, so Abromeit, „ist, dass junge Frauen jubeln und grölen, wie nach dem Gewinn einer Fußballweltmeisterschaft, wenn der gesetzliche Schutz des ungeborenen Lebens wegfällt, wie wir es im Mai in Irland erlebt haben.“ Für sie sei es ein „großes Anliegen“, hier zu sein, sagt Marion. Die 21-Jährige ist aus Stuttgart an gereist. Das Leben von Menschen müsse vom „Zeitpunkt der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle an geschützt werden“. Grenzwertig sei das allenfalls bei einer Vergewaltigung. Im Prinzip müsse jedes Leben „als lebenswert“ erkannt werden. „Frauen in Notsituationen“ benötigten „Hilfe“ und Menschen, „die ihnen Mut machen, das Kind zu bekommen.“ Wie die junge Frau denken viele hier. Sie dürfen sich von Heinrich ermutigt fühlen. Nachdem der Weihbischof den Schlusssegen spendet hat, sagt er: „Macht weiter so!“

Die Macht der Sprache

Holm Schneider zeigte die Bedeutung der Beratung

„Sprache – (M)macht – Mensch“ lautete der Titel, unter den der Bundesverband Lebensrecht (BVL) diesmal die Fachtagung gestellt hatte, die seit einigen Jahren den Auftakt für den tags darauf stattfindenden „Marsch für das Leben“ bildet. Dabei muss diesmal etwas schiefgegangen sein. Denn mit dem Journalisten Jürgen Liminski und dem Kinderarzt Holm Schneider sprachen nur zwei von vier Referenten zum Thema.

Dabei ging auch Liminski das Thema eher olympisch an und zitierte eingangs Schopenhauer, der Sprache als „Physiognomie des Geistes“ bezeichnet hatte. Die Frage sei jedoch „wessen Geistes“, „Ideologen“ gehorchten, so Liminski, nur ihrer „eigenen Grammatik“, ihrer „eigenen Sprache und einer, die Wirklichkeit verzerrenden Logik“.

Das aber führe zur „Vergiftung des Geistes“. So habe die ARD-Sendung „Kontraste“ neulich von einem „Notstand“ gesprochen, weil es immer weniger Ärzte gäbe, die abtreiben wollten und diejenigen, die für das fundamentale Recht auf Leben einträten, als „militante Abtreibungsgegner mental in die Ecke der Gewalt“ geschoben. Liminski: „Man muss sich das bewusst machen: Es herrsche Not, weil dieses reiche Land nicht noch mehr Kinder ums Leben bringen kann. Wenn das nicht pervers ist, muss mir einer erklären, was pervers heißt.“

Professor Holm Schneider vom Universitätsklinikum Erlangen, dem – gemeinsam mit Kollegen – kürzlich selbst ein sensationeller Heilversuch im Mutterleib gelang (DT vom 3.5.), stellte die heute möglichen vorgeburtlichen Therapien vor und schilderte Erfahrungen, die er in vorgeburtlichen Beratungsgesprächen gewonnen hat.



Holm Schneider referierte bei der Fachtagung, die am Rande des Marsches stattfand. Foto: privat

„Eltern wünschen sich gesunde Kinder. Aber nicht immer geht dieser Wunsch in Erfüllung. Und das erfahren sie heute oft schon vor der Geburt.“ In solchen Fällen sei es „wichtig, wie ihnen die Diagnose vermittelt wird. Da kann ein einzelnes Wort schon ein Menschenleben kosten“, so Schneider.

Ausführlich ging er auf die Ergebnisse einer randomisierten Studie ein, bei der Kinder mit spina bifida (offener Rücken) vor und nach der Geburt behandelt wurden. Die vergleichende Studie habe abgebrochen werden müssen, weil die Erfolge bei der vorgeburtlichen Therapie derart überzeugend gewesen seien, dass es ethisch nicht vertretbar gewesen sei, diese nicht auch den Patienten der Vergleichsgruppe zukommen zu lassen.

In diesem Zusammenhang kritisierte Schneider eine Gruppe Berliner Pränatalmediziner, die in einer jüngeren Arbeit dennoch mit dem Satz aufwarteten: „Eine frühe nichtinvasive Entdeckung der spina bifida ist wichtig für Schwangere, um ihnen in dieser frühen Phase der Schwangerschaft eine Abtreibung mit weniger physischen und psychischen Auswirkungen zu ermöglichen.“ Schneider: „Nun, das sind alles Fachleute, die wissen auch, dass man diese Besonderheit schon vorgeburtlich behandeln kann.“

Schneider kritisierte, die Perspektive des Kindes bliebe oft völlig unberücksichtigt. Schwangere hätten das Recht, zu erfahren, dass es diese Behandlungsmöglichkeit gäbe. Viel zu häufig stellten Ärzte Abtreibungen als einzige Handlungsoption dar.

„Respekt ist verloren gegangen“

Einsätze im Hambacher Forst zeigen: Polizisten stehen unter Druck – Interview mit dem NRW-Landespolizeiseelsorger **VON HEINRICH WULLHORST**

Herr Dürscheid, wie nehmen Sie und Ihre Kollegen in der Polizeiseelsorge die aktuelle Stimmungslage bei den Polizeibeamten wahr?

Die Beamten leiden unter einer sehr hohen Belastung. Ereignisse wie die Räumung im Hambacher Forst binden viele Einsatzkräfte, die dort über eine lange Zeit ihren Dienst versehen. Schon durch die massiven Überstunden, die so entstehen, ist die Stimmung getrübt. Auf der anderen Seite sind die Polizisten in einem Zwiespalt, in dem sie wissen, dass sie selbstverständlich zur Durchsetzung des Rechts verpflichtet sind, sie müssen aber auch Dinge ausbaden, die die Politik verschlafen hat. Selbst wenn sie persönlich eine andere Auffassung zu einem Sachverhalt haben, verpflichtet sie ihr Eid zum auftragsgemäßen Handeln.

Wie verletzend ist für Polizisten die Einordnung in politische Schubladen?

Den Beamten ist schon klar, dass sie nicht als Einzelperson gemeint sind, wenn sie zum Beispiel beleidigt oder als Büttel des Staates oder gar als Bullen beschimpft werden. Im persönlichen Gespräch mit Menschen gelingt es ihnen aber meist, Verständnis für ihren Auftrag zu gewinnen. Beim feindlich gesinnten Gegenüber auf einer Demo ist das aber nicht immer möglich.

Wie nehmen die Polizisten die zuweilen in den Medien vorkommende Negativberichterstattung über ihre Arbeit wahr?

Sie fühlen sich durchaus gelegentlich von den Medien ungerecht behandelt. Extrem zu spüren war das nach der Silvesternacht



Überstunden, Anfeindungen: Die Einsätze im Hambacher Forst stehen beispielhaft für den Druck, dem sich Polizisten ausgesetzt sehen. Foto: dpa

2015 in Köln, als sich ein Großteil der Berichterstattung gegen die Beamten vor Ort richtete. Die eingesetzten Polizisten vor Ort hatten das Gefühl, für falsche Entscheidungen auf anderer Ebene verantwortlich gemacht zu werden. So hat der damalige Innenminister Ralf Jäger Wochen gebraucht, bis er die Beamten, die den Einsatz damals gefahren haben, überhaupt einmal gelobt hat. Da fühlt man sich von der Politik im Stich gelassen.

Gibt es Unterschiede in der Belastungssituation zwischen der Arbeit in Problemregionen in Städten und auf dem Land?

Die Einsätze der Kölner Kollegen in den Problemzonen und auf den Kölner Ringen und anderen Brennpunkten in der Stadt unterscheiden sich schon vom Kölner Umland. Da geht es oft schon ganz anders zur Sache und da muss in der Stadt oft viel schneller und im Verbund gearbeitet werden, weil die Lage dort oft erheblich explosiver ist.

Ist der Umgang mit der Polizei tatsächlich respektloser geworden?

Die Kollegen teilen die Einschätzung des Innenministers, dass der Umgang ihnen gegenüber heute aggressiver ist. Der Res-

pekt, den wir in unserer Kindheit vor dem Schutzmann hatten, scheint vielfach verschwunden zu sein. Die Polizisten werden von dem geprägt, was sie täglich auf der Straße erleben. Und da nimmt dann oft der kleine Prozentsatz derer, die der Polizei nicht freundlich gegenüberstehen, mehr Einfluss auf das Stimmungsbild als die 95 Prozent, die den Polizeibeamten auf der Skala der Beliebtheit der Berufe an Platz zwei oder drei einordnen.

Wie hoch ist die Frustration bei den Beamten und wie wirkt sich das auf die gesundheitliche Situation aus?

Natürlich wirken ständige Belastungen auf die Gesundheit ein. Diese ist aber auch durch die zunehmenden aggressiven Übergriffe auf die Beamten gefährdet. Deshalb bieten wir von der Polizeiseelsorge eigene Seminare für Polizisten an, die im Dienst verletzt worden sind und mit den Folgen einer solchen Tat umgehen müssen.

Was kann die Polizeiseelsorge tun, um den Polizisten in der aktuellen Situation zu helfen?

Wir sind als Polizeiseelsorger nah dran an den Menschen. Wir arbeiten in der Begleitung der Beamten sehr eng mit den psychosozialen Teams der Polizeibehörden zusammen. Das gilt für Situationen nach Schusswaffengebrauch, der Konfrontation mit Selbsttötungen oder eben eingetretenen eigenen Verletzungen. Uns Seelsorgern hilft dabei unser Sonderstatus, der uns eine Verschwiegenheitspflicht gewährt. So blei-

ben die Inhalte aller Gespräche vertraulich und niemand kann uns verpflichten, über das Erfahrene Auskunft zu geben. Das ist für beide Seiten ein ganz hoher Wert, den die Beamten besonders schätzen.

HINTERGRUND

Rainer Dürscheid ist seit 2004 in der Polizeiseelsorge tätig. Der 60-Jährige ist Landespolizeiseelsorger von Nordrhein-Westfalen. In der letzten Woche hatte NRW-Innenminister Herbert Reul (CDU) eine Verrohung im Umgang mit der Polizei beklagt: „Was ist das für eine Gesellschaft, dass diejenigen, denen wir eigentlich Danke sagen müssten, auch noch beleidigt und angegriffen werden?“.



Rainer Dürscheid. Foto: privat

Anzeige

Wettbewerb ist sozial

Das Unternehmerbild und seine Bedeutung – Eine BKU-Tagung **VON MICHAEL LEH**

Gemeinsam mit dem „Bund Katholischer Unternehmer“ (BKU) hat sich die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) in ihrer Berliner Akademie mit dem Bild des Unternehmers in Politik und Gesellschaft befasst. Vom „Ausbeuter“ bis zum „Heilsbringer“ listete der Vorsitzende der BKU-Diözesangruppe Berlin, Richard Schütze, eingangs etliche Zerrbilder auf. CDU-Generalsekretärin Annegret Kramp-Karrenbauer verwies in einem „Impuls“ auf die Arbeit ihrer Partei an einem neuen Grundsatzprogramm. Ein 20-seitiger Leitartikel des CDU-Bundesvorstandes für den Parteitag am 7. Dezember in Hamburg gelte der „Sozialen Marktwirtschaft im 21. Jahrhundert“. Das Bild des Unternehmers komme in dem Entwurf bislang kaum vor, räumte Kramp-Karrenbauer ein. Es heißt darin etwa: „Wir wollen starke Unternehmer in unserem Land und setzen auf eine Kultur, in der Leistung und unternehmerischer Erfolg, aber auch ein offener Umgang mit Fehlern mehr Wertschätzung erfahren.“ Oder: „Wer unternehmerische Freiheit will, hohe Gewinne machen zu können, muss auch für Verluste und Folgen von Fehlverhalten einstehen.“ Sonderlich präzisiert wird die Rolle des Unternehmers in dem Papier nicht. Kramp-Karrenbauer bat den BKU darum, seine Expertise in den Programmberatungsprozess der CDU mit einzubringen. Die soziale Marktwirtschaft in Deutschland müsse heute einen neuen Systemwettbewerb mit einem Staat wie China bestehen und die Herausforderungen der Globalisierung und Digitalisierung meistern.

Der Schweizer katholische Priester und Professor für politische Philosophie, Martin Rhonheimer, arbeitete die Rolle des Unternehmers klar heraus. „Von einem Mann der Kirche“, sagte er zunächst, „erwartet man in der Regel neben einem freundlichen Lob für die Arbeit des Unternehmers die Ermahnung, Unternehmer

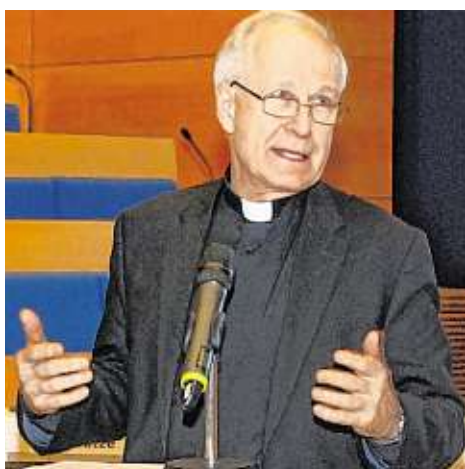
sollten nicht nur nach Gewinn streben, sondern immer auch das Gemeinwohl im Auge behalten. Ich habe nicht vor, Sie mit solchen Gemeinplätzen zu belästigen.“ Die „zumeist harte Arbeit“ der Unternehmer sei die Ursache des Wohlstandes breiter Massen – auch auf globaler Ebene. „Die katholische Sozialethik“, erklärte er, erkenne das viel zu wenig an. „Noch immer stellt sie die Unternehmer unter Generalverdacht, sieht sie nur als potenziell ungerechte oder gar ausbeuterische Arbeitgeber, nicht aber als wohlstandsverursachende Wertschöpfer.“ Sie erkenne ihre Leistungen nur an, „insofern sie sich, wie es dann heißt, für das Gemeinwohl einsetzen. Als ob sie das nicht einfach schon dadurch täten, dass sie erfolgreiche Unternehmer sind“, betonte Rhonheimer in seinem Vortrag.

Zu Recht habe Ludwig Erhard geschrieben, das Soziale an der sozialen Marktwirtschaft sei der Wettbewerb und der sich daraus ergebende Nutzen für den Verbraucher. Hierdurch werde Wohlstand geschaffen, „und nicht durch die Korrektur von Marktprozessen durch Umverteilung und

Transferleistungen“. Der Beitrag der Unternehmer sei „so entscheidend und fundamental wie der berühmte Ast, auf dem man sitzt. Deshalb wird er in der Regel auch übersehen“. Das eigentliche Verdienst des Unternehmers, „seine Ehre, seine Größe“, bestünde darin, „für die ‚wertschöpfende und damit allgemeinen Wohlstand erzeugende Tätigkeit‘ das Risiko zu tragen und dabei auch scheitern zu können. „Das“, sagte Rhonheimer, „ist etwas Einmaliges in der Gesellschaft“. Der „wahre Unternehmer“ habe nicht wie die Arbeitnehmer einen vertraglichen Anspruch auf die Vergütung seiner Arbeit. Er lebe letztlich vom Erfolg seines Unternehmens.

Der heute „real existierende Kapitalismus beziehungsweise die heutige Marktwirtschaft“ sei ein von „staatlichen Interventionen, politischen und fiskalischen Eingriffen aller Art und entsprechenden Fehlansätzen geprägtes Mischsystem“.

Carsten Linnemann, der stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und Vorsitzende der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der Union, erklärte: „Die radikalste Ablehnung von Subventionen ist die beste Wirtschaftspolitik, die es überhaupt gibt.“ Wenn man versuche, eine Technologie wie die Elektroautos mit einer Prämie durchzusetzen, „wird man scheitern, mit Pauken und Trompeten“. Es setze sich der durch, „der im Wettbewerb die Innovation herausbringt und nicht derjenige, der Direktsubventionen erhält“. „Wir müssen dem Einzelnen die Verantwortung auch wirklich geben“, betonte Linnemann. „Bei den Personengesellschaften“, fügte er hinzu, „nehmen wir den Leuten das Geld weg, über Steuern, über Abgaben, auch den Familienunternehmen, schicken sie – die Familien – zum Teil in die Bedürftigkeit, um sie hinterher mit 145 familienpolitischen Programmen wieder herauszuholen. Was ist das denn für ein Menschenbild?“



Martin Rhonheimer betonte die Bedeutung des Unternehmers. Foto: Leh

Lebensziele berücksichtigen.

- Augsburg 0821 3460-0
- Bamberg 0951 98178-0
- Dresden 0351 49275-0
- Eichstätt 08421 9750-0
- Freiburg 0761 13798-0
- München 089 54889-0
- Nürnberg 0911 20544-0
- Passau 0851 93137-0
- Regensburg 0941 4095-0
- Speyer 06232 1327-0
- Stuttgart 0711 248915-0
- Würzburg 0931 3516-0



LIGA Finanzplanung

Sie haben bestimmte Ziele und Wünsche für Ihre Zukunft?

Dann ist unsere LIGA Finanzplanung das Richtige für Sie!

- Persönliche Bestands- und Bedarfsanalyse
- Ganzheitliche Beratung
- Individuelle Lösungsvorschläge

Sprechen Sie mit Ihrem Berater.

LIGA Bank eG ▪ www.ligabank.de

LIGA BANK
Dienstleister für die Kirche
- seit 1917 -

Benediktiner loben China-Abkommen

WÜRZBURG (DT) Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien begrüßen die Vereinbarung über Bischofsnennungen zwischen dem Vatikan und der Volksrepublik China. „Wir haben dieses Abkommen ersehnt“, erklärte der Abtpräses der Kongregation, Jeremias Schröder OSB, in einer Stellungnahme gegenüber der Tagespost. Der Vatikan hatte am Samstag ein Abkommen mit dem kommunistischen Regime in Peking bekannt gegeben, in dem eine Regelung zur Ernennung von Bischöfen getroffen worden sein soll.

Kritik äußerte Schröder an der bisherigen Geheimhaltung von Einzelheiten des Abkommens. Es sei „schwer verständlich“, warum diese nicht bekannt gemacht würden. In einer kurzen Mitteilung hatte der Vatikan am Samstag lediglich die Unterzeichnung der Vereinbarung über die Bischofsnennungen bekannt gegeben. Am Mittwoch betonte Papst Franziskus in einer Botschaft an die Katholiken Chinas, dass die Frage der Ernennungen vorrangig sei bei der Beilegung bestehender Konflikte. Über die genaue Ausgestaltung der Vereinbarung machte er jedoch keine Angaben. Laut Schröder, dessen Kongregation seit 1920 in China tätig ist, habe die ungelöste Frage der Bischofsnennungen das kirchliche Leben im Land „tatsächlich bedrückt“.

In dem kommunistischen Land besteht neben der romtreuen katholischen Untergrundkirche, deren Bischöfe vom Papst ernannt werden, auch eine regierungstreue Kirche. Diese „Katholisch-Patriotische Vereinigung“ wird von der Partei kontrolliert. Deren Bischöfe waren bislang ohne Auftrag des Papstes geweiht worden und galten damit automatisch als exkommuniziert.

Wie der Vatikan ebenfalls am Samstag mitteilte, hat Papst Franziskus die Exkommunikation der sieben verbleibenden Bischöfe der regierungstreuen „Patriotischen Vereinigung“ nun aufgehoben. Damit gelten diese als gleichsam von Rom und Peking anerkannt. In seinem Schreiben vom Mittwoch forderte Franziskus von den Bischöfen, ihre Einheit mit dem Papst sichtbar zum Ausdruck zu bringen. Wie Schröder erklärte, sei in der Untergrundkirche bislang jede Bischofsnennung „mit Druck, Zwang, Repressalien“ verbunden gewesen. Die Bischöfe hätten teils „bis weit über die 90 hinaus“ im Amt bleiben müssen, auch wenn sie „nicht mehr zu effektiver Bistumsleitung fähig“ gewesen seien. Diese Situation habe der Kirche Schaden zugefügt, so der Abtpräses. Dennoch gebe es in China „ein sehr ernsthaftes katholisches Leben“. Laut Schröder sei eine Mitwirkung des Staates bei der Ernennung von Bischöfen „nicht ganz so unerhört, wie manche meinen“. Er verwies dabei auf Venezuela, wo das Parlament bis ins vergangene Jahrhundert hinein die Oberhirten gewählt habe. „Und in Bayern darf die Staatsregierung noch heute Einwände vorbringen – was wohl auch geschieht, nicht immer zum Schaden der Kirche.“

Siehe auch Seite 7 und Seite 8

Sozialisten schlingern

Spaniens Bildungsministerin hat die katholischen Schulen angegriffen, dann ruderte sie zurück **VON ANDREA SCHULTZ**

Noch keinen Monat saß sie auf ihrem Regierungssessel, da verkündete die neue spanische Bildungsministerin die Eckpfeiler ihrer Politik: Der Religionsunterricht dürfe nicht in die Schulnoten einfließen, bekannte Isabel Celaá, die der Sozialistischen Partei angehört. Stattdessen solle das Pflichtfach „Gesellschaftliche und ethische Werte“ eingeführt werden. Darüber hinaus – so Ministerin Celaá am 11. Juli vor dem Bildungsausschuss des spanischen Parlaments – solle die staatliche Schule zugunsten der mehrheitlich von katholischen Institutionen geleiteten, staatlich anerkannten Ersatzschulen gefördert werden.

Nur „Priorität“, keine Bevorzugung

Nach der ablehnenden Reaktion der betroffenen Verbände, etwa der „Arbeitgeber in den Katholischen Schulen“, die 60 Prozent der Ersatzschulen vertreten, relativierte Isabel Celaá ihre Aussagen. Bei einer Veranstaltung Ende Juli sagte sie laut der Online Plattform „Religión en Libertad“, die Meldungen darüber, die sozialistische Regierung möchte den staatlich anerkannten Ersatzschulen die Förderung streichen, seien „fake news“. Sie wolle die Eltern beruhigen, die ihre Kinder in diese Schulen schicken: Ihre Schulauswahl bleibe unangetastet. Sie selbst wolle lediglich den staatlichen Schulen „Priorität“ einräumen.

Dadurch waren aber die Wellen keineswegs geglättet. Am 20. August meldete sich auf der Homepage des Bistums Málaga Esperanza Sanabria, Psychologin an der



Gibt es künftig noch Religionsunterricht an Spaniens staatlichen Schulen? Die sozialistische Bildungsministerin Celaá fährt einen Schlingerkurs. Foto: Reuters

Universität Málaga: „Ich verstehe nicht, dass die Regierung die Wahl vieler Eltern ignorieren möchte, die für ihre Kinder eine ethisch-religiöse Bildung wollen. Sie haben dazu ein von der Verfassung anerkanntes Recht. Es ist nicht annehmbar, dass das Fach Religion in der Schule unterrichtet wird, aber nicht zur Schulbildung gehören soll.“ Laut der Bischofskonferenz „soll das Fach Religion die angemessene Berücksichtigung erfahren, weil sie nach der freien Wahl der Eltern zur ganzheitlichen Bildung gehört. Sie kann nicht durch eine von

der öffentlichen Hand oktroyierte staatliche Ethik ersetzt werden.“

Der Schlingerkurs von Ministerin Celaá sorgt keineswegs für Ruhe. Am 6. September meldete sich die „Koordinierungsstelle für Religions-Plattformen“ zu Wort: In einigen Regionen sei bereits die Stundenzahl des Faches Religion drastisch verringert worden, was zu ernststen Beschäftigungsproblemen führe. „Einige politische Gruppen und Bildungsträger schaffen künstliche Streitfälle, in denen eine dem vorigen Jahrhundert verhaftete Ideologie eine größere

Rolle spielt als zeitgemäße pädagogische Konzepte.“

Isabel Celaá scheint durch ihre unterschiedlichen Stellungnahmen eine Entscheidung des spanischen Verfassungsgerichts vom April 2018 umgehen zu wollen. Nach diesem Urteil verstoßen staatlich anerkannte, und insbesondere auch monoedukative Schulen, nicht gegen den Gleichheitsgrundsatz. Deshalb sollen sie wie koedukative Schulen ein Recht auf staatliche Anerkennung und Förderung haben. In seiner Entscheidung weist das Verfassungsgericht weiterhin ausdrücklich darauf hin, dass das Fach Religion in die Gesamtwertung der Schüler einfließen soll.

Konservative für Wahlfreiheit der Eltern

Einen Vorstoß für die staatlich anerkannte Ersatzschule hat vorige Woche die konservative Partei „Partido Popular“ unternommen. Sie brachte einen Antrag in die zweite Parlamentskammer, den Senat, ein, damit die spanische Regierung „die Freiheit der Eltern respektiert, für ihre Kinder die gewünschte Schulart zu wählen“, so die Nachrichtenagentur Europa-Press am 21. September. Die Eltern sollen nicht nur zwischen öffentlichen, staatlich finanzierten Ersatzschulen und reinen Privatschulen, sondern auch zwischen „konkreten pädagogischen Konzepten“ wählen dürfen.

Es bleibt abzuwarten, wie die sozialistische Regierung im Allgemeinen und die Bildungsministerin im Besonderen auf diesen Antrag reagieren werden.

„Religion ist Teil der Lösung“

Der Europaabgeordnete Lukas Mandl (ÖVP) würdigt das Wirken der Kirche im Kosovo **VON STEPHAN BAIER**

Herr Mandl, Sie loben die Religionsfreiheit im Kosovo als vorbildlich. Was ist hier besser geregelt oder geschützt als in anderen Staaten Südosteuropas?

Die Verfassung ist eine der modernsten der Welt. Sie ist zehn Jahre jung und garantiert ausdrücklich jeder Bürgerin und jedem Bürger unabhängig von Religion oder Ethnie volle staatsbürgerliche Rechte, und sie garantiert ethnischen Minderheiten politische Teilhabe. Das sollte selbstverständlich sein, was es in der Geschichte Südosteuropas aber nie. Nun wurde mit Schwung die Gründung eines weltanschaulich neutralen Staates angegangen. Wie überall auf der Welt muss die Verfassung in die Realverfassung umgesetzt werden. Gerade, wenn es um Religion geht, gelingt das sehr gut.

Die serbische Orthodoxie würde widersprechen. Sie sieht den Kosovo als „serbisches Jerusalem“ und bangt um ihre Klöster und ihre kirchlich-kulturelle Präsenz im Kosovo. Wie steht es um die Religionsfreiheit der serbischen Orthodoxie im Kosovo?

Ich habe ein serbisch-orthodoxes Kloster besucht. Ich habe dort von niemandem den sprichwörtlichen „Teufel an die Wand gemalt“ bekommen. Vielmehr schien es so,



Das mittelalterliche serbisch-orthodoxe Kloster Decani bei Peć (Peja) ist ein Wahrzeichen orthodoxer Präsenz im Kosovo. Foto: dpa

dass serbisch-orthodoxe Gläubige ihre Worte so gewählt haben, dass man verstehen konnte, dass sie ihren Staat anerkennen. Sie sind ja Bürger der Republik Kosovo. Mir als Katholik ist die Art der Orthodoxie, sich in die Politik einzubringen, nicht immer ganz verständlich. Ich suche hier den Dialog. Gleichzeitig kenne ich keine Kompromisse bei Christenverfolgung oder Einschränkungen der Religionsfreiheit. Würde im Kosovo auch nur ansatzweise so etwas vorkommen, würde ich alles in meiner Macht Stehende tun, um dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten.

Der Papst hat erst vor wenigen Wochen die Apostolische Administratur zur Diözese Prizren-Prishtina erhoben. Ist das eine Art Anerkennung des Kosovo durch den Vatikan?

Nein, diese Entscheidung hat nach meiner Lesart mit Staatlichkeit nichts zu tun. Prishtina hat eine wunderschöne neue Kathedrale. Nun ist dort das Zentrum der Diözese. Die Republik Kosovo ist von 116 Staaten der Welt anerkannt, Österreich war unter den ersten. 23 EU-Staaten sind unter den Anerkennern. Bei den Nicht-Anerkennern geht es eher um innenpolitische Fragen als um Südosteuropa. Wenn wir Sicher-

heit, Stabilität und wirtschaftliche Entwicklung in Europa wollen, haben wir als EU in Südosteuropa noch viel zu tun. Meiner Meinung nach ist es nicht Aufgabe des Vatikans als Völkerrechtssubjekt, einen dynamischen politischen Prozess zu beeinflussen. Ich verstehe es so, dass die Entwicklung mit großem Wohlwollen begleitet wird.

Wie haben Sie das katholische Wirken im Kosovo erlebt?

Bischof Dode Gjegi ist eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Einst im Alter von 37 war er der weltweit jüngste Bischof. Wie es in der Geschichte oft der Fall war, und wie es dem Selbstverständnis von Katholiken entspricht, versuchen die Katholiken im Kosovo, Wunden zu heilen – Wunden zwischen Ethnien, von denen leider auch die Religionsgemeinschaften in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Wie steht es um das Miteinander von Muslimen, Orthodoxen und Katholiken im Kosovo? Gibt es interreligiöse Plattformen und ein ökumenisches Miteinander dort?

Mein Eindruck ist, dass die Saat der Katholiken im Kosovo Früchte trägt. Dazu kommt, dass meiner Wahrnehmung nach im Kosovo ein religiöser Islam existiert und nicht ein politischer Islam dominiert. Und ich habe den Eindruck, dass es immer mehr serbisch-orthodoxe Gläubige gibt, die einverstanden sind mit ihrem neuen Staat. Mir sind keine formalen ökumenischen Plattformen bekannt, aber der Alltag im Kosovo ist vom Miteinander Angehöriger verschiedener Religionsgemeinschaften und Konfessionen geprägt. Was im Kosovo noch trennt, sind Wunden aus der Vergangenheit aufgrund ethnischer Konflikte. Religion gehört hier nicht zum Trennenden, sondern zum Verbindenden. Religion ist ein Teil der Lösung.



Lukas Mandl gehört seit 2017 dem Europäischen Parlament an. Foto: EP

Nachsendung Abowünsche Zustellung

... und alle Fragen rund um **Die Tagespost** beantwortet Ihnen unser Leserdienst: Montag bis Freitag von 7 bis 17 Uhr und am Samstag von 7 bis 12 Uhr.

Die Tagespost
Leserdienst
+49 (0) 931 30 86 3-32

Wir freuen uns
auf Ihren Anruf!

Die Tagespost

Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur

Kleine Schritte oder Verrat?

Der neueste Akzent der vatikanischen China-Diplomatie hat eine Debatte ausgelöst – Eine Analyse von MICHAELA KOLLER

Der italienische China-Experte Francesco Sisci hat das „vorläufige Abkommen“ über die Frage von Bischofsnennungen der katholischen Kirche in der Volksrepublik als historisches Zugeständnis bezeichnet. Erstmals habe Peking „die religiöse Zuständigkeit des Papstes in China anerkannt“; was Chinas Kaiser früherer Zeiten nie getan hätten. Insofern sei das am Samstag geschlossene Abkommen zwischen der Volksrepublik und dem Heiligen Stuhl „äußerst wichtig“, sagte Sisci in einem Gespräch mit der italienischen katholischen Nachrichtenagentur SIR. Die historische Dimension ist wohl das einzige, worüber sich Kritiker wie Befürworter der Vereinbarung einig sind. Sisci, der als pekingfreundlich gilt, bestreitet, dass die Vereinbarung die Kirche der politischen Macht ausliefere und das Martyrium vieler katholischer Gläubiger missachte. Grundsätzlich könne das Abkommen eine größere religiöse Freiheit eröffnen.

Das ist eine Hoffnung, die auch die Gemeinschaft Sant'Egidio teilt. In einer Erklärung vom Samstag hieß es: „Wir hoffen sehr, dass dieser seit Jahrzehnten erwartete wichtige Fortschritt positive Auswirkungen auf die Versöhnung hat und einen erneuerten pastoralen Einsatz im Leben aller katholischen Gemeinden in China mit sich bringt. Die Gemeinschaft Sant'Egidio freut sich über die Unterzeichnung.“ Der 1968 in Rom als Laienbewegung gegründeten Gemeinschaft ist die besondere Gabe zu eigen, selbst Todfeinde an einen Verhandlungstisch bringen zu können. Offenbar hält sie die Spannungen zwischen den Glaubenshütern in Rom und den Hütern der Macht in Peking für bewältigbar. Dabei ist selbst in China das Abkommen erklärungsbedürftig:

In der offiziellen Zeitung in englischer Sprache Global Times wurde Anfang August bereits der Weg zum Abkommen propagandistisch vorbereitet, in dem dieses Pontifikat als besonders günstiger Zeitpunkt in den beiderseitigen Beziehungen dargestellt wurde. Die staatsoffizielle Kirche in China betonte in einer Stellungnahme zur Würdigung der Vereinbarung, dass sie weiter dem Weg in eine sozialistische Gesellschaft folge, unter der Führung der Kommunistischen Partei Chinas.

Die Vatikan diplomaten unter Führung von Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin

zielten in den langjährigen Verhandlungen nach eigenem Bekunden darauf ab, die Vertiefung der Kirchenspaltung aufzuhalten. Zu dieser war es nach dem Abbruch der Kontakte der Christen in China zur Außenwelt auf Druck der kommunistischen Regierung in den 1950er Jahren und der Gründung eigener, staatlich kontrollierter Strukturen wie der Chinesisch Katholisch-Patriotischen Vereinigung gekommen. In den Bistümern und Gemeinden unter Regierungskontrolle konnte Rom überhaupt nicht mitreden. Erst in den 80er Jahren zeichnete sich schließlich ein Klima der

pragmatischen Öffnung ab, aber häufigere Begegnungen zu Verhandlungen kamen erst nach der Wahl Papst Benedikts XVI. zustande. Dabei kristallisierte sich das Problem der Bischofsnennungen als das zentrale Thema heraus. Papst Benedikt XVI. richtete am 27. Mai 2007 einen Brief an alle chinesischen Katholiken und rief zu einem alljährlichen Weltgebetstag für die Kirche in China auf. Trotz dieser außergewöhnlichen Nähe kam es im Jahr 2009 zu einer Unterbrechung der Gespräche, die 2013 wieder aufgenommen wurden. Der Kardinalstaatssekretär betrachtet es als Erfolg, dass der Papst nun bei jeder Bischofsnennung ein Wort mitreden kann und ein Zerfall der Kirche vermieden werde. Um mehr religiöse Freiheit zu erreichen, verfolgt der Heilige Stuhl eine „Politik der kleinen Schritte“.

Kardinal Joseph Zen Ze-kium, emeritierter Bischof von Hongkong, kündigte im Frühjahr an, schweigen zu wollen, wenn ein Abkommen zwischen Rom und Peking zustande kommt. Als mit einem Abschluss für Ende März gerechnet wurde, war der Kardinal nahe daran, seinen geplanten Deutschlandaufenthalt abzusagen. Doch die Unterzeichnung kam nun Monate danach und ausdrücklich als „vorläufig“, obwohl ansonsten nichts weiter darüber preisgegeben wurde. Das ist genau der Grund, warum Zen neueste Kritik umso schärfer ausfällt: „Das Abkommen als provisorisch zu bezeichnen, ohne die Geltungsfrist genauer zu bestimmen, bedeutet, nichts zu sagen.“ Zen wirft Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin, der früher schon als Kirchen-diplomat direkt mit Peking verhandelte, bis ihn Papst Benedikt XVI. 2009 nach Venezuela entsandte, „unglaublichen Verrat“ vor

und fordert seinen Rücktritt. Zen, der von 1989 bis 1996 in Festlandchina unterrichtete, zeigt sich besorgt darüber, dass viele Katholiken des Untergrunds das Abkommen nicht akzeptieren und dagegen rebellieren könnten. Er verweist in seiner Argumentation hauptsächlich auf die größere interne religiöse Freiheit, der sich die nicht registrierten Gemeinden bislang erfreuten, wenn auch angesichts äußerer staatlichen Drucks, angesichts der Gefahr, Opfer von Willkürakten zu werden. Die Kommunisten seien sich selbst Gesetz. Das zeige sich seit der Neuauflage der Bestimmungen für religiöse Angelegenheiten. Eine Reihe von Vorschriften seien nicht neu, sondern würden nur verschärft. Nun stehe an den Türen der Kirchen, dass niemand unter 18 Jahren diese betreten dürften. Was schon galt, wird nun peinlich genau umgesetzt.

Menschenrechtsorganisationen verweisen darauf, dass schon jetzt die Religionsfreiheit durch das Abkommen weiter eingeschränkt ist, weil Rom ausdrücklich auf das Recht verzichtet, allein in Personalfragen zu entscheiden. Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) rechnet damit, dass künftig nur Kandidaten als Bischöfe vorgeschlagen werden, die zu den massiven Einschränkungen der Religionsfreiheit und zu anderen gravierenden Menschenrechtsverletzungen schweigen. In diesem Jahr einigte sich schon die staatsoffizielle katholische Bischofskonferenz darauf, dass „fremde Einflüsse“, ganz im Sinne der Sinisierungspolitik der Kommunistischen Partei, künftig unter Katholiken zurückgedrängt werden sollen. Damals zeichnete sich schon vorausseilender Gehorsam ab, der Religionsfreiheit weiter einschränkt.

Siehe auch Seite 8



Im April konnte der Papst chinesische Gläubige bei seiner Generalaudienz begrüßen. Zeit für einen Austausch gab es freilich nicht. Foto: dpa

Humanitäre Katastrophe

Amnesty International spricht von „Epidemie der Gewalt“ in Venezuela – Kirche fordert Regierung zum Handeln auf von MARCELA VELÉZ-PLICKERT

Venezuela erlebe eine Epidemie der Gewalt. Zu diesem Ergebnis kommt die Menschenrechtsorganisation Amnesty International (AI) in einem aktuellen Bericht. Danach sind allein zwischen 2015 bis 2017 8 290 Menschen in „außergerichtlichen Exekutionen“ ermordet worden. Amnesty International klagt die Regierung von Präsident Nicolás Maduro an und gibt ihr eine Mitschuld. Denn fast ein Viertel der Morde seien von Mitgliedern der Sicherheitskräfte ausgeführt worden, heißt es in dem vergangenen Woche veröffentlichten Bericht. Venezuelas Regierung sei verantwortlich für „die schlimmste humanitäre Krise in der Geschichte des Landes“, beklagte die AI-Regionaldirektorin Erika Guevara-Rosas. Diese Entwicklung hatte auch die Kirche in der Vergangenheit immer wieder kritisiert.

Eines der gefährlichsten Länder der Welt

Das Land erleidet zudem eine schwere wirtschaftliche und soziale Krise. Millionen von Bürgern leiden unter Mangel an Nahrungsmitteln und Defiziten in der medizinischen Versorgung. Immer wieder fällt der Strom oder die Wasserversorgung aus. Nach sechs Jahren Rezession hat die Armut einen Großteil der Bevölkerung des Öllandes erfasst, das noch vor einer Generation das reichste Land Lateinamerikas war. Die Inflationsrate beträgt nach Schätzung der Opposition im Parlament inzwischen 200 000 Prozent. Offizielle Zahlen gibt es dazu allerdings keine.

Auch zur Kriminalität und zu den Opfern von Mord und Totschlag veröffentlicht die Regierung keine Zahlen mehr. Das private Observatorio Venezolano de Violencia (OVV) spricht von 26 600 Getöteten im vergangenen Jahr. Venezuela ist damit nach

El Salvador und Honduras das drittgefährlichste Land der Erde, die Mordrate beträgt 89 je 100 000 Einwohner – hundertmal mehr als etwa in Deutschland. Die jüngsten Opfer waren Mitte September vier Kinder in Caracas, das Jüngste ein Jahre alt, das Älteste zehn: Sie wurden missbraucht und ermordet. „Schon wieder muss unsere Gesellschaft voll Schmerz ein neues Massaker erleben“, schrieb der Erzbischof von Caracas dazu. Mehr als die Hälfte der Opfer sind Männer zwischen 16 und 30 Jahren.

Eine Ursache der Gewalteskalation liegt darin, dass Waffen leicht verfügbar sind. Dahinter steht auch eine bewusste Strategie der Regierung. Im Jahr 2005 hatte der damalige Präsident Hugo Chávez begonnen, „Bolivarische Milizen“ mit Feuerwaffen auszurüsten, die als „Armee des Volkes“ die sozialistische „Revolution verteidigen“ sollen. Die Milizen umfassen inzwischen etwa 450 000 Mitglieder. Sie sind neben der Polizei Teil des Repressionsapparates, der Proteste unzufriedener Bürger unterdrückt. 2017 gab es Großdemonstrationen gegen die Regierung Maduro, die mit hunderten



„Keine Zukunft mit Maduro“: Ende August fand in Valencia eine große Demonstration gegen die sozialistische Regierung unter Präsident Nicolás Maduro statt. Foto: dpa

Todesopfern niedergeschlagen wurden. Im selben Jahr rief Maduro die „Operation zu humanitären Befreiung des Volkes“ aus. Dabei sollte die Polizei Gewaltkriminalität bekämpfen. Die Kämpfer der „Operation“ – mit Totenkopfmasken ver mummt – sind in der Bevölkerung aber für ihre Terroraktik sehr gefürchtet. Die Opposition beklagt, dass diese Einsatzkräfte nicht nur gegen Kriminelle, sondern auch gegen Demonstranten vorgehen. Nach dem Bericht von Amnesty International wurden auch zahlreiche Menschen entführt. Ein Beispiel: Ángel Vásquez, ein dreijähriger Junge, der nach Angaben der Mutter von Mitgliedern des Nationalen Anti-Erpressungs-Kommandos (Conas) entführt wurde. Sie gaben der Mutter des Kindes, die vom Vater getrennt lebt, eine Telefonnummer, damit dieser sich melde. Angeblich haben diese Conas-Polizisten gegen den Vater, einen vermeintlichen Kriminellen, ermittelt. Erst 39 Tage später ist das Kind nach breiten politischen Protesten wieder freigelassen worden.

Dehumanisierte Gesellschaft

„Der venezolanische Staat hat zur Verschärfung der Krise beigetragen durch den unverhältnismäßigen Einsatz von Gewalt, bis hin zu tödlicher Gewalt, angeblich zur Bekämpfung von Kriminalität“, heißt es in dem AI-Report. Der Staat kann indes die Sicherheit der Bürger in keiner Weise mehr garantieren. Vor kurzem wurde der 24-jährige Krankenpflegerschüler Rolando Vela von Räufern umgebracht – die Beute: eine Tüte mit Brot. „Wir sind arme Leute, die arme Leute umbringen“, sagt Roberto León, der Direktor des Observatoriums der Gewalt OVV. „Unsere Gesellschaft ist trauri-

gerweise dehumanisiert.“ Die Wirtschaftskrise hat inzwischen mehr als zwei Millionen Bürger zur Flucht in Venezuelas Nachbarländer getrieben.

Die venezolanischen Bischöfe haben nun vor zwei Wochen den Papst getroffen und

ihm die Lage geschildert. Sie verlangen, dass die Regierung Maduro bereit sein müsse, humanitäre Hilfe aus dem Ausland zu akzeptieren. Bisher lehnt sie das aber ab. Ihre Begründung: Die Regierung leugnet einfach, dass eine Krise bestehe.

Anzeige



Jubiläumskongress

50 Jahre »Humanae vitae«
Ein Zeichen des Widerspruchs

12.-14. Oktober 2018
in der Residenz zu Salzburg

Referenten: Weihbischof Dr. Andreas Laun, Prof. Dr. Josef Seifert, Dr. med. Rudolf Ehmann, Dr. Helmut Prader, Inge Thürkau, Dr. h.c. Michael Hesemann, u.a.

Anmeldung erbeten bis 05.10.2018

Weitere Informationen:
kongress.eu-ae.com

Europäische Ärzteaktion e.V. - Vordertullnberg 299 - 5580 Tamsweg

China: Ein Scheck auf die Zukunft



Die provisorische Einigung zwischen Rom und dem Reich der Mitte könnte nun die historische Wende bringen

VON GUIDO HORST

So provisorisch das am Samstag veröffentlichte Abkommen zwischen der Volksrepublik China und dem Heiligen Stuhl auch ist, so einschneidend kann es die Beziehungen Roms zum Reich der Mitte verändern. Die Betonung liegt auf „kann“. Die von nachrangigen Vertretern beider Seiten – für den Vatikan der Untersekretär in der für die Beziehungen zu den Staaten zuständigen Sektion des Staatssekretariats, Prälats Antoine Camilleri, für Peking der stellvertretende Außenminister Wang Chao – unterzeichnete „Provisorische Vereinbarung“ ist ein wirklicher Durchbruch. Das kommunistische China erkennt erstmals in einem offiziellen Dokument an, dass es einen Papst gibt, dass er das Oberhaupt aller chinesischen Katholiken ist, darum die Bischöfe für die Diözesen des Riesenreichs ernennen und auch neue Bistümer dort errichten kann, wie es Franziskus zeitgleich mit der Unterzeichnung des Abkommens auch getan hat. Darum kann die erzielte Einigung als „historisch“ bezeichnet werden. Sie

könnte der erste Schritt auf einem vielleicht Jahrzehnte dauernden Weg der Aussöhnung zwischen Kirche und Staat sein, wie das schon in Vietnam gelungen ist. Das Glas Wasser ist also halb voll.

Es ist aber auch halb leer: Peking hat keine Zusagen gemacht, dass sich das Regime bei der ihm zugestandenen Kontrolle über das Verfahren der Bischofsfindung an von beiden Seiten gebilligte Regeln hält. Die „Provisorische Vereinbarung“, deren tatsächlicher Wortlaut geheim ist, ist kein Konkordat. Und von der Aufnahme diplomatischer Beziehungen ist erst gar nicht die Rede. Also bleiben offene Fragen: Was wird nun aus den Bischöfen der Untergrundkirche? Was wird aus der „Patriotischen Vereinigung“ und ihren – jetzt vom Papst anerkannten – Bischöfen? Wird die auf Sinsierung ausgerichtete Religionspolitik des chinesischen Staats vor dem Halt machen, was zu den unverzichtbaren Bestandteilen des katholischen Glaubenslebens gehört? Das sind Fragen, die sich erst in den kom-

menden Jahren und Jahrzehnten beantworten lassen und weit darüber hinausgehen, was das derzeitige Regime in Peking und das derzeitige Pontifikat garantieren könnten. Das erzielte Abkommen ist ein Scheck auf die Zukunft, bei dem sich aber die eingetragene Summe immer wieder ändern kann.

Dass die Jesuitenmission in China während des siebzehnten Jahrhunderts gescheitert ist, ging auf die Vorsicht des Heiligen Stuhls bei der Teilnahme von Katholiken an den staatlichen Riten des Ahnen- und Konfuzius-Kults zurück. Jetzt hat ein Jesuiten-Papst einen neuen Anfang machen wollen, nachdem die Machtübernahme der Kommunisten in den Jahren 1949 bis 1958 mit einer brutalen Christenverfolgung endete. Das unglaublich Verlockende an einer Aussöhnung mit dem Regime in Peking: China ist ein prächristlicher Staat.

In einer Zeit, in der sich die Länder in Europa immer mehr in postchristliche Gesellschaften verwandeln, wäre Kontinentalchina mit seinen 1,4 Milliarden Einwohnern ein uferloses Reservoir an Menschen, die man zu Christus führen und taufen kann. Wenn die Kirche nur einigermaßen frei leben und wirken könnte. Dafür braucht es eine geregelte Hierarchie. Der Anfang ist gemacht. Das Ergebnis ist offen. Aber es gibt da ja noch die Patronin Chinas, unsere Liebe Frau von Sheshan. Katholiken haben mächtige Verbündete, von denen die in Peking nichts wissen.

es jedoch anders. Für die Kirche ist das Beichtgeheimnis unantastbar: Ein Priester, der den Inhalt einer Beichte preisgibt, ist automatisch exkommuniziert. Die Beichte ist ein Akt zwischen dem Büßer und Gott; der Priester ist nur ein Vermittler der Gnade Gottes. In Bezug auf die Beichte kann ein Priester nicht nach persönlichen Kriterien handeln (also etwa sexuellen Missbrauch der Polizei melden). Ein Gesetz, das von einem Priester verlangt, den Inhalt einer Beichte preiszugeben, würde diesen Priester weder ermutigen noch zwingen, ein Verbrechen den zivilen Autoritäten zu melden – ganz einfach deshalb, weil er es nicht kann. Er würde lieber ins Gefängnis gehen. Ein solches Gesetz würde Priester dafür kriminalisieren, dass sie im Namen Gottes handeln.

Rechte des Kindes statt Recht auf ein Kind

Angesichts der bevorstehenden Reform bioethischer Gesetze in Frankreich mahnt die Wochenzeitung „France Catholique“:

Wir müssen es immer wieder sagen: Ein Kind braucht einen Vater und eine Mutter! In Wirklichkeit ist die einzige universale Gleichheit, die uns alle verbindet, durch alle Zeiten hindurch und in der ganzen Welt, die Tatsache, dass ein Kind aus einem Mann und einer Frau hervorgeht.

Frankreich, das Land der Menschenrechte, muss ein Vorbild sein, es muss die künstliche Befruchtung von Frauenpaaren und alleinstehenden Frauen und ihre logische Folge, die Leihmutterchaft, verbieten. Frankreich, das Land der Menschenrechte, muss auch das Land der Rechte des Kindes sein und nicht das Land des Rechts auf ein Kind.

Lehre der Kirche nicht ändern, sondern besser verkündigen
Das US-amerikanische „National Catholic Register“ berichtet über die Besorgtheit einiger Jugendlicher im Hinblick auf die bevorstehende Jugendsynode:
Sie kritisieren das Dokument, weil es keine „Modelle analysiert, die sich bei der

Dass mancher putschartig nach der Macht greift, ist vertraut. Dass einer putschartig die Macht von sich wirft, ist erklärungsbedürftig. Christian Kern – 19 Monate Kanzler Österreichs und seit Mai 2016 SPÖ-Chef – hat es getan: Er hat weder sich noch seine Genossen in den Oppositionsmodus gebracht und sieht seine Zukunft nun auf der EU-Ebene. Kerns über-eilte Flucht zeigt das Chaos in der SPÖ: inhaltlich wie strategisch.

Nun tröstet er die linke Öffentlichkeit damit, dass die Nachfolge rasch geregelt wurde, dass mit Ex-Gesundheitsministerin Pamela Rendi-Wagner eine seiner Vertrauten an die SPÖ-Spitze gelangt, dass die Neue klug und sympathisch wirkt. Alles richtig, der Haken ist nur: Rendi-Wagner wird SPÖ-Chefin, weil die mächtigen SPÖ-Granden sich weigerten, den Schleudersitz des SPÖ-Bundesparteichefs zu erklimmen. Die wahrhaft Mächtigen in Österreichs Sozialdemokratie bleiben lieber Landesfürsten, konzentrieren sich auf

die Pflege ihrer Hausmacht und auf Zwischenrufe aus Klagenfurt, Eisenstadt oder aus dem Wiener Rathaus. Keine gute Voraussetzung für die habilitierte Tropenmedizinerin Rendi-Wagner, die rote Reichshälfte in den Griff zu kriegen.

Jahrzehntlang war es das Dilemma der christdemokratischen ÖVP: Die Bundes- und Landesfürsten hielten sich einen möglichst schwachen Bundespartei- und Landespartei-Präsidenten. Davon hat Sebastian Kurz die ÖVP befreit; nun imitiert die SPÖ diesen Irrweg. Eine kluge, eloquente, welterfahrene Frau könnte ein Plus für die Roten sein, wären da nicht die alteingesessenen roten Berufspolitiker. Dazu kommt, dass Rendi-Wagner erst vor zwei Jahren der SPÖ beitrug, also keinerlei Hausmacht besitzt. Bevor sie das Bundeskanzleramt anvisiert, muss sie also die roten Burgen – auch die der Gewerkschaften – stürmen. Und sie muss einer ideologisch desorientierten SPÖ Profil geben, weil der bloße Wille zur Macht noch kein Regierungsprogramm ist.

Sozialdemokratie im Chaos

VON STEPHAN BAIER

Den Ton getroffen

VON MSGR. GEORG AUSTEN

Die Menschen im Baltikum haben in diesen Tagen Respekt und Wertschätzung von Papst Franziskus erfahren. Immer wieder sprach er sich für Freiheit, Einheit und Solidarität aus.

Schon 2013 rief der Papst in seiner ersten Generalaudienz dazu auf, an die Ränder zu gehen. Die Armen und Vergessenen bräuchten uns. Papst Franziskus geht selbst an die Ränder. Bei seinem Besuch im Baltikum traf er auf eine lebendige katholische Kirche, die in Estland und Lettland in extremer Minderheitensituation ihren Glauben lebt und sich stärker denn je für die Armen einsetzt. Er traf auf eine Glaubensgemeinschaft, in der es trotz zahlreicher Leiderfahrungen und Herausforderungen mehr Hoffnungs- als Bedenkenträger gibt, die denen, die am Rande der Gesellschaft stehen, ihr Licht schenken.

Begeistert und betroffen hörten die Besucher dem Heiligen Vater bei seinen Ansprachen zu. Immer wieder betonte er, wie wichtig die Solidarität untereinander sei; nicht nur zwischen Ost- und Westeuropa, sondern, und vielleicht sogar insbesondere,

über Kontinente und Religionen hinaus. Besonders deutlich wurde dies während des ökumenischen Gebets im lutherischen Dom zu Riga.

Der Papst machte deutlich, dass der Glaube uns verbinde und wir aus unserem Glauben heraus Kraft und Hoffnung schöpfen können. Dies sei aber nur möglich, wenn wir auch unsere eigenen Wurzeln kennen. Wer sich in eine friedvolle Zukunft ausstrecken und wachsen will, dem hilft eine feste Verwurzelung im Glauben. Durch das bewusste Erfahren eines europäischen Bewusstseins an christlichen Glaubenswurzeln können Christen erfahren, dass sie im Glauben – in aller Unterschiedlichkeit – nicht allein sind.

Ich freue mich für unsere Brüder und Schwestern, dass sie dieses Zeichen der Ermutigung erfahren durften und frage mich: Werden sich die Hoffnungen der Menschen auch in Zeiten, wo die Kirche durch Krisen erschüttert wird, erfüllen?

Der Autor ist katholischer Priester und Generalsekretär des Bonifatiuswerks der deutschen Katholiken.

Priester ist Vermittler der Gnade Gottes

In Kapstadt schreibt „The Southern Cross“ angesichts von Forderungen nach einer Lockerung des Beichtgeheimnisses im Fall von sexuellem Missbrauch:
Der Ruf nach einer Lockerung des Beichtgeheimnisses, um Priester zu zwingen, Beichten über sexuellen Missbrauch den zivilen Autoritäten zu melden, wird immer lauter. Die katholische Kirche lehnt diese Forderungen zu Recht ab, auch wenn sie auf den ersten Blick vernünftig erscheinen mögen. Wenn ein Priester erfährt, dass jemand eine schwere Straftat begangen hat, so die Argumentation, sollte er gezwungen sein, diese den zivilen Autoritäten zu melden. Für jene, die keinen Bezug zum Sakrament der Versöhnung haben, ist dieser Gedanke nachvollziehbar. Auch einige Katholiken meinen, dass der Schutz von Menschen vor Sexualstraftätern den Vorrang haben müsse vor einer Theologie, die das Sakrament schützt. Die meisten Katholiken sehen

Glaubensunterweisung junger Menschen als erfolgreich erwiesen haben“. Außerdem enthalte es keine „Hinweise darauf, wie die sozialen und kulturellen Anliegen junger Menschen auf ein übernatürliches Ziel ausgerichtet werden können“. Stattdessen fänden sich „vage Aussagen über ‚einige junge Menschen‘, die möchten, dass dieser oder jener Teil der kirchlichen Lehre geändert wird“, schreiben sie. „Wir kennen aber viele junge Menschen, die wollen, dass die Lehre der Kirche nicht geändert, sondern im Gegenteil deutlicher verkündigt wird – eben weil sie sie als Gegenmittel zu der kulturellen Ödnis betrachten, in der wir leben.“ Wie diese offenen Briefe und das vorsynodale Dokument zeigen, wollen viele junge Menschen, dass die Lehren der Kirche klar gelehrt werden, auch wenn sie zu kämpfen haben, um sie zu akzeptieren oder zu verstehen. Eine der jungen Delegierten, [...] Katie Prejean McGrady, sagte: „Wir wollen eine Kirche, die die tiefste Wahrheit verkündigt. Wir wollen eine Kirche, die diese Lehren so verkündigt, dass wir sie

verstehen. Und auch wenn wir nicht mit ihnen einverstanden sind oder sie nicht vollkommen verstehen, wollen viele junge Menschen dennoch, dass die Kirche uns diese Dinge lehrt.“

Hat Franziskus Irland zu früh besucht?

Einen Monat nach dem Papstbesuch in Irland zieht „The Irish Catholic“ Bilanz:
Im Nachhinein betrachtet hätte er wirklich konkrete Maßnahmen ansprechen sollen, die er ergreifen will, um Missbrauch zu unterbinden und jene zu bestrafen, die für seine Vertuschung verantwortlich sind. Es hätte die Wut nicht gedrosselt, aber es hätte mit mehr Nachdruck gezeigt, dass die Kirche die verletzten Gefühle [...] ernst nimmt. [...] Hat der Papst Irland zu früh besucht? War es unfair, den Heiligen Vater in eine feindselige Kultur einzuladen, die vielleicht noch nicht bereit war, seine Botschaft der Sühne für die Fehler der Vergangenheit und seinen Appell zur Heilung zu hören?



Einblicke in die Dunkelheit

Nach vier Jahren liegt die große Studie zum sexuellen Missbrauch vor. Sie bringt Licht in ein düsteres Kapitel der Kirche in Deutschland. Doch es bleiben noch viele dunkle Flecken.

VON KILIAN MARTIN

Die katholische Kirche in Deutschland wandelt derzeit zwischen Licht und Schatten. „Wir schauen auf die dunklen Seiten des Lebens der ganzen Kirche“, fasste Kardinal Reinhard Marx noch am Dienstagmorgen die Stimmung dieser Tage zusammen. Am Mittag dann rückte die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) mit der Vorstellung der von ihr in Auftrag gegebenen Missbrauchsstudie bei ihrer Herbst-Vollversammlung in Fulda ein selbst für Fachleute beklemmendes Thema ins Licht der Öffentlichkeit.

3677 Kinder und Jugendliche sollen seit 1946 durch sexuellen Missbrauch in der Kirche betroffen worden sein, 1670 Kleriker wurden dieser Taten beschuldigt. In nüchternen Worten gaben die Forscher um Professor Harald Dreßing vom Mannheimer Zentralinstitut für Seelische Gesundheit dieses Ausmaß des Missbrauchs durch katholische Geistliche in Deutschland bekannt. Und Studienleiter Dreßing legt Wert auf die Feststellung: „Das ist die untere Schätzgröße. Weniger war es sicher nicht.“ Das Forscherteam geht vielmehr von einem „beträchtlichen Dunkelfeld“ aus.

Für die Bischöfe war die Bekanntgabe der Ergebnisse eine wohl nicht überraschende, aber sehr wohl frappierende Nachricht.

Angesichts dieser großen Verbrechensgeschichte sprach Kardinal Marx ein historisches Wort aus: „Für alles Versagen und allen Schmerz muss ich als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz um Entschuldigung bitten. Und ich tue das auch ganz persönlich.“ Viele dürften mit dieser umfassenden Entschuldigungsbitte gleichwohl gerechnet, sie gar erwartet haben. Der Missbrauch in den Reihen der Kirche ist schließlich seit Langem kein Geheimnis mehr.

Dennoch bleiben auch nach Abschluss der vierjährigen Forschungsarbeit noch viele Fragen offen. Diese ergeben sich zum Teil auch aus der Studie selbst: Die Forscher bezeichnen die von ihnen aus 38 156 Akten ermittelten Zahlen als das „Hellfeld“ des sexuellen Missbrauchs im kirchlichen Umfeld, also als die nachweislich bekannten Taten. Allerdings geht aus ihrem Bericht auch hervor, dass ein erheblicher Anteil der aktenkundlichen Beschuldigungen nie nachgewiesen wurde. So wurde zum Beispiel gut ein Fünftel der Strafverfahren eingestellt, weil nach Erkenntnis der Staatsanwaltschaft keine Straftat begangen wurde. Somit weist selbst das „Hellfeld“ der Studie deutliche Schattierungen auf, vom angesprochenen „Dunkelfeld“ ganz zu schweigen.

Ebenfalls nicht eindeutig zu beantworten ist die Frage, weshalb viele Missbrauchsfälle über Jahre und Jahrzehnte unaufgeklärt oder möglicherweise oft auch schlicht unberücksichtigt blieben. Zwischen Begehen der Tat und der Meldung des Opfers vergingen oft Jahrzehnte. Während die meisten Ersttaten zwischen Mitte der 1950er und Anfang der 1970er Jahre geschahen, nahmen die Meldungen erst in den vergangenen fünfzehn Jahren zu.

Ein schweres Urteil sprechen die Forscher aus Mannheim, Heidelberg und Gießen in ihrer sogenannten MHG-Studie dabei über die Kirche aus: Ihre Strukturen, allen voran ein destruktiver „Klerikalismus“, hätten sexuellen Missbrauch durch Kleriker lange Zeit begünstigt und seine Aufklärung verhindert. Es sei eher darum gegangen, Amtsträger und die Institution Kirche zu schützen, als die potenziellen und tatsächlichen Opfer. Der sexuelle Missbrauch sei damit nicht allein als Fehlverhalten Einzelner zu betrachten, sondern besonders müssten für die Kirche spezifische Strukturmerkmale in den Fokus gerückt werden, resümieren die Wissenschaftler. Diese Risikofaktoren herauszuarbeiten, war schließlich auch der Forschungsauftrag, den ihnen die DBK erteilt hatte. Von den Forschern bekommen

sie nun zu lesen, dass neben dem „Klerikalismus“ auch die katholische Sexualmoral sowie der Zölibat problematisch wirken könnten. Eine These, die sicher nicht nur bei Bischöfen für Aufsehen sorgt.

Für die Kirche stellt sich damit auch die Frage, was der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn der MHG-Studie für sie bedeuten kann und muss. In weiten Teilen befasst sich das Papier rein deskriptiv mit Anschuldigungen, Betroffenen, Taten und Tätern vergangener Jahrzehnte. Schockierend sind dabei etwa das Durchschnittsalter der Betroffenen von unter zwölf Jahren oder die massiven gesundheitlichen und sozialen Spätfolgen. Gerade jene der sieben Teilprojekte der Studie, die sich mit der eigentlichen Auswertung der Missbrauchsfälle und Beschuldigungen befassen, fördern seitensweise schmerzhaft Informationen zutage.

„Ich will und kann mich nicht daran gewöhnen, dass dieses Thema irgendwie zum Leben der Kirche gehört“, bekannte am Dienstag Trierer Bischof Stephan Ackermann. Es treffe „mitten ins Herz des Evangeliums“, wenn geweihte Männer nicht ihrem Auftrag zum Dienen folgen und Kinder schädigen. Die Befunde aus den kirchlichen Akten stützen dies mit Zahlen: Ein Fünftel der Betroffenen, bei denen soziale Folgen

des Missbrauchs registriert wurden, hatte demnach Probleme mit dem Glauben. Für den Beauftragten der Bischofskonferenz für Fragen sexuellen Missbrauchs dürfte daher noch wichtiger als der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn die Frage sein, was aus diesem nun folgen muss. Dabei betonte Ackermann einen Punkt, der auch in den Schlussfolgerungen der Forscher immer wieder auftaucht: der Missbrauch von Macht in der Kirche.

Zur Aufarbeitung des Geschehens stellt sich dabei zuoberst die Frage, ob der Umgang der Verantwortlichen mit Missbrauchsfällen und den Tätern in ihren Zuständigkeitsbereichen ausreichend war und ist. Gewisse Aussagen der Forscher lassen Zweifel daran aufkommen. So zeigt etwa die Übersicht der Ausgänge kirchenrechtlicher Verfahren gegen Beschuldigte, dass nur selten zu hohen oder Höchststrafen gegriffen wurde. Die Zahl der vor kirchlichen Institutionen geführten Verfahren liegt zudem deutlich niedriger als jene der Strafanzeigen. Für all das kann es gute Gründe gegeben haben. Doch die Akten zeigten laut Aussage der Forscher auch, dass in vielen Fällen schlicht kein Wille zur Aufklärung bestand oder die Taten aktiv vertuscht wurden.

Fortsetzung auf Seite 12

IM BLICKPUNKT

Apologeten gesucht

VON REGINA EINIG

Nach der Vorstellung der von den deutschen Bischöfen in Auftrag gegebenen Studie über sexuellen Missbrauch in Kirchenkreisen prasseln die klassischen Stichworte auf die Öffentlichkeit ein. Was zwischen Betroffenheit und Empörung geäußert wird, ist oft mit heißer Nadel gestrickt, teilweise auch blanke Unsinn. Niemandem ist mit dieser Studie gedient. Den einen geht sie nicht weit genug. Andere bezweifeln angesichts der wissenschaftlichen Defizite ihren Nutzen. Bei Kirchenkritikern wird in diesen Tagen selten nachgehakt und nach Hausverstand gefragt. Es rächt sich, dass die Apologetik im Katholizismus aus der Mode gekommen ist. Vor allem gegen die erwartungsgemäß eingetretene Pauschalkritik am Beichtgeheimnis sind klare Absagen notwendig. Die Debatte wurde erst kürzlich ohne neue Argumente in Australien wieder losgetreten. In Deutschland macht sich nun die „Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung des sexuellen Kindesmissbrauchs“ für eine kritische Überprüfung des Beichtgeheimnisses stark. Ihrer Auffassung nach zeigt die MHG-Studie, dass vor allem die innerkirchlichen

Machtstrukturen den Schutz der Kinder untergraben. Daher sei eine „Analyse täterfreundlicher Strategien“ in der Kirche geboten. Der Verdacht, im Beichtstuhl öffne die Kirche Missbrauchstätern ein billiges Hintertürchen, um ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen, ist zwar mehrheitsfähig und verbreitet, karikiert aber das Bußsakrament. Wer so denkt, hat oft selbst kein realistisches Bild vom Beichten und profitiert von der allgemeinen Unkenntnis darüber. Hinzu kommt die fehlende Beichtpraxis vieler Katholiken – und das schließt Geistliche ein.

Die aufgeheizte Stimmung fordert unausgesprochen die soziale Todesstrafe für Täter und nimmt die große Mehrheit der unbescholtenen Priester und redlichen Beichtväter quasi in eine Art gesellschaftlicher Sippenhaft. Damit lässt sie die zutiefst christliche Haltung vermissen, für die der Beichtstuhl steht: Ziel der Seelsorge ist nicht der geistliche Tod des Sünders, sondern seine konsequente Abkehr von der Sünde. Der Kölner Generalvikar Markus Hofmann macht zu Recht darauf aufmerksam, dass die Beichte der entschei-

dende Schritt zur Selbstanzeige der Täter sein kann. (Seite 12). Realistisch betrachtet, kann das Beichtgeheimnis nicht nur Tätern den Weg in die richtige Richtung weisen. Gerade für Opfer, deren Wunsch nach Anonymität derzeit den Diözesen Kopfzerbrechen bereitet, kann der zu absoluter Verschwiegenheit verpflichtete Beichtvater ein wertvolles Gesprächsangebot sein, um das Eis zu brechen und Missverständnisse auszuräumen. Namenlosen Anklägern kann die Kirche weder helfen noch Gerechtigkeit widerfahren lassen. In der oft einseitig auf die Täter fixierten Debatte geht unter, dass auch die anonymen Beschuldiger eine Verantwortung tragen: für sich selbst und auch für potenzielle Opfer von morgen. Es ist zudem für Familie und Freunde, die Opfern helfen möchten, aber zugleich den Wunsch der Betroffenen nach Anonymität respektieren, eine Hilfe, sich in dieser schwierigen Lage in einem völlig geschützten Raum Rat holen zu können. In diesem Sinn taugt der Beichtstuhl nicht für einseitige Strategien, sondern für echte Lösungen.

PERSONALIEN



BISCHOF HEINZ JOSEF ALGERMISSEN (75) (Foto: dpa), dessen altersbedingtes Rücktrittsgesuch Papst Franziskus am 5. Juni dieses Jahres angenommen hat, ist am Sonntagmittag im Hohen Dom zu Fulda feierlich verabschiedet worden. „Das Bistum Fulda ist Dir, lieber Heinz Josef, zu großem Dank verpflichtet – wir danken Dir für die gemeinsame Wegstrecke, für Deinen Leitungsdienst, für Deine Entscheidungen und Impulse, für Dein klares Bekenntnis zu Gott und zum Schutz des menschlichen Lebens in jeder Phase“, betonte Weihbischof Karlheinz Diez, der zurzeit als Diözesanadministrator die Geschicke des Bistums Fulda leitet. In seinem Grußwort am Ende eines feierlichen Pontifikalamts, dem der emeritierte Oberhirte vorstand, würdigte Diez Algermissens 17-jährigen bischöflichen Dienst. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, hielt die Festpredigt. Er war gemeinsam mit Algermissen am 21. September 1996 in Paderborn zum Bischof geweiht worden.

Kirchenvertreter haben den am Wochenende im Alter von 89 Jahren verstorbenen emeritierten Fuldaer **WEIHBISCHOF JOHANNES KAPP** gewürdigt. Er denke an ihn „als einen sehr gläubigen Mann“, erklärte Weihbischof Karlheinz Diez, der das Bistum derzeit als Diözesanadministrator führt, am Montag in Fulda. „Er hatte ein phänomenales Gedächtnis für Personen und Situationen, er war ein guter Prediger und Seelsorger und ein ausgezeichnete Kenner der Diözese.“ Für den langjährigen Fuldaer Bischof Heinz Josef Algermissen war Kapp „ein sehr hilfreicher Berater und treuer Helfer in meinem bischöflichen Dienst“, dessen „vornehm zurückhaltender und zugleich durchdachter bestimmter Rat“ ihm fehlen werde. Der am Samstag verstorbene Weihbischof wird am 2. Oktober in seiner nordhessischen Heimat Hofgeismar beigesetzt. Um 11 Uhr findet ein Requiem in der Pfarrkirche Sankt Peter statt. Die Beerdigung ist im Anschluss auf dem dortigen Friedhof vorgesehen. Kapp arbeitete über Jahrzehnte in verschiedenen kirchlichen Leitungssämtern des hessischen Bistums. So war er ab 1975 fünf Jahre lang Regens des Priesterseminars. Nach seiner Bischofsweihe 1976 wurde er Bischofsvikar und 1980 Leiter der Personalabteilung des hessischen Bistums. Als Domdechant war Kapp über zwei Jahrzehnte für Sanierungen und Erhalt der Bischofskirche verantwortlich. Auch stieß er eine Neugestaltung des Diözesanmuseums an.

Der Abtpräses der Beuroner Benediktiner-Kongregation, Albert Schmidt OSB, hat den Abt des Stiftes Neuburg (Heidelberg), **WINFRIED SCHWAB OSB** von seinem Amt entpflichtet. Wie das Kloster am Samstag auf seiner Homepage mitteilte, werde bis zur Regelung der Nachfolge die Leitung des Klosters vom Prior, **PATER AMBROSIUS LEIDINGER OSB**, wahrgenommen. Vorausgegangen war eine Visitation, wie sie gemäß dem kirchlichen Recht regelmäßig stattfindet. Den Angaben zufolge seien „bei einigen wichtigen Entscheidungen die zuständigen Gremien nicht in der Weise beteiligt worden, wie dies den kirchlichen Bestimmungen entsprechen hätte“.

FLORIAN SCHULLER (71), Direktor der Katholischen Akademie Bayern, wird am 2. Oktober verabschiedet. Zur Nachfolge, über die die Freisinger Bischofskonferenz entscheidet, ist noch nichts bekannt. Der aus Augsburg stammende Priester und promovierte Theologe leitet die Akademie seit Sommer 2000.

Salzburgs Kirche bleibt im Dorf

Neuer Fokus auf „Menschen, deren Lebensentwürfe außerhalb der kirchlichen Normen liegen“ VON STEPHAN BAIER



Die Freude des Evangeliums darf der Welt von heute nicht vorenthalten werden, mahnte Salzburgs Erzbischof Franz Lackner beim „Zukunftsfest“. Foto: ED Salzburg

Am Wochenende hat die Erzdiözese Salzburg 1300 Jahre heiligen Rupert gefeiert, zugleich den Höhepunkt ihres Zukunftsprozesses. „Es geht um das Wohl aller Menschen und um die Ehre Gottes“, begründete Erzbischof Franz Lackner in einem Pressegespräch den synodalen Prozess seiner Erzdiözese, dessen erste Etappe mit dem Rupertifest abgeschlossen wurde. Die Aufgabe sei, „unsere Missionsgeschichte weiterzuschreiben, Schlechtes bekennen und Gutes bezeugen“. Als Beispiel für „neue Adressen für ein altehrwürdiges Evangelium, das sich in unsere Zeit hinein immer wieder erneuern möchte“, nannte der Erzbischof von Salzburg „neue Lebensformen, die sich etablieren und die Begegnung mit dem Evangelium suchen“.

Die Kirche der Zukunft werde „eine Bekennerkirche sein müssen“, so Lackner. „Die Kirche trägt einen kostbaren Schatz in zerbrechlichen Gefäßen.“ Auf eine Frage dieser Zeitung sagte der franziskanische Erzbischof, Ziel des Zukunftsprozesses sei „nicht, die Zahl der Kirchenbeitragszahler zu erhöhen, sondern die Botschaft Jesu zu den Menschen zu bringen“. Der Priester-mangel habe „auch etwas Positives“, die Erkenntnis nämlich, dass „Seelsorge nicht

nur Sache der Priester“ sei. Sie werde künftig stärker von haupt- und ehrenamtlichen Laien getragen, die situativ „Priester hinzurufen“. Der frühere Salzburger Dompfarrer und Seelsorgeamtsleiter Balthasar Sieberer ergänzte als Projektleiter des Zukunftsprozesses: „Die Amtsfrage wird der Kirche als Aufgabe bleiben, ist aber nicht in einem Diözesanprozess zu lösen.“

Salzburgs Seelsorgeamtsleiterin Lucia Greiner sagte vor Medienvertretern: „Wir haben eine Spiritualität, die belastbar ist – keine Schönwetterspiritualität.“ Die Kirche müsse Neues ausprobieren und milieuspezifisch arbeiten, denn „nicht alle sind auf einem Weg erreichbar“. Die Erzdiözese Salzburg, die 450 000 Gläubige in 210 Pfarreien hat, wolle die starke kirchliche Präsenz in den Regionen erhalten. „Wir wollen den Menschen nahe sein. Die Kirche bleibt im Dorf!“ Allerdings seien verschiedene Leitungsmodelle denkbar, weil alles in der Pfarrei in Ableitung von der Leitung des Erzbischofs stattfinde. Die Pfarrei selbst sei „ein relativ flexibles Gebilde“.

Was die Zukunft angeht, verwies Prälat Sieberer auf die Reputationsstudie, die die Universität Salzburg heuer über die Kirche

erstellt hat. Sie zeige, dass es „einen hohen Prozentsatz von kritisch Wohlwollenden“ gebe. Die Kirche brauche „Hinhör-Projekte“ und solle „mitten unter den Leuten sein“. 42 konkrete „Zukunftsprojekte“ wurden beim Rupertifest in Salzburg präsentiert. Weil das kirchliche Personal als „entscheidende Ressource“ identifiziert wurde, habe man neue Formate des Erfahrungsaustausches und der Weiterbildung erprobt. Bisher habe sich der Zukunftsprozess auf das hauptamtliche Personal konzentriert, künftig werde man das Gespräch mit den Ehrenamtlichen suchen.

In den neuen „Pastoralen Leitlinien für die Erzdiözese Salzburg“, die vor wenigen Tagen veröffentlicht wurden, ist vom „Primat der Seelsorge“ die Rede. Wörtlich heißt es da: „Wir kehren um, wo wir den missionarischen Auftrag, den uns Jesus gegeben hat (...), aus den Augen verloren haben.“ Es müssten „neue Wege“ erprobt werden, „das Evangelium zu verkünden und zu leben“. Bewährte Wege würden „neu interpretiert“. Die Erzdiözese wolle „Brücken zur Zivilgesellschaft“ bauen und „eine wachsende Gemeinschaft sein“. Unter der Überschrift „Missionarisch umdenken“ heißt es in den Leitlinien: „Es findet auf allen Ebenen ein missionarisches Um-

denken statt, weg vom System ‚Aufrechterhalten und Bewahren‘, hin zu expansiver Seelsorge und missionarischer Kreativität in der Evangelisierung für mehr Wachstum des christlichen Lebens.“ Es sei eine vorrangige Aufgabe, die von der Reputationsstudie identifizierten „kritisch Distanzierten“ zu gewinnen. Weiter heißt es in den Leitlinien: „Wir nehmen auch jene Menschen in den Blick, deren Lebensentwürfe außerhalb der kirchlichen Normen liegen, also jene, die sich in homosexuellen Partnerschaften um Treue und füreinander Dasein bemühen.“ Hier gelte es, „Verletzungen abzubauen“.

Ob die Erzdiözese Salzburg so den rapiden Säkularisierungs- und Entkirchlichungsprozess stoppt? Erzbischof Lackner ist jedenfalls entschlossen, nicht bloß Verwalter des Niedergangs zu sein. In einem Hirtenbrief, den er zum Zukunftsprozess veröffentlichte, schreibt er: „Wir werden Entscheidungen treffen müssen, die wehtun. Niemals darf es nur darum gehen, bloß abzuschaffen oder zu kürzen. Neues drängt heran und braucht neue Formen. Die Pfarrei bleibt wichtigster Ort des gelebten Evangeliums. Strukturen werden sich ändern und den je heutigen Gegebenheiten anzupassen haben.“



VON CLAUDIA KOCK

„Wucher erniedrigt und tötet, er ist ein altes, verdecktes Übel, das wie eine Schlange seine Opfer stranguliert.“ Mit diesen Worten verurteilte Papst Franziskus im Februar dieses Jahres die vor allem in ärmeren Ländern verbreitete Praxis, Geld zu Wucherzinsen zu verleihen. Der Papst forderte eine ethische Orientierung der Wirtschaftspolitik und der Geldinstitute und erinnerte daran, dass viele Banken der Welt ursprünglich gerade deswegen entstanden sind, um arme Menschen dem Zugriff von Wucherern zu entziehen. Damit nahm der Heilige Vater indirekt auch Bezug auf den seligen Franziskaner Bernhardin von Feltre, der im 15. Jahrhundert karitativ ausgerichtete Geldinstitute gründete, um der grassierenden Ausbeutung der Armen durch Wucherzinsen

28. September: Der Wochenheilige Der selige Bernhardin von Feltre

entgegenzuwirken. Sein Gedenktag ist der 28. September.

Martino Tomitano, so der bürgerliche Name des späteren Seligen, wurde im Jahr 1439 in Feltre, einer Stadt an den Ausläufern der Dolomiten unweit von Venedig geboren. Er stammte aus einer wohlhabenden Adelsfamilie, die dem klugen und wissbegierigen Jungen eine hervorragende Schulbildung ermöglichte. Bereits mit elf Jahren las und sprach er fließend Latein; später studierte er in Padua Rechtswissenschaft bei den bekanntesten Gelehrten seiner Zeit, wo er sich durch seine Intelligenz und seine Ernsthaftigkeit auszeichnete. Entscheidend für seinen Lebensweg wurde eine Begegnung mit dem heiligen Franziskaner Giacomo dalla Marca, den er in Padua predigen hörte. Unter seinem Einfluss trat er mit 17 Jahren gegen den Widerstand seines Vaters in den Franziskanerorden ein, wo er den Namen Bernhardin annahm, nach dem heiligen Bernhardin von Siena, der einst Giacomo dalla Marca Lehrer gewesen war. Nach einem strengen Noviziat in einem kleinen Konvent außerhalb der Stadt stu-

dierte Bernhardin Theologie in Venedig, wo er 1463 zum Priester geweiht wurde. Nach kurzer Lehrtätigkeit wurde er mit 30 Jahren zum Prediger seines Ordens ernannt. 25 Jahre lang, bis zu seinem Tod, zog er unermüdetlich in Nord- und Mittelitalien umher, oft barfuß, hungrig, bei Unwetter und unter harten Strapazen, um zu predigen und die Menschen seiner Zeit zur Umkehr zu Gott zu bewegen. Bernhardin war ein brillanter Prediger, der es verstand, mit dem Volk in Dialog zu treten und das Unrecht, besonders gegen die Armen, hart zu geißeln, ohne sich vor weltlichen Konsequenzen zu fürchten. Ein besonderer Dorn im Auge waren ihm die Wucherer, gegen die er mit aller Härte predigte, was nicht wenigen Unmut gegen ihn hervorrief. So wurde er in der Fastenzeit 1488 auf Beschluss der „Signoria“, des republikanischen Gemeinderats, aus Florenz verjagt, als er die Ausbeutung der Armen durch Wucherzinsen anprangerte, und auch in Trient hatte er hart gegen den Widerstand der Wucherer zu kämpfen. Beim Volk war er dagegen außerordentlich beliebt, so dass man ihn öfter vor den be-

geisterten Massen schützen musste, die ihn bedrängten. Viele Städte fragten ihn als Prediger an und wandten sich sogar an den Papst in Rom, um sich seinen Besuch zuzusichern.

Gegen den Wucher predigte Bernhardin nicht nur, sondern ergriff auch konkrete Hilfsmaßnahmen, wobei ihm seine Rechtsstudien zu Hilfe kamen. So baute er das System der sogenannten „Monti della Pietà“ aus – Banken, die nicht auf Gewinn spekulierten, sondern als karitative Einrichtungen errichtet wurden. Sie wurden durch Stiftungen und Spenden gestützt und nahmen auf Kredite sehr geringe Zinsen, die nur dazu dienten, das Institut operativ zu erhalten. Etwa 30 solcher „Monti di Pietà“ gründete Bernhardin von Feltre im Laufe seines Lebens. Bernhardin war von zarter Statur und führte ein entbehrungsreiches Leben. An Tuberkulose erkrankt, stellte er nur wenige Tage vor seinem Tod die Predigtstätigkeit ein. Am 28. September 1494 schlief er im Konvent von Pavia friedlich ein. Er wurde 1654 zur Ehre der Altäre erhoben und gilt als Patron der Pfandleiher.

Universale Geschwisterlichkeit

„Wir haben zu viele Festungen gebaut“: In Litauen und Lettland wirbt Papst Franziskus für die Brückenfunktion des Baltikums **VON GUIDO HORST**

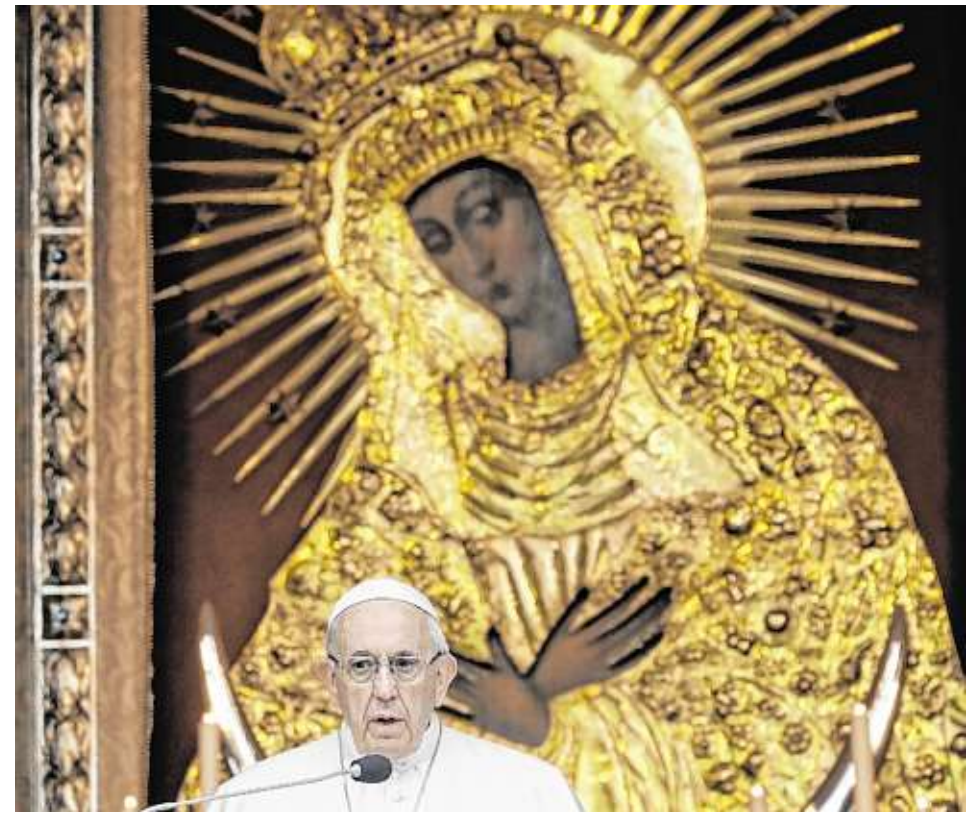
Mit vielen Rückblicken auf die Vergangenheit und die Zeit der Unterdrückung der Kirche im Baltikum hat Papst Franziskus am Dienstag einen Pastoralbesuch in den Ostsee-Staaten Litauen, Lettland und Estland beendet, genau 25 Jahre nach der historischen Reise von Johannes Paul II. in das vom sowjetischen Kommunismus soeben befreite Baltikum. Auch die Erinnerung an diese Visite des polnischen Papstes verlieh dem Aufenthalt von Franziskus im Baltikum leicht nostalgische Züge. Es waren nicht mehr die beeindruckenden Massen, die Papst Wojtyla vor 25 Jahren anlockte. So waren es damals eine halbe Million Menschen, die sich im lettischen Marienheiligtum Aglona zur Papstmesse zusammengefunden hatten. Jetzt waren es hier

am Montag mehrere Zehntausend, die bei regnerischem Wetter ausharrten, um mit Franziskus den Gottesdienst im Freien zu feiern und seiner Predigt – vom Papst auf Italienisch vorgetragen und von einem Übersetzer abschnittsweise in lettischer Sprache wiederholt – zuzuhören.

Sloskāns, der von den Russen verhaftet, nach Sibirien deportiert, gefoltert und dreißig Jahre in Haft gehalten wurde. In dieser Zeit, sagte Franziskus, „schrieb er einmal an seine Eltern: ‚Ich bitte euch aus der Tiefe meines Herzens: Lasst in euren Herzen weder Rachegefühle noch Aggression aufkommen. Wenn wir dies zuließen, wären wir keine wahren Christen, sondern Fanatiker.“ „In Zeiten“, schlug der Papst den Bogen zur Gegenwart, „in denen scheinbar Gesinnungen wieder aufleben, die Misstrauen gegenüber den anderen säen und mithilfe von Statistiken belegen wollen, dass es uns besser ginge, dass es größeren Wohlstand und mehr Sicherheit gäbe, wenn wir allein wären, laden Maria und die Jünger dieses Landes uns ein, den anderen aufzunehmen, wieder auf den Bruder und die Schwester, auf universale Geschwisterlichkeit zu setzen.“ Die Aufnahme der Fremden und die Brückenfunktion des Baltikums zwischen West-, Ost- und

Nordeuropa waren Themen, die Franziskus in den baltischen Tagen immer wieder ansprach.

Begonnen hatte der Papstbesuch am Samstag in Litauen. Ein trübes Wetter erwartete den Papst – und Staatspräsidentin Dalia Grybauskaitė, die es sich nicht nehmen ließ, an den beiden Großveranstaltungen des Papstes in Litauen teilzunehmen. Doch zuerst kam die Begegnung mit dem diplomatischen Corps und den Vertretern der Zivilgesellschaft, bei der der Papst – wie schon bei anderen Reisen – Programmatisches sagte. Vor dem Hintergrund des Anlasses der Reise – der hundertjährigen Eigenständigkeit Litauens – fasste er seine Botschaft an die Bürger und Verantwortlichen des Landes zusammen: „Im Laufe seiner Geschichte war Litauen in der Lage, Menschen verschiedener Ethnien und Religionen Gastfreundschaft, Aufnahme und Annahme zu gewähren. Jeder hat in diesem Land einen Platz zum Leben gefunden: Litauer, Tataren, Polen, Russen, Weißrussen, Ukrainer, Armenier, Deutsche...; Katholiken, Orthodoxe, Protestanten, Altkatholiken, Muslime, Juden...; sie alle haben in Frieden zusammengelebt, bis die totalitären Ideologien aufkamen und diese Fähigkeit zur Gastfreundschaft und zur Vereinbarkeit von Unterschieden durch Verbreitung von Gewalt und Misstrauen zerstörten.“ Die Litauer, so der Papst weiter, hätten hier einen eigenen Ausdruck beizusteuern: „den Unterschieden Raum geben“. In den ersten Besuchstag in Litauen platzte dann auch – vom Vatikan sicherlich nicht ungeplant – die Nachricht von der historischen Vereinbarung zwischen Rom und dem Regime in Peking über die zukünftigen Bischofsnennungen in China. So standen dann die den Papst begleitenden Reporter vor den Kameras und berichteten aus Vilnius ihren Heimatsendern nicht von der Aufnahme des Papstes in Litauen, sondern kommentierten ein Ereignis, das die Katholiken auf der anderen Seite der Weltkugel betraf. Doch beim Besuch am gleichen Tag im Heiligtum „Mater Misericordiae“ in Vilnius kam Franziskus gleich auf seine



„Brücken statt Barrikaden bauen“: Papst Franziskus bei seiner Ansprache vor dem Marienheiligtum Mater Misericordiae im litauischen Vilnius. Foto: dpa

Kernbotschaft zurück: „Wenn wir uns aus Angst vor anderen in uns selbst einschließen, wenn wir Mauern und Barrikaden errichten, berauben wir uns letztlich der Guten Nachricht Jesu, welche die Geschichte und das Leben der Mitmenschen kennzeichnet. Wir haben in unserer Vergangenheit zu viele Festungen gebaut, heute aber spüren wir die Notwendigkeit, einander in die Augen zu sehen und uns als Brüder und Schwestern anzuerkennen, geeint unterwegs zu sein und mit Freude und in Frieden den Wert der Brüderlichkeit zu entdecken und zu erfahren.“ Am Sonntagnachmittag gedachte der Papst an einem Gedenkstein in Vilnius im stillen Gebet der Opfer des Ghettos. Etwa vierzigtausend Juden wurden von hier aus in Konzentrationslager transportiert und fast alle ermordet. Was Franziskus am Samstag

in seinen Ansprachen begonnen hatte, setzte er am Sonntag fort: Immer wieder warnte er vor dem Vergessen und rief zur Besinnung auf die eigenen Wurzeln, Aufrufe zu Solidarität, Gastfreundschaft und Einheit. Am Morgen bei der Messe im Santakos-Park von Kaunas machte Franziskus als Auslöser von Krieg und Unterdrückung das Machtstreben aus, als Gegenmittel forderte er eine vom Wort Gottes ausgehende „Globalisierung der Solidarität“. Er rief weiter dazu auf, die Geringsten in die Mitte zu stellen, etwa ethnische Minderheiten oder „Arbeitslose, die gezwungen sind auszuwandern“. Beide Beispiele waren bewusst gewählt: Litauen leidet unter der Abwanderung junger Leute, außerdem gibt es neben der Mehrheit der Litauer auch Minderheiten wie Weißrussen, Russen, Ukrainer oder Letten.



Wolkenverhangen ist der Himmel über Aglona in Lettland, während die Gläubigen auf die Ankunft von Papst Franziskus warten. Foto: dpa

„Wach auf, mein Herz“

Papst Franziskus brachte Hoffnung in die kleine, nur aus 6500 Gläubigen bestehende, katholische Enklave in Estland **VON FLORIAN HARTLEB**

Am 25. September kam Papst Franziskus zum Abschluss seiner Baltikumsreise nach Estland, einer Enklave oder Diaspora des Katholizismus. Das ist ein besonderes Zeichen, zeigt es doch, dass der Papst auch in Ländern mit einer besonders kleinen Gemeinschaft, hier die kleinste Kirche Europas, spricht.

Vor 25 Jahren besuchte Papst Johannes Paul II. das Land, nun kam es zum zweiten Papstbesuch. Das Leitmotiv für das gerade unabhängig gewordene Land lautete damals „Ärge kartke!“, übersetzt „Habt keine Angst“. Das Motto des jetzigen Papstbesuchs knüpft daran an. Es lautet „Mu süda, ärka üles“ – zu Deutsch „Wach auf, mein Herz“. Das sind die ersten Worte eines estnischen Volksliedes, das sich auf die Situation der Gläubigen im Land übertragen lässt: Im Gegensatz zum baltischen Staat Litauen, der einen Katholikenanteil von 76 Prozent sowie eine lange Tradition aufweist, sind es in Estland nur 0,5 Prozent, rund 6500 katholische Christen. Die Gründe dafür, das zeigt diese Gegenüberstellung, liegen nicht nur an der kommunistischen Zeit und der dort verbreiteten marxistischen Ideologie, dass Religion „Opium für das Volk“ sei. Das calvinistisch geprägte Estland ist eines der am wenigsten religiösen Länder der Welt. Das liegt auch an der nordischen Kultur, die wie in Norwegen, Schweden oder Finnland einem Naturglauben huldigt. Die heidnische Sonnwendfeier etwa hat eine Bedeutung wie Weihnachten. Christliche Feier-

tage gibt es fast keine. Im Alltagsleben der Esten spielt Religion denn auch kaum eine Rolle. So heiraten junge Menschen kaum mehr, und wenn, dann lediglich staatlich.

Obwohl seit Monaten Plakate in Tallinn hingen, war der 25. September 2018, anders als in den anderen baltischen Staaten, ein ganz „normaler Arbeitstag“. Dennoch ist der Besuch des Kirchenoberhauptes nicht zu unterschätzen, gerade in spiritueller Hinsicht. In Zeiten des Individualismus und Materialismus kann hier ein Zeichen ausgehen, wieder glücklicher und hoffnungsfroher zu werden. Das sollte gerade die Messe auf dem symbolträchtigen Freiheitsplatz im Zentrum der Hauptstadt Tallinn zur Schau stellen. Ihr habt nicht eure Freiheit erlangt, um dann als Sklaven des Konsums, des Individualismus, des Macht Hungers oder der Herrschsucht zu enden“, sagte der Pontifex vor den etlichen tausend Menschen, die sich versammelten. Zuvor bekam er durch die Staatspräsidentin Kersti Kaljulaid eine computerlesbare ID-Karte überreicht. Estland ist auf seine digitalen Errungenschaften besonders stolz und versteht sich als voll digitalisierter Staat. Er ermöglicht über solch eine e-residency eine Unternehmensgründung für Ausländer. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel bekam etwa bei ihrem Staatsbesuch ebenfalls eine solche Karte überreicht.

Bei seiner Ansprache im Präsidentenpalast mahnte der Papst die technikbegeisterte Nation: „Alles Vertrauen in den technologischen Fortschritt als einzigen mögli-

chen Weg der Entwicklung zu setzen, kann bewirken, dass die Fähigkeit verloren geht, zwischenmenschliche, generationen- und kulturübergreifende Bindungen zu schaf-

fen. Eine in unseren technokratischen Gesellschaften zu beobachtende Folge ist der Verlust des Sinns des Lebens, der Freude am Leben. So erlischt langsam und leise

die Fähigkeit des Staunens, was die Menschen oft in eine Existenzmüdigkeit fallen lässt.“ Diese nachdenklichen wie treffenden Worte erschallten nicht ungehört.

 einrichtungen
www.kircheneinrichtungen.de



Beichtstühle – verschiedene Modelle, zwei- oder dreiteilig, mit Schallsisolierung, Heizung und Lüftung

steininger
kircheneinrichtungen

konrad steininger e.K. schreinermeister
mengkofener str. 21 tel. 08731 - 7599-60
84130 dingolfing fax 08731 - 7599-55
info@kircheneinrichtungen.de www.kircheneinrichtungen.de



Jahrelange Erfahrung mit Sakristei-Einrichtungen, eigene Planung und Herstellung, Besuch und Beratung unverbindlich

„Es ist eine Gratwanderung“

Nach der Vorstellung der MHG-Studie über sexuellen Missbrauch in Kirchenkreisen spricht sich der Kölner Generalvikar Markus Hofmann für eine seriöse Diskussionsführung aus **VON REGINA EINIG**

Herr Generalvikar, viele Gläubige in der Kirche sind verunsichert und irritiert angesichts der Erkenntnisse aus der MHG-Studie, obwohl diese im Ganzen nicht wirklich neu oder überraschend sind. Wie kann die Kirche das Vertrauen der Menschen zurückgewinnen?

In erster Linie sind jetzt diejenigen gefragt, die in der Kirche Verantwortung tragen. Den Worten müssen nun Taten folgen. Wir brauchen Mut zur Wahrheit, auch wenn sie schmerzhaft ist. Deshalb hat unser Erzbischof Kardinal Woelki weitere Aufklärung durch eine externe Untersuchung angekündigt. Darüber hinaus werden wir den Betroffenen auf Augenhöhe begegnen. Vertrauen kann ich nicht herstellen. Ich kann nur durch mein Verhalten darum werben.

In der Debatte um Missbrauchsfälle in kirchlichen Einrichtungen vermuten manche einen Zusammenhang zwischen dem priesterlichen Zölibat und den bekannt gewordenen Übergriffen. Die Studie des Essener Forensikers Norbert Leygraf hat allerdings bereits 2012 dargelegt, dass diese These wissenschaftlich nicht haltbar ist. Was müsste geschehen, um die Diskussion zu versachlichen?

Es ist natürlich wichtig, die vorhandenen Erkenntnisse – wie die aus der Leygraf-Studie und anderen – bekanntzumachen. Auch die Ergebnisse der MHG-Studie sagen ja, dass eo ipso der Zölibat kein Risikofaktor ist. Darüber sollte offener gesprochen werden. Auf diese Weise können vor-schnelle Klischees aufgeklärt werden.

Die Reaktionen auf die Studie sind teilweise betroffen, teilweise echauffiert. Von welchen voreiligen Schlüssen raten Sie in dieser Situation ab? Wo sollte man erst einmal abwarten?

Es sind einige Themenfelder aufgemacht worden, die auch schon vorher mit und ohne Bezug auf Missbrauch in der Kirche diskutiert worden sind: Zölibat, Sexualmoral, Homosexualität, Bußsakrament und

Fortsetzung von Seite 9

Und es sind nicht allein die Aussagen des Forscherkonsortiums, die vermuten lassen, dass Verantwortliche in der Kirche nicht immer richtig gehandelt haben. Am Dienstag waren es zunächst die Bischöfe selbst, die eigene Fehler und Fehler ihrer Vorgänger eingeräumt haben. „Ich empfinde Scham für das Wegschauen von vielen, die nicht wahrhaben wollten, was geschehen ist“, bekannte Kardinal Marx stellvertretend. Die Bischöfe hätten dem Problem des sexuellen Missbrauchs zu lange „um der Institution willen und des Schutzes von uns Bischöfen und Priestern willen“ keine Beachtung geschenkt.

Kirchenmänner seiner Generation hätten das Thema schlicht nicht über Gerüchte hinaus wahrgenommen. „Wollte jemand et-

Beichtgeheimnis. Diese Themen scheinen jetzt von manchen auf der Empörungswelle benutzt zu werden, um ihre Interessen voranzubringen. Die Empörung kann ich zwar sehr gut nachvollziehen und teile sie, aber ich halte nichts davon, nun auf Kosten einer seriösen Diskussion vor-schnell zu handeln. Angefragt wird zum Beispiel das Beichtgeheimnis. Schon der gesunde Menschenverstand sagt aber, dass eine Aufhebung des Beichtgeheimnisses zur Folge hätte, dass dann niemand mehr käme, um sich zu öffnen. Bisher sind aber Personen gekommen und haben Missbrauchsvorgänge als Sünde bekannt. Der Beichtvater kann ihnen raten.

Was zum Beispiel?

Nimm Hilfe in Anspruch! Geh in Dich, damit demjenigen, dem Du Schaden zugefügt hast, Gerechtigkeit widerfährt! Es kann in dieser Situation empfehlenswert sein, sich zu stellen. So kann der Beichtvater Einfluss nehmen. Aus der MHG-Studie geht auch hervor, dass im Vergleich zu anderen Missbrauchstätern, bei denen die Selbstanzeigequote bei Null liegt, zehn Prozent der beschuldigten Priester, Diakone und Ordensgeistlichen sich selbst angezeigt haben. Hier ist die Chance, die im geschützten Bereich der Beichte liegt, erkennbar.

Im Erzbistum Rouen hat sich unlängst ein Priester umgebracht, der unter Miss-

brauchsvorwürfen stand. Was geschieht für Priester, die unter Verdacht stehen? Bei uns wird vom Erzbistum aus von vornherein auch dem Beschuldigten Hilfe angeboten: seelsorgliche und psychologische Unterstützung, selbstverständlich auch die Begleitung von einer Vertrauensperson seiner Wahl. Das ist eine Erkenntnis aus den letzten Jahren, die gewachsen ist, dass natürlich auch ein beschuldigter Priester zunächst ein Recht auf seinen guten Ruf hat. Das ist allerdings eine gewaltige Herausforderung. Es ist eine Gratwanderung, sowohl demjenigen, der Beschuldigungen erhebt, als auch dem Beschuldigten gerecht zu werden. Ich kann nur hoffen, dass die angebotene Hilfe jeweils angenommen wird. Es kann auch Situationen geben, wo allein die Tatsache, dass gegen jemand eine Beschuldigung erhoben und dem nachgegangen wird, eine Abwehrhaltung gegenüber dem Bischof auslöst: „Wie kannst Du annehmen, dass da etwas dran ist?“ Ich kann nachvollziehen, dass ein Priester dann enttäuscht ist: Wie kann man mir so etwas unterstellen? Man muss aber auch die Verantwortung des Bischofs sehen, der nicht sagen kann: Weil ich mir das bisher bei dir nicht vorstellen konnte, unternehme ich nichts. Das kann keine Lösung sein.

Generalvikar Markus Hofmann will Klischees über Priester abbauen.

Foto: KNA



Generalvikar Markus Hofmann will Klischees über Priester abbauen.

Die Oberhirten sich nun ganz persönlich Fragen nach ihrer eigenen Macht und Verantwortung stellen müssen. Haben sie von ihrer Leitungsgewalt immer in dem Maße Gebrauch gemacht, wie es angezeigt und nötig war? Studienleiter Dreßing wies etwa darauf hin, dass ein gängiges Mittel im Umgang mit Missbrauchsfällen die Versetzung beschuldigter Kleriker an andere Stellen war. Auch in erwiesenen Fällen wurde dies als Strafe angewandt. Ob es dabei zu vermeidbaren Fehlentscheidungen gekommen ist, sagt die vorliegende Studie allerdings nicht. Laut Kardinal Marx gibt es jedenfalls keine Anhaltspunkte, dass ein Mitglied der Bischofskonferenz in dieser oder einer anderen Frage gravierend falsch gehandelt hätte. Einen Rücktritt habe keiner seiner Amtsbrüder erwogen.

Sie waren lange in der Priesterausbildung tätig. Was ist dran an der These

Gleichwohl tragen gerade die amtierenden Oberhirten die große Verantwortung, aus der ihnen vorgelegten Studie geeignete Konsequenzen zu ziehen. Konkretes konnten sie dabei am Dienstag noch nicht nennen. Mit dem Abschluss des Forschungsprojektes haben die Bischöfe immerhin dafür gesorgt, dass dieses dunkle Kapitel der Kirche ein Stück weiter ins Licht gerückt wurde. Und auch wenn noch viele Fragen offen bleiben, ist dieser Tage spürbar, was Kardinal Reinhard Marx am Montag schon feststellte: Die katholische Kirche in Deutschland steht an einem Wendepunkt.

vom Zusammenhang zwischen Homosexualität und Missbrauch, die nun immer wieder fällt? Der Vatikan schließt Männer mit tiefsitzender homosexueller Neigung von der Priesterweihe aus: Was sind tiefsitzende homosexuelle Neigungen?

Diese Formulierung in der Instruktion von 2005 ist unglücklich gewählt und hält, soweit ich informiert bin, wissenschaftlichen Standards nicht mehr stand. Da gilt es aus meiner Sicht doch zu überlegen, klarer auszudrücken, was hier gemeint ist. Gleichwohl bleibt es dabei, dass die Kirche entschieden hat, dass homosexuell orientierte Menschen aus verschiedensten Gründen nicht geeignet sind, zum Priester geweiht zu werden. Das muss man jetzt aber unterscheiden. Man kann nicht sagen: Weil jemand homosexuell orientiert ist, ist er ein potenzieller Täter oder hat ein höheres Risiko, sexuell übergriffig zu werden. Das wird schnell diskriminierend. Sondern man muss die Gründe unterscheiden. Und die Gründe für die Instruktion von 2005 waren meines Wissens nicht, dass man von vornherein unterstellt hätte, Homosexuelle würden eher dazu neigen, Missbrauchstaten zu begehen. Da geht es um andere Gründe, etwa die Frage: Was heißt Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen? Wenn jemand auf das hohe und schöne Gut von Ehe und Familie verzichtet, um dem Ruf Jesu zu folgen, dann ist das etwas anderes, als wenn jemand gar keine Neigung zur Ehe empfindet.

VERANSTALTUNGEN

Würzburg: Bischof erklärt Wahlspruch

Der Würzburger Bischof Franz Jung wird am 15. Oktober bei einem Akademieabend der Domschule Würzburg über seinen Wahlspruch „Die Hoffnung als Anker für die Seele“ sprechen. Eine Anmeldung bei der Domschule Würzburg ist erforderlich.

Anmeldeschluss ist der 8. Oktober. www.domschule-wuerzburg.de

Begegnung in Redemptoris Mater

Regens Silvano Latini und Spiritual Luigi Scappini sind schon seit der Gründung des Priesterseminars Redemptoris Mater des neokatechumenalen Weges in Berlin tätig, jetzt gehen beide in den Ruhestand. Aus diesem Anlass feiert Erzbischof Heiner Koch am 30. September um 14 Uhr in St. Joseph einen Dankgottesdienst. Gleichzeitig werden Marc-Anton Hell als Regens und Alfredo Nava Mediavilla als Spiritual in ihr Amt eingeführt. Im Anschluss findet eine Begegnung im Innenhof statt.

www.erzbistumberlin.de

Pius XII.-Buch wird in Berlin vorgestellt

Michael Feldkamp, Autor dieser Zeitung, stellt am 6. Oktober um 10.30 Uhr sein Buch „Pius XII. – Ein Papst für Deutschland, Europa und die Welt“ im Rahmen einer Matinee in St. Afra in Berlin, Graunstr. 31, Bahnhof Gesundbrunnen vor.



Marianne Schlosser

VON FRANZ-XAVER HEIBL

Der diesjährige Joseph-Ratzinger-Preis wird am 17. November in Rom an Marianne Schlosser verliehen. Die Verleihung zeigt die hohe Wertschätzung, die sie unter anderem als Spezialistin für die Theologie der frühen Kirche und des Mittelalters genießt.

Die Weisheitsvermittlerin

Mit Joseph Ratzinger verbinden sie besonders ihre Forschungen über den heiligen Bonaventura. So betreute sie auch die Herausgabe des zweiten Bandes der „Joseph Ratzinger Gesammelten Schriften“ (JRGS), der die Habilitationsschrift und Ratzingers eigene Bonaventura-Studien enthält. Ebenso wie Joseph Ratzinger ist ihr auch die Vermittlung des Glaubens wichtig.

Sie vergräbt sich nicht in ihr Wiener Büro am Lehrstuhl für Theologie der Spiritualität, sondern ist oft unterwegs, um Menschen aller Art geistliche Themen in Exerzitien, Priesterfortbildungen und Vorträgen zu vermitteln. Sie versteht es meisterhaft, schwierige Fragen des geistlichen Lebens oder der Theologie auch akademisch nicht gebildeten Menschen nahezubringen.

Ihre Übersetzertätigkeit von Werken Bonaventuras, Thomas' von Aquin, Alberts dem Großen und anderen dient nicht der wissenschaftlichen Neugier, sondern soll heutigen Menschen helfen, sich den Gedanken großer christlicher Weisheitslehrer zu nähern, so dass diese fruchtbar für das eigene Denken und Leben werden. Ihre Studenten schätzen gerade ihren Einsatz um die Vermittlung der Lehre für die eigene spirituelle Praxis. Der Glaube der Kirche ist für Marianne Schlosser nicht eine blutleere Lehre, sondern Ausgangspunkt der Lebensgestaltung. Ihre Vorlesungen, Seminare und Vorträge haben neben der Wissensvermittlung letztlich das Ziel, mystagogisch in den Glauben einzuführen.

Als sie im Juni dieses Jahres in Regensburg einen Vortrag zu den Eucharistiekomentaren des heiligen Albert hielt, waren die zahlreichen Zuhörer von ihrer einprägsamen und verständlichen Vortragweise begeistert. In einem kurzen Interview beantwortete sie damals die Frage „Was heißt mystagogisch?“ folgendermaßen: „Das, was hier gefeiert wird, immer tiefer zu verstehen und mitzuvollziehen, daraus zu leben. Denn das Geheimnis der Liebe Gottes, gerade in diesem Sakrament, ist unausschöpflich. Dafür will Alberts Werk die Augen des Verstandes und des Herzens öffnen.“ Diese Antwort auf die mystagogische Theologie Alberts des Großen beschreibt auch das wichtigste theologische Anliegen Schlossers. Nicht umsonst trägt ein sehr hilfreiches Kompendium zur Gebetstheologie aus ihrer Feder den Titel: „Erhebung des Herzens – Theologie des Gebetes“.

Anzeige

EHEPAAR-EXERZITIEN
mit
Pater James Manjackal M.S.F.S.
KATHOLISCHER PRIESTER
MISSIONAR DER BARMHERZIGKEIT
vom 19. bis 21. Oktober 2018
im Gleis 13, Event- und Messezentrum,
97618 Niederlauer / bei Münnerstadt

Infos bei:
Franz Dannler, Telefon: 09 71 - 62 27 9
E-Mail: fdannler@web.de





Vernünftige Wege zu Gott

Eine Studie zum Ratzinger-Lehrer Gottlieb Söhngen

VON URS BUHLMANN

Die Wege zu Gott sind so individuell verschieden wie die Menschen. Ein Faszinosum für Theologen.

Symbolfoto: dpa

In der verdienstvollen Reihe der „Ratzinger-Studien“, herausgegeben vom Regensburger Institut Papst Benedikt XVI., ist als Neuzugang eine Dissertation zu Gottlieb Söhngen (1892–1971) zu vermelden, dem Münchener Fundamentaltheologen, der Joseph Ratzingers Doktorarbeit maßgeblich anregte und einen wichtigen Anteil daran hatte, dass der spätere Papst sich 1955 gegen den Widerstand des einflussreichen Dogmatikers Michael Schmaus habilitieren konnte. Christian Poncelet hat eine detaillierte Arbeit vorgelegt, betreut von Rudolf Voderholzer, in der Licht auf das Verhältnis von Theologie und Philosophie aus der Sicht Söhngens fällt.

Der Kölner Theologe war zunächst als Philosoph promoviert worden und hielt zeitlebens große Stücke auf einen gediegenen philosophischen Zugang zur Theologie. „Ein noch so langer Weg über die Philosophie ist niemals ein Umweg zur Theologie, man kann eher zu früh als zu spät sich in die eigentliche theologische Arbeit begeben“, meinte er. Keinesfalls war also für ihn die Philosophie der Theologie untergeordnet, vielmehr verfolgten beide auf ihre je eigene Weise die Suche nach der Wahrheit.

Der seit 1947 in München lehrende Söhngen ist in der Sicht von Autor Poncelet ein theologischer Vordenker, dem es darum gegangen sei, aus biblischen, patristischen und scholastischen Quellen eine Theologie zu erschließen, „die die erstarrten Systeme der zeitgenössischen Schultheologie zu überwinden sucht“. Für ihn war Theologie als Glaubenswissenschaft „die Zusammenarbeit des übernatürlichen Auges und Lichtes des göttlichen Glaubens mit den beiden natürlichen Augenlichtern der historischen und der philosophischen Wissenschaften und Methoden“. Theologie wird damit – nicht abwertend gemeint – zu einer „Hinzufügung“. Die „Gottesweisheit“, nämlich die Offenbarung Gottes und ihr biblisches Zeugnis, wird einmal durch die Brille der Philosophie betrachtet – erhebe diese doch den Anspruch „auf das Ganze der Erkenntnis und des Seienden“ (Söhngen) – einmal durch die der Theologie. Poncelet: „Bei der Verhältnisbestimmung beider stößt man in den Ausführungen des Autors (...) auf die interessante und originelle Konzeption eines ‚triplex usus philosophicae‘ (usus philosophicus, usus theologicus und usus cosmicus)“. Weil Söhngen dies selbst nicht tat, möchte Poncelet darangehen, anhand dieser Dreiteilung des Theologen die Verhältnisbestimmung von Philosophie und Theologie näher zu beleuchten.

Dessen Schüler Ratzinger nimmt übrigens Anleihen am Vorgehen seines akademischen Lehrers, wenn er etwa 2011 in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Rat-

zinger-Preises, hier allerdings auf Bonaventura rekurrend, von einem mehrfachen Gebrauch der Vernunft und einer dreifachen Struktur im Wahrheitsverständnis spricht.

Söhngen wiederum sagte an einer Stelle: „Die Ordnung aller Dinge ist dreifach: die Dinge ‚sind‘ als wirkliche Wesen, sie sind ‚wahr‘ als Gegenstand des Denkens, und sie sind ‚gut‘ als Ziel eines Strebens.“

Der usus philosophicus ist gekennzeichnet durch ein Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit, aber, wegen der Eigenständigkeit der Philosophie, ohne Bezug auf die Offenbarung. Dennoch tut sich hier theologische Relevanz auf, weil Philosophie, so Söhngen, „auf das Ganze unserer Erkenntnis und des Seienden, auf das Seiende als solches und so auch auf die göttlichen Dinge, auf Dasein und Wesen Gottes, auf unser Wissen und Glauben von Gott“ ziele. Dieser Zugang hat also eine stark ontologische Qualität.

Der usus theologicus der Philosophie will zum Ausdruck bringen, dass „die Glaubenswissenschaft Gott nicht gegen die Vernunft denken kann“. Doch steht für Söhngen das Glaubenswissen nicht über dem Vernunftwissen oder umgekehrt. Denn, so Söhngen, „die Glaubensgewissheit ist nicht (...) die Gewissheit des theologischen Wissens“. Poncelet schließt: „Glaube und Theologie sind nicht gleichzusetzen, insofern Theologie dem Glauben die Einsicht hinzufügt.“ Gottesbeweise oder auch Wunder können den Glauben stärken und befestigen, ihn aber niemals begründen. Für Söhngen betrachtet eine philosophisch angelegte Theo-

logie Gott gleichsam „von unten“, nämlich als Prädikat, während die Theologie ihn als Aussagesubjekt in den Blick nimmt.

Der usus cosmicus schließlich sucht die Philosophie weniger im wissenschaftlichen Schulbetrieb, „sondern in Beziehung zum alltäglichen Leben des Menschen in der Welt, zum Aufbau einer Weltanschauung“. Die sich dann aber, als christliche Weltanschauung eben, mit dem Welt- und Menschenbild der Zeit auseinanderzusetzen hat. Es komme in diesem Prozess dann, gleichsam automatisch, der Kernbestand des Christlichen zum Vorschein. Schon in den 1950er Jahren etwa mahnte Söhngen zur Vorsicht im Gebrauch des Begriffes „christliches Abendland“, dessen Bedeutungswandel und Abnutzungserscheinungen er wahrnahm. Letztlich bedeutete für Söhngen, so sein Interpret, das christliche Weisheitsstreben im usus cosmicus im Anschluss an die Ur-Frage „Was ist der Mensch?“, dass die Sterblichen sich über sich selbst und ihre Stellung in und zur Welt Auskunft geben möchten.

So sind viele Anknüpfungen möglich in der differenzierten Form des Philosophierens, die Gottlieb Söhngen lehrt. Nicht alles wird von ihm in allen Einzelheiten ausgeführt. Söhngen selber, so Poncelet, hat kein System vorlegen wollen. Aber er hat, wie sein Schüler Joseph Ratzinger urteilt, „sich immer bemüht, das ‚Ganze im Fragment‘ zu schauen, die Fragmente vom Ganzen her zu denken, die Spiegelungen des Ganzen zu entwerfen“. Ausführlich legt Christian Poncelet in seiner gelungenen Untersuchung dar, wie und wo Söhngen Ratzinger beeinflusst hat, der ja wie kein zweiter Theologe die Notwendigkeit der Verantwortung des Glaubensaktes vor der Ratio hochhält. So leistet Poncelet einen willkommenen Beitrag zur Freilegung der Wurzeln des Ratzingerschen Denkens.

Dass Söhngen zwar ein wichtiger Anreger, im Ganzen aber keiner der großen theologischen Heroen des 20. Jahrhunderts war, will ihm sein Interpret durchaus nicht vorwerfen. Denn: „Angesichts der Größe dessen, von dem jeder Theologe zu sprechen wagt, stellt sich (...) die Frage, welche Theologie, auch wenn sie im Gewand großer Synthesen auftritt, je den Anspruch erheben dürfte, mehr als Fragment zu sein. In diesem Sinn bleibt Söhngens fragmentarisches, aber tiefgreifendes Suchen vorbildhaft.“

Christian Poncelet: Dreifacher Gebrauch der Vernunft. Zum Verhältnis von Theologie und Philosophie bei Gottlieb Söhngen. Ratzinger-Studien, Bd. 12, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2017, 295 Seiten, ISBN 978-3-7917-2921-3, EUR 29,95



Gottlieb Söhngen.

Foto: Archiv

AUS DEN ZEITSCHRIFTEN

Zeitschrift für katholische Theologie



Wider Bultmanns Engführung

Der Neutestamentler Thomas Söding setzt sich in der **ZEITSCHRIFT FÜR KATHOLISCHE THEOLOGIE (2-3/2018 ECHTER VERLAG WÜRZBURG)** kritisch mit dem Konsens der heutigen Exegeten auseinander, dass allein die synoptischen Evangelien Rückschlüsse auf den historischen Jesus erlauben, während das Johannes-evangelium über kleine Details hinaus „nichts Wesentliches zur Rekonstruktion seiner Lehre beizutragen habe“. Tiefe Glaubenseinsichten in das Heilswerk Jesu werden im Johannes-evangelium als Zeugnis des Jüngers, „den Jesus liebte“, dargestellt. Dabei werde dieser Lieblingsjünger nicht als die „Identifikation einer idealen Tradition“ verstanden, sondern als „reale Gestalt mit einer eigenen Biografie“, die aber nur angedeutet werde. Zum Anspruch des vierten Evangeliums führt Söding aus, dass darin geschildert werde, wie die Jünger nach der Auferstehung Jesu seine Sendung „im Licht der Schrift sehen und seinen gesamten Lebensweg als Geschichte Gottes mit den Menschen“ verstehen, „wie er es dem Evangelium zufolge selbst getan hat“. Nur von diesem Glaubensstandpunkt aus, sagt das Evangelium, könne „die volle Wahrheit des Lebens und Leidens Jesu, seiner Person und Intention in Erscheinung treten“. Auf diesen Anspruch hat die liberale Theologie mit dem Ideologieverdacht geantwortet: „In der johanneischen Strategie der Selbstkanonisierung stecke die Tendenz der Selbstimmunisierung vor Kritik.“ Alle Aussagen über die Präexistenz und die Inkarnation des Logos und seine Schöpfungsmittlerschaft wurden abgewertet. Folge der exegetischen Skepsis gegenüber dem Johannes-evangelium ist auch die nachkonziliare Perikopenordnung, in der jeweils einem der drei Synoptiker ein Lesjahr zugeordnet wurde. Somit wurde das Johannes-evangelium weitgehend ausgeklammert. Demgegenüber betont Söding, dass der andere Blick des Johannes-evangeliums „manches ergänzen, einiges korrigieren und alles transzendieren“ könne, was die Synoptiker vermitteln. Heute müsse die Exegese das Johannes-evangelium aus der Isolation befreien, in die es Bultmann gebracht habe.

Keineswegs selbstverständlich ist für Söding die Fixierung der Synoptiker auf das Reich Gottes als Hauptinhalt der Verkündigung Jesu, sie sei „Ergebnis gezielter Redaktionsarbeit“, die nicht ausschließt, dass Johannes „das ewige Leben, die Liebe und das Wort Gottes in eine ähnliche Schlüsselrolle bringt“. Johannes habe sehr wohl die synoptische Tradition gekannt, er diskutiert viel schärfer als die Synoptiker, wer Jesus sei und was er mit Gott zu tun habe. Zudem sei es eine Fehleinschätzung, allein die johanneische Darstellung Jesu als Christologie „von oben“ zu bezeichnen. Johannes bezeuge „nicht mehr Christologie als die Synoptiker, sondern eine andere, weil er im Menschsein Jesu nicht eine Voraussetzung, sondern den zentralen Gehalt der Christologie sieht“. Bei Johannes werde nicht das Reich Gottes, sondern Jesus selbst, „der Offenbarer des Vaters“, in die Mitte gestellt.

Mit der Einsicht in die Perspektivität aller Evangelien könne auch das Johannes-evangelium nicht länger abqualifiziert werden. Auch wenn die historische Jesusforschung stets zuerst bei den Synoptikern ansetzen müsse, könne es „angesichts der literarischen Durchformung der Reden und Gespräche, der Zeichen und der Wege Jesu“ in allen vier Evangelien, nicht Ziel der Exegese sein, „den O-Ton Jesu herauszufiltern“. Gerade das Johannes-evangelium zeige, dass sich die entscheidenden Fragen nicht, wie Bultmann lehrte, „abgelöst von

der Geschichte Jesu und der Geschichte Israels“ stellen lassen, „so als ob erst das Kerygma theologisch würde“, sondern „in-mitten dessen aufricht, was sich durch das Kommen Jesu ereignet hat“.

Im selben Heft der Innsbrucker Fakultätszeitschrift fragt Paul Oberholzer SJ nach der Stellung des heiligen Ignatius und seiner ersten Gefährten zu Luther und zur Reformation. Bereits der erste Sekretär der Gesellschaft Jesu, Juan de Polanco, hat in seiner Vita des Ignatius dessen Bekehrung Luthers Entwicklung gegenübergestellt: 1521, im Jahr, in dem Luther zum Feind der Kirche mutierte und sich gegen den Kaiser stellte, wurde Ignatius zum Ritter Christi und beschränkt den Weg, der eine alternative Richtung in die Kirche hinein wies“. Bemerkenswert ist, dass die ersten Jesuiten stets nur von den Lutheranern oder Häretikern sprachen. Den Begriff Reformation haben sie nie in Bezug auf Luther verwendet. Dieser Begriff war „rein positiv besetzt und wurde als Ausdruck für eine innerkatholische Erneuerung in bewusster Abgrenzung von Wittenberg und Genf verwendet“. In Spanien habe Ignatius an der Entstehung der spanischen Universalmonarchie teilgenommen, die mit einer entschiedenen Betonung der christlichen Sendung verbunden war und vor allem auch von geistlich gebildeten Laien getragen war. In seiner Einsiedlerphase kam Ignatius in den Verdacht, zur häretischen Bewegung der Alumbrados zu gehören, die allerdings in keinerlei Verbindung mit der Theologie Luthers stand. Während seiner Studienzeit in Paris verschärften sich die Spannungen zwischen der scholastischen Theologie und einer von Erasmus geprägten humanistischen Richtung. Ignatius und seine Gefährten orientierten sich an der scholastischen Lehre und unterstellten sich schließlich dem Papst. Auch wenn von Ignatius und den ersten Mitbrüdern keine direkten Aussagen zu Luther überliefert sind, erschließt der Verfasser aus den Quellen Stellungnahmen etwa zum Streit um die Eucharistie: Es sei bezeichnend, dass „bereits in den frühen vierziger Jahren geistliche Schriften, das Memoriale von Peter Faber und das geistliche Tagebuch von Ignatius, auf einer Spiritualität beruhen, die sich am Opfercharakter und der täglich zelebrierten Privatmesse orientiert“. Die ersten Jesuiten hätten damit gerade diejenigen Merkmale der Messe betont, die von Luther besonders bekämpft worden sind. Darin zeige sich, dass sich bereits die ersten Jesuiten bewusst als Kontrast und Alternative zur Theologie Luthers verstanden haben.



Zur Geschichte der Jesuiten

In **GEIST UND LEBEN (3/2018 ECHTER VERLAG WÜRZBURG)** stellt Jörg Nies SJ ein neues Nachschlagewerk vor, das umfassend und konzentriert über Geschichte und Gegenwart der Gesellschaft Jesu informiert: The Cambridge Encyclopedia of Jesuits. Cambridge University Press, Cambridge 2017. Herausgeber ist Thomas Worcester SJ, Ordenspriester, Historiker und Präsident des Regis Collage in Toronto. Einhundert Autoren haben auf sechshundert Seiten Beiträge zu sechshundert Schlagworten verfasst. Nies weist darauf hin, dass dieses Werk am ehesten mit dem alten Jesuiten-Lexikon vergleichbar ist, das Ludwig Koch SJ 1934 herausgegeben hat. Während Koch sich weitgehend auf den deutschsprachigen Raum konzentriert hatte, greift die neue Enzyklopädie möglichst viele Aspekte der weltweiten Wirksamkeit der Jesuiten auf. Bemängelt wurde von Nies einzig die weitgehende Beschränkung auf die englischsprachige Fachliteratur. *Michael Karger*



Junge Federn

Wie der Glaube die Handschrift Gottes im Alltag aufleuchten lässt und zum Nachdenken und Schmunzeln anregt – darüber schreiben 17- bis 30-jährige Autoren auf dieser Seite

Liberal oder konservativ?

VON JOHANNES WIECZOREK



Die Kirche befindet sich im Spagat der Zeit. Wie viel Öffnung ist nötig und wie viel Öffnung ist möglich? Hierbei fallen vor allem die Begriffe liberal und konservativ. Doch

was bedeuten sie eigentlich und dienen sie wirklich einer Einordnung speziell im Glauben? Laut dem Duden steht liberal für „dem Einzelnen wenige Einschränkungen auferlegend, die Selbstverantwortung des Individuums unterstützend; freiheitlich“. Konservativ wird oft als Gegenteil gedeutet. Die genaue Bedeutung besagt „am Hergebrachten festhaltend“. Offenkundig wird beim Studieren der Definitionen, dass die Begriffe nicht grundsätzlich als Gegenteil verstanden werden können. Sie können auch eine gemeinsame Schnittmenge bilden. Doch passen die Begriffe zum Glauben? Und was heißt Glauben eigentlich? Heißt es nicht, auf der Suche nach einem Sinn zu sein, der hinter allem steht. Nach einem Sinn, der personifiziert ist. „Im Anfang war das Wort“

heißt es im Johannes-Evangelium. Doch Logos, was mit „Wort“ übersetzt wurde, meint weit mehr. Es meint Sinn, meint einen Verstand, der dahinter steht. In diesem Sinne sollte man Christen gut und gerne als konservativ bezeichnen. Denn natürlich halten wir an einem Glauben fest, der 2000 Jahre alt ist. Doch dieser Glaube und die Kirche befinden sich in einer Krise. Als Allheilmittel wird gesagt, man müsse sich dem Menschen anpassen. Die Lehre passt nicht mehr zu dem Leben des Einzelnen. Auf dem Markt der Möglichkeiten bestimmt die Nachfrage das Angebot. Sollte die Kirche also mehr auf die Menschen und deren Vorstellungen eingehen, letztlich „liberal“ werden? Gott ist liberal! Und das Christentum darf sich im besten Sinn als liberal verstehen, weil es die Freiheit des Menschen will. Gott lässt den Menschen die Freiheit, sich für oder gegen ihn zu entscheiden. Doch es bedarf immer wieder der Erneuerung, einer Erneuerung vor allem des Geistes. Aus diesem Grund wird die Krise der Kirche sicher nicht morgen vorbei sein. Aber wir sehen auch, dass der Geist Gottes immer wieder Wege schafft, um auch heute zum Glauben zu finden. Ein gutes Beispiel sind die vielen geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften.

Der Glaube ist kein Produkt der Kirche, sondern die Kirche bildet Glaubensgemeinschaft. Der Glaube ist weit mehr als liberal oder konservativ. Er ist die Suche nach

Wahrheit. Einer Wahrheit, die unveränderlich ist. Dieser Wahrheit auf der Spur werden diese Kategorien überflüssig. Dass um diese Wahrheit gerungen werden darf und muss ist klar. Doch es darf nicht mit dem Ziel enden, weltlichen Zuspruch zu erhalten oder mit der Anpassung an den Zeitgeist. Mehrheit bedeutet nicht gleich Wahrheit. Das sollte man sich auch in Deutschland klar machen.

Der Autor, 26, arbeitet beim katholischen Sender Radio Horeb

Und ist Mensch geworden

VON FABIAN BRAND



Glockenläuten – Dreimal am Tag beginnen die Glocken zu läuten und klingen gut vernehmbar weit über die Häuser des Dorfes, über die Felder und den angrenzenden

Wald. Morgens um sechs Uhr, mittags um Zwölf und abends je nach Jahreszeit zwischen achtzehn und zwanzig Uhr setzt sich die Glocke im Kirchturm in Bewegung. Das

Glockenläuten gehört in vielen Städten und Dörfern selbstverständlich dazu. Und erst über die Kartage, wenn die Glocken nach Rom geflogen sind und deshalb schweigen, merkt man, dass irgendetwas fehlt.

Das dreimalige Glockenläuten ist mit einer Gebetseinladung verbunden. Der Glockenklang ist gleichsam eine Erinnerung, kurz innezuhalten und ein kleines Gebet zu sprechen. Christinnen und Christen sind dreimal täglich aufgerufen, den sogenannten „Angelus“ oder „Engel des Herrn“ zu beten. Das ist ein altes Gebet, das an die Verkündigung an Maria und an die Menschwerdung Christi erinnert. Gleich dreimal am Tag ist man eingeladen, die Worte zu sprechen: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“.

Das Angelus-Läuten ist eine wichtige Erinnerung

Manchen mag das Glockenläuten störend erscheinen. Nicht wenige Beschwerden gab es schon, die Glocken nicht mehr läuten zu lassen. Doch gerade das dreimalige Angelus-Läuten am Tag ist eine schöne und wichtige Erinnerung: Gott ist Mensch geworden. Das Geheimnis unseres Glaubens schlechthin wird uns mehrmals täglich vor Augen gestellt: Gott ist Mensch geworden. Das macht uns das Gebet des „Engel des Herrn“ bewusst. Das Glockenläuten ruft uns auf, daran zu denken.

In früheren Zeiten war es selbstverständlich, beim Angelus-Läuten die Arbeit für einen Moment ruhen zu lassen und einen Augenblick im Gebet zu verharren. Vielleicht ist das auch eine schöne Geste für uns Menschen heute: Für einen kurzen Moment den Alltag vergessen und an die große Liebe Gottes zu denken, die uns durch dieses Leben trägt. An die unendliche Liebe Gottes, der seinen Sohn in diese Welt sendet, um sie zu retten und um uns Menschen zum Leben zu führen.

Kürzeste Definition von Religion ist Unterbrechung

„Die kürzeste Definition von Religion heißt Unterbrechung“, hat der Theologe Johann Baptist Metz einmal gesagt. Das Läuten der Glocken lädt uns ein, innezuhalten, aufzumerken, uns an das große Geheimnis der Menschwerdung unseres Gottes zu erinnern. Vielleicht muss man nicht einmal den ganzen „Engel des Herrn“ beten. Vielleicht reicht es schon, sich bewusst zu machen, dass man in Gottes Gegenwart lebt, dass seine Liebe größer ist als unser menschliches Tun, dass er es ist, der unser Leben kennt und führt. Dreimal täglich lädt uns das Glockenläuten zu dieser Alltagsunterbrechung ein. Eine Einladung, die man immer wieder gerne annehmen sollte!

Der Autor, 27, promoviert in Katholischer Theologie

Sonntagslesung

Von wahren und falschen Propheten

Numeri 11, 25–29; Jakobus 5, 1–6; Markus 9, 38–48

Zu den Lesungen des 26. Sonntags im Jahreskreis (Lesejahr B)

VON HARM KLUETING

Der Abschnitt aus dem Evangelium nach Markus verlangt uns einiges ab, wenn wir ihn verstehen und wenn wir für unseren Glauben etwas daraus gewinnen wollen. Es ist von einem Mann die Rede, der Dämonen austreibt, der aber nicht Jesus ist und auch nicht zu seinen Jüngern gehört. Und wir hören, dass wir eine unserer Hände und einen unserer Füße abhauen und eines unserer Augen ausreißen sollen. Das mit den Händen und den Füßen und das mit den Augen finden wir auch im Matthäusevangelium (Matthäus 18, 8–9). Aber was sollen wir damit anfangen?

Einer der Jünger Jesu, Johannes, kommt zu ihm und berichtet, dass ein fremder Mann Dämonen austreibt, sich also als Exorzist betätigt, ein Mann, der nicht zum Kreis der Jünger gehört. Zum besseren Verständnis können wir auch sagen, dass dieser fremde Mann das Wort Gottes verkündet, ohne Jesus nachzufolgen. Wer ist dieser fremde Mann? Ist es einer von den falschen Propheten, den Irrlehrern, von denen das Alte Testament – besonders das Buch des Propheten Jeremia (Jer 5, 31; 14, 13–16; 23, 9–32; 27, 9–17; 28) – berichtet und vor deren Verführung auch Jesus warnt, wenn das Matthäusevangelium ihn mit den Worten zitiert: „Gebt acht, dass euch niemand irreführt! Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: Ich bin der Messias!, und sie werden viele irreführen“ (Matthäus 24, 4–5). Oder wenn Matthäus Jesu Warnung überliefert: „Hütet

euch vor den falschen Propheten: sie kommen zu euch wie Schafe, in Wirklichkeit aber sind sie reißende Wölfe“ (Matthäus 7, 15). Die Jünger haben den fremden Mann an seinem Treiben hindern wollen, weil er nicht zu ihnen gehört. Aber Jesus weist sie zurück: „Hindert ihn nicht!“. Zur Begründung sagt er: „Keiner, der in meinem Namen Wunder tut, kann so leicht schlecht von mir reden. Denn wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.“

Das erinnert uns an das Unkrautgleichnis (Matthäus 13, 24–30) und an Jesu Wort: „Lasst beides wachsen bis zur Ernte. Wenn die Zeit der Ernte da ist, werde ich den Arbeitern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen; den Weizen aber bringt in meine Scheune“ (Matthäus 13, 30). Und es erinnert uns an unsere römisch-katholische Kirche, die im Zweiten Vatikanischen Konzil den alten Anspruch aufgegeben hat, einzig und allein mit der Kirche Christi identisch zu sein, während sie bis dahin allen anderen christlichen Gemeinschaften keinen Anteil daran zugestand. Nach der dogmatischen Konstitution „Lumen Gentium“ – über die Kirche – des Zweiten Vatikanischen Konzils ist das anders. Nach diesem Dokument ist die Kirche Christi nicht mehr einzig und allein identisch mit der römisch-katholischen Kirche. Vielmehr ist die Kirche Christi nach der Lehre des Konzils in der römisch-katholischen Kirche verwirklicht. So kann das Konzil sagen, dass außerhalb der römisch-katholischen Kirche in anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften „vielfältige Elemente der Heili-

gung und der Wahrheit zu finden sind, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen“. Das entspricht dem Wort Jesu in unserem Evangelientext: „Keiner, der in meinem Namen Wunder tut, kann so leicht schlecht von mir reden“, das in einer anderen Übersetzung „Keiner, der in meinem Namen auftritt, ...“ lautet. Im griechischen Neuen Testament ist hier statt von „Wundern“ von einer „machtvollen Tat“ im Namen Jesu die Rede – „hos poiēsei dynamin epi tō onomati mou“ –, in der lateinischen Vulgata – „qui facit virtutem in nomine meo“ – von einer „großen Tat“. Paulus schreibt an die Korinther: „Keiner, der aus dem Geist Gottes redet, sagt: Jesus sei verflucht! Und keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet“ (1 Korinther 12, 3).

Was aber, wenn doch Irrlehren verkündet werden? Unter dem Namen Jesu? Vielleicht auch in der Kirche? Das ist das Thema des zweiten Teils unseres Evangelientextes, in dem Jesus vor der Verführung durch Irrlehrer und falschen Propheten warnt: „Wer einen von diesen Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen würde.“ Das Wort „die Kleinen“ bezieht sich zunächst auf Kinder, weil in dem Abschnitt unmittelbar zuvor erzählt wird, wie Jesus ein Kind in den Arm nimmt und sagt: „Wer ein solches Kind um meinwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Markus 9, 37). Doch ist der Ausdruck „die Kleinen“ erweitert und meint die, die an Jesus gauen

ben – im Sinne der ersten Seligpreisung: „Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich“ (Matthäus 5, 3). „Die Kleinen“ sind die Glaubenden.

Wer einen von ihnen durch Irrlehren um den Glauben bringt, für den wäre es besser, wenn ihn ein gewaltsamer Tod durch Ertränken mit einem Mühlstein um den Hals vor der Verführung anderer zum Unglauben bewahrt hätte. Das wird uns mit den Händen, den Füßen und dem Auge noch einmal erklärt. Im jüdischen Denken lagen die sündhaften Triebe des Menschen in Händen, Füßen und Augen: Die Hände ergreifen das Begehrte, die Füße lassen den Menschen zu verderblichen Handlungen gelangen, die bösen Triebe erhalten Macht über den, dessen Augen das Begehrte erblicken. So steht es im Buch Numeri: Das Auge sieht und das Herz begehrt und verleitet zur Untreue (Numeri 15, 39). In unserem Evangelientext lesen wir: „Wenn dich deine Hand zum Bösen verführt, dann hau sie ab; es ist besser für dich, verstümmelt in das Leben – das Ewige Leben – zu gelangen, als mit zwei Händen in die Hölle zu kommen.“ Und „wenn dich dein Auge zum Bösen verführt, dann reiße es aus; es ist besser für dich, einäugig in das Reich Gottes zu kommen, als mit zwei Augen in die Hölle geworfen zu werden“.

Unser Evangelientext hat so etwas wie eine Parallele im Buch Numeri, wo zwei Männer, Eldad und Medad, im Lager der Israeliten auf ihrer Wanderung durch die Wüste mit prophetischen Reden auftreten – eine dunkle und kaum aufzuklärende Geschichte, die aber einen historischen Kern

in Gestalt konkurrierender Prophetengruppen haben wird. Die Träger der sonst in der Bibel nicht vorkommenden Namen Eldad und Medad stehen zwar auch in der Liste der mit ihnen 72 Personen, gehören aber nicht zu den 70 Ältesten, die von Mose nach dem Willen Gottes zu seiner Entlastung ausgewählt werden und sich in dem auch in Numeri 12, 4 genannten Offenbarungszelt versammeln – wie der Exorzist bei Markus nicht zu den Jüngern gehört. Josua, der Diener des Mose, verlangt von Mose, die beiden an ihren prophetischen Reden zu hindern. Mose entgegnet: „Willst du dich für mich ereifern? Wenn nur das ganze Volk des Herrn zu Propheten würde.“

Ein falscher Prophet kann auch der Reichtum sein. Das Matthäus-, das Markus- und das Lukasevangelium warnen vor dem „trügerischen Reichtum“ (Matthäus 13, 22; Markus 4, 19) oder – in Martin Luthers treffender Übersetzung – vor dem „Betrug des Reichtums“: Matthäus 6, 19, 24; Matthäus 19, 23, 24; Markus 10, 25; Lukas 18, 25; Matthäus 19, 21; Markus 10, 24; Lukas 8, 14; Lukas 12, 15, 16–21). Der Jakobusbrief nimmt das auf: „Euer Reichtum verfault, und eure Kleider werden von Moten zerfressen.“ Den Reichen wird gesagt: „Ihr habt auf Erden ein üppiges und ausschweifendes Leben geführt“, was an die Geschichte von dem reichen Mann und dem armen Lazarus (Lukas 16, 19–31) und an die Rede Abrahams an den reichen Mann erinnert: „Denk daran, dass du schon zu Lebzeiten deinen Anteil am Guten erhalten hast, Lazarus aber nur Schlechtes“ (Lukas 16, 25).

Erhebet die Augen!

Lyons Fassaden verkünden marianische Geschichte: Ein Stadtrundgang zu alten und neuen Madonnen **VON REGINA EINIG**

Baulärm dröhnt aus einem sichtlich sanierungsbedürftigen Altbau an der Place de la Trinité. Die Touristen im nahegelegenen Restaurant lassen sich davon nicht stören. Gleißendes Sonnenlicht fällt auf die rot gewürfelten Tischdecken, aus der Küche strömen verheißungsvolle Düfte. Lyon ist berühmt für seine Spitzengastronomie, Elitehochschulen und traditionelle Seidenmanufakturen. Hundertdreißigtausend Studenten und zahllose Touristen besuchen jedes Jahr die Stadt, deren malerische Lage an der Rhone immer mehr Flusskreuzfahrtschiffe anlockt. Auch Pilgern lohnt sich. Auf einer Anhöhe wacht Unsere Liebe Frau von Fourvière. Die vergoldete Marienfigur auf der schneeweißen Basilika ist das Wahrzeichen Lyons. „Lyon ist eine marianische Stadt“, erzählt Catherine, die Stadtführerin. Der Überlieferung zufolge brachten schon die ersten Christen ein Marienbild mit in die römische Siedlung Lugdunum. Schon im Mittelalter blühte die Verehrung der Unbefleckten Empfängnis in Lyon – lange ehe die Kirche 1854 das Mariendogma verkündete. 1643 stellten die Stadträte die Bevölkerung offiziell unter den Schutz der Immaculata. Ihr liturgischer Gedenktag am 8. Dezember wird alljährlich mit einem spektakulären Lichterfest begangen. Inzwischen zieht es Touristen aus aller Welt an, während die geistlichen Wurzeln des Festes auch den Einheimischen oft nicht mehr bewusst sind.

Seit den siebziger Jahren haben muslimische Einwanderer in der Industriestadt Fuß gefasst. Christliche Traditionen sind ihnen oft fremd geblieben. Catherine bedauert, dass viele Lyoner im Alltag achtlos an den architektonischen Zeugnissen der marianischen Stadtgeschichte vorbeihasten. Ein frommer Brauch aus dem siebzehnten und neunzehnten Jahrhundert erinnert bis heute an die christlichen Wurzeln Lyons: Mehr als zweihundert Madonnen zieren die Fassaden der Häuser, noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren es vierhundert. 35 erwarten den Besucher allein in der Altstadt. An vielen nagt der Zahn der Zeit. Statuen ohne Arm und leere Nischen zeugen von lieblosen Sanierungen, Witterungsunbilden und der Bilderstürmerei während der Französischen Revolution. Doch das soll so nicht bleiben.

Seit 2009 setzt sich der Verein „Madonnen von Lyon“ für die Erhaltung des marianischen Stadtbildes ein. Viel Herzblut



Wer hochschaut, bereut es nicht: Die Madonnenstatue an der Fassade des Haus Blanchon am quai Fulchiron heißt im Volksmund schlicht La Belle (die Schöne). Geschaffen wurde sie von Joseph Fabisch. Foto: reg

steckt darin, denn die 25 Mitglieder bieten keine finanzielle Unterstützung an, sondern ideelle. „Wir betreiben keinen Proselytismus“, meint Catherine. Aber der Verein leistet Überzeugungsarbeit, schreibt Hausbesitzer an, vermittelt Adressen von Bildhauern und sensibilisiert Eigentümer für die stillichere Sanierung ihrer Immobilie. Im Idealfall lässt sich der Hausbesitzer vom Sinn der Investition überzeugen und eine leere Nische erhält eine architektonisch passende Madonnenfigur. Hunderte Renaissancebauten sind in Lyons Altstadt

erhalten. Die einst rußgeschwärzte Industriemetropole hat sich in den siebziger und achtziger Jahren zum Touristenmagneten gemausert. In warmen Ockertönen saniert, bildet die Altstadt eine leuchtende Kulisse für schlichte und kostbare Marienstatuen. Der Verein hat Lyons marianische Stadtgeschichte umfassend aufgearbeitet und in einem schön gestalteten Stadtführer (Guide des Madones de Lyon, Éditions Autre Vue) für ein breites Publikum ediert.

Die liebenswürdige Catherine, die neben ihrer Muttersprache fließend Deutsch und

Englisch spricht, und ihre Kollegin Laurence, beide offizielle Stadtführerinnen, bieten einen Rundgang zu den Madonnen von Lyon an. An der Kathedrale Saint-Jean trifft man sich zu zwei kurzweiligen Stunden. Los geht es im Quartier Saint Georges über die Place de la Trinité zur Place Benoît-Crépu. Die Tradition, Marienstatuen an den Häusern anzubringen, geht auf das siebzehnte Jahrhundert zurück und wurde von reichen Bürgern ebenso gepflegt wie in Armeleutenvierteln. Der mütterlichen Fürsprache Mariens schreiben die

Lyoner bis heute zu, dass sie vor der Pest und den Preußen verschont blieben. „Sie ist unsere Schutzherrin“, sagt Catherine und zeigt lächelnd auf die ausgebreiteten Arme vieler Madonnen, die der Statue Unserer Lieben Frau von Fourvière nachempfunden sind. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit mit dem Gnadenbild aus der Rue du Bac in Paris.

Neugierige Blicke in Catherines umfangreiches Ringbuch sind jederzeit erlaubt. Sorgfältig hat sie die Geschichte der Madonnen nennichen an den Fassaden dokumentiert. Manche Aufnahme ist mehr als hundert Jahre alt. Prunk und schlichte Schönheit liegen oft dicht beieinander. Im neunzehnten Jahrhundert wirkte der berühmteste Madonnenbildhauer Frankreichs an der Hochschule für Schöne Künste in Lyon: Joseph-Hugues Fabisch (1812–1886). Er schuf nicht nur die Goldene Madonna für die Basilika de la Fourvière, sondern nach den Angaben der heiligen Bernadette Soubirous auch die Statue für die Grotte von Massabielle in Lourdes. Am quai Fulchiron erinnert eine prachtvolle Muttergottesfigur mit Kind an sein Wirken in der Stadt. Schöner und zugleich diskreter kann den zahlreichen Passanten das Geheimnis der Menschwerdung kaum nahegebracht werden. Im laizistischen Frankreich bleiben fast alle katholischen Kirchen tagsüber geschlossen. Lyon bildet keine Ausnahme. Das Sicherheitspersonal ist teuer, die Vandalismusgefahr für unbewachte Kirchen hoch. Doch die Fassaden der Stadt laden ein, die bedeutendste Frau der Heilsgeschichte und ihren Sohn kennenzulernen und missionieren diskret. Durch Maria findet man den Weg zu Jesus leichter. Immer wieder berichten Teilnehmer der marianischen Stadtrundgänge, dass ihnen buchstäblich die Augen aufgegangen seien: „Jetzt sehen wir die Madonna auf unserem Weg“.

Catherine de Rivaz ist für deutschsprachige Stadtrundgänge zu den Madonnen von Lyon erreichbar unter E-Mail: catherine2rivaz@gmail.com



► www.die-tagespost.de
Eine Bildergalerie von Lyoner Madonnen finden Sie im Internet

CREDO

Das Verbot, zu stehlen, erinnert den Menschen an das Recht auf Besitz und zugleich an sein Ende: Wer diese Erde verlässt, nimmt nichts Materielles mit. Aber seine Person ist auch durch den Umgang mit Eigentum geprägt worden.

VON STEPHAN E. MÜLLER

Je mehr wir voranschreiten in der Betrachtung des Dekalogs, umso mehr wird deutlich, dass hinter diesen biblischen Weisungen so etwas steht wie der göttliche Bauplan der menschlichen Existenz. Wird das Dasein entsprechend dieser Konzeption aufgebaut, dann öffnet sich der Weg zum Gelingen des menschlichen Lebens und Zusammenlebens.

Es wird auch deutlich, dass die einzelnen Gebote bestimmte Werte und Güter schützen, die zum Leben können erforderlich sind.

Das zeigt sich auch beim siebten Gebot. Interessant ist die ursprüngliche Bedeutung dieser Weisung. Das hebräische Wort für stehlen, das hier verwendet wird, bedeutet „entführen, rauben, stehlen, täuschen“. Der Akzent dieses Verbots lag demzufolge zunächst auf dem Verbot des Menschenraubes, der darauf ausgerichtet war, den Geraubten dann als Sklaven zu verkaufen. Be-

merkenswerterweise stand auf solchem Raub der Freiheit die Todesstrafe. Es geht also zunächst nicht um materielle Güter, sondern um ein personales Gut, damit der Mensch frei sei, wie er nach dem göttlichen Bauplan gedacht war, um so sein Leben und Zusammenleben mit den anderen entsprechend Gottes Weisungen zu gestalten.

Des Weiteren wollte das siebte Gebot das Eigentum schützen, insofern es die Lebensgrundlage darstellt und vor Abhängigkeit bewahrt. Hinter dem Besitz steht freilich Jahwe, der ihn als Lehen gegeben hat. Als solches ist er vor fremden Zugriff geschützt, selbst gegenüber dem König. Demnach ist Eigentum ein von Gott geschenkter „Sogensanteil“: „Iss freudig dein Brot und trink vergnügt deinen Wein.“ (Kohélet 9,7).

Auf der anderen Seite ergeben sich aus dem Besitz materieller Güter Verpflichtungen im Hinblick auf die Gemeinschaft. Gerade die prophetische Verkündigung verurteilt ungezügelt Besitzstreben und die Vernachlässigung oder Ausbeutung der Armen.

Diese Verpflichtung gegenüber den Armen, Witwen und Waisen steht auch im Zusammenhang mit einer Relativierung von Besitz und der Warnung davor, sein Herz an Reichtum zu hängen oder daran sein Herz zu verlieren. Das, was der Mensch besitzt, vermag ihn nicht zu erlösen; darum ist es trügerisch, seine Daseinsicherheit darauf aufzubauen. Weil der Mensch all seinen Besitz nicht mitnehmen kann, wenn sein Leben in dieser Welt zu Ende geht, kommt es auf die richtige Wertordnung an, die richtigen Prioritäten und den richtigen Gebrauch des Eigentums.

Die Verkündigung der alttestamentlichen Propheten wird von Jesus aufgenommen und weitergeführt. In den Stellungnahmen Jesu zum Streben nach und zum Umgang mit Besitz kann man die zentrale Ausrichtung der christlichen Existenz ablesen. „Der Sinn des Lebens besteht nicht darin, dass ein Mensch aufgrund seines großen Vermögens im Überfluss lebt.“ (Lukas 12,15) In der daran anschließenden Bei-

spielgeschichte von dem reichen Mann, der seine Scheunen und Vorratskammern noch größer baut, vollstopft und es sich dann gut gehen lassen will, sagt der Herr: „Du Narr, noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann all das gehören, das du angehäuft hast? So geht es jedem, der nur für sich selber Schätze sammelt, aber vor Gott nicht reich ist.“ (Lukas 12,20f.) Noch herausfordernder wird Jesus in dem Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Lukas 16,19ff). Die Aussagerichtung Jesu zielt nicht darauf ab, Besitz abzulehnen oder abzuwerten. Er will aufzeigen, worauf es in der begrenzten Zeitspanne des Lebens ankommt: Alles, was dem Menschen geschenkt wird, auch sein Besitz, ist letztlich dem Menschen als Leihgabe anvertraut und alles kommt darauf an, ob sich der Mensch als ein treuer und kluger Verwalter erweist, der „seinem Gesinde zur rechten Zeit die Nahrung zuteilt.“

„Spektakulär misslungen“

Missbrauchs-Studie: Weite Passagen sind unwissenschaftlich, feuilletonistisch und anekdotisch **VON MANFRED LÜTZ**

Wer über Verhältnisse in der katholischen Kirche wissenschaftlich arbeitet, muss besonders darauf achten, nur als wissenschaftliche Ergebnisse auszugeben, was sich mit Daten seriös belegen lässt. Das ist in der MHG-Studie leider spektakulär misslungen.

Offensichtlich ist man der Versuchung erlegen, eine Studie mit schwacher Datenbasis dadurch öffentlich zu platzieren, dass man – ohne Datenbasis – die üblichen kirchenkritischen Themen raunend oder dezidiert anspricht, was sofort für öffentliche Aufmerksamkeit sorgt. Darüber hinaus hat man dann noch über eine für wissenschaftliche Veröffentlichungen absurde Geheimhaltungsstrategie das öffentliche Interesse zum Sieden gebracht – und den verständlichen journalistischen Ehrgeiz geweckt, das Geheimnis zu lüften. So ist nun eine Studie, die kaum einer kennt, in aller Munde.

Wer die ganze Studie dann liest, ist befremdet vom unwissenschaftlichen Stil weiter Passagen, von feuilletonistischen und anekdotischen Bemerkungen und vom fast vollständigen Mangel an wissenschaftlich-kritischer Diskussion der Ergebnisse.

Eine Studie mit einer missglückten Geschichte

Das Missglücken der Studie hat auch mit ihrer Geschichte zu tun. Im Jahre 2011 entschloss sich die Deutsche Bischofskonferenz zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Missbrauchsskandals. Die führenden deutschen forensischen Psychiater Leygraf, Kröber und Pfäfflin wurden beauftragt, alle Tätergutachten aus den Jahren 2000–2010 auf die Frage hin zu untersuchen, ob sich daraus Konsequenzen für den Umgang der Kirche mit dem Missbrauchsthema ergäben. Diese Studie, die alle Tätergutachten aus fast allen deutschen Diözesen berücksichtigen konnte, also nahe an Repräsentativität heranreichte, erschien bereits 2012 und gab gute handlungsrelevante Hinweise. Allerdings gab sie sich streng wissenschaftlich, verzichtete auf Spekulationen, referierte nur den Stand der Forschung und gab die erhobenen Daten und ihre wissenschaftliche Diskussion wider. Das erregte damals allerdings kaum öffentliche Aufmerksamkeit.

Dagegen hatte sich Professor Christian Pfeiffer selbst der Bischofskonferenz als jemand empfohlen, der eine hohe Medienpräsenz habe. Er wolle alle Akten aller Diözesen erforschen und sei sich jetzt

schon gewiss, dass dabei herauskommen werde, dass der Zölibat bei Missbrauch ein protektiver Faktor sei. Obwohl führende Wissenschaftler dringend von der Bestellung Pfeiffers abrieten, der in Fachkreisen als unseriös galt, ging die Bischofskonferenz wohl in der Hoffnung auf gute mediale Effekte auf das Angebot Pfeiffers ein. Erst nach zwei Jahren merkte man dann, auf was man sich eingelassen hatte und beendete die Zusammenarbeit. Bei dieser Gelegenheit bewies Pfeiffer seine Behauptung, über eine starke mediale Wirkung zu verfügen, indem er es tatsächlich erreichte, die eigentlich unspektakuläre Beendigung einer Zusammenarbeit zu einem erstrangigen Medienereignis zu machen.

Die Bischofskonferenz war jetzt in einer Zwickmühle. Die Bedenken bezüglich des Pfeiffer-Projekts aus Wissenschaftskreisen lagen ja nicht nur an den Bedenken bezüglich der wissenschaftlichen Seriosität von Pfeiffer, sondern auch an der Fragwürdigkeit seines Projekts. Man wusste bereits, dass die Datenbasis äußerst fragmentarisch sein musste, da sich herausgestellt hatte, dass viele Akten routinemäßig oder mit Vertuschungsabsicht vernichtet worden waren. Außerdem gab es Datenschutzprobleme und schließlich fragte man sich, was man für heute und morgen aus Einsichten lernen könnte, die die 50er Jahre betrafen. Doch man brauchte einen so langen Zeitraum, um überhaupt an ein gewisses Quantum an Daten zu kommen. Für heute und morgen war die Leygraf-Studie eigentlich entscheidend, da sie auf stundenlangen gründlichen fachärztlichen Untersuchungen jetziger Täter beruhte und nicht auf unsicher interpretierbaren Aktennotizen. Doch die Bischofskonferenz war jetzt im Zugzwang, denn Professor Pfeiffer behauptete mit großer öffentlicher Anteilnahme, die Kirche wolle vertuschen und habe deswegen sein verdienstvolles Projekt sabotiert. Deswegen hielt man an dem Projekt fest, veranstaltete eine Ausschreibung, zog dafür einen wissenschaftlichen Beirat heran, und den Zuschlag erhielt ein Konsortium aus Mannheim, Heidelberg und Gießen, das nur teilweise einschlägig kompetent war.

Wie schon bei dem Pfeiffer-Projekt, reicherte man die Aktenstudie mit anderen „Teilprojekten“ an, wohl damit die fragwürdige Datenbasis nicht allzu deutlich wurde. Diese Teilprojekte stehen weitgehend unverbunden nebeneinander, konnten deswegen auch schon teilweise publiziert werden und sind von sehr unterschiedlicher wissenschaftlicher Qualität und ebenso sehr unterschiedlicher Relevanz. Da ist das

Teilprojekt 1, das vor allem einfach nur beschreibt, wie man an die Daten gekommen ist, aber auch, was die Diözesen bisher unternommen haben.

Teilprojekt 2 besteht aus Interviews mit mehr oder weniger zufällig gefundenen Betroffenen, Beschuldigten und nicht Beschuldigten (als Vergleichsgruppe). Naturgemäß sind die Aussagen dieses Teilprojekts nicht repräsentativ und daher kaum verwertbar.

Teilprojekt 3 ist dagegen wirklich aussagekräftig, weil hier versucht worden ist, systematisch mit hohem Aufwand an alle irgendwie erreichbaren Straftaten zu kommen und diese zu analysieren.

Teilprojekt 4 fällt dagegen wieder in seinem wissenschaftlichen Niveau stark ab, weil es zwar eigentlich um die „Analyse von Präventionsaspekten und kirchlicher Präventionsarbeit“ hätte gehen sollte. In



Deutliche Kritik an der MHG-Studie übt ein Kenner seines Faches: Der Psychiater, Vatikanberater und Bestsellerautor Manfred Lütz, der in Köln das Alexianer Krankenhaus leitet. Foto: dpa

Wahrheit referiert dieses Teilprojekt vor allem die Forderungen der befragten Präventionsbeauftragten nach mehr Stellenkontingenzen und mehr Wertschätzung. Das Teilprojekt versäumt es aber, die inhaltliche Validität der Präventionskonzepte wissenschaftlich zu prüfen. Das Motto ist: „So viel wie möglich“, aber nicht „so gut wie möglich“.

Teilprojekt 5 betrifft eine „Systematische Literaturübersicht zum sexuellen Missbrauch in Institutionen und Metaanalyse zu Präventionsevaluationen“. Dieses Teilprojekt ist wissenschaftlich wieder sehr sauber recherchiert und auch interessant, belegt vor allem immer wieder, dass die MHG-Studie nichts Neues zeigt, lässt aber gewisse Mängel in der kritischen Diskussion von Studienergebnissen erken-

nen. Das Teilprojekt 6 ist dann der Kern des Ganzen. Hier sind die Ergebnisse der Aktenanalyse aus allen Diözesen Deutschlands aufgeführt. Leider ist dieses Kernstück der MHG-Studie das wissenschaftlich Bedenklichste. Es beginnt schon bei der Würdigung der Daten. An keiner Stelle wird auch nur diskutiert, dass die jetzt durch die Medien gehenden 1670 beschuldigten Kleriker eben gerade keine „Täter“ sind.

Nur 60 Prozent der Beschuldigten bewiesen

Wie sich aus den gemeldeten Zahlen einer Diözese ergibt, waren dort 6% der gemeldeten Fälle staatsanwaltlich dokumentierte Falschbeschuldigungen und 34% der gemeldeten Fälle „Aussage-gegen-Aussage-Situationen“, wo man es aus welchen Gründen auch immer versäumt hatte, die Beschuldigungen wissenschaftlich korrekt zu klären. Nur in 60% aller genannten Beschuldigungen ist also die Beschuldigung zweifelsfrei bewiesen. Das stützen auch die Daten von Teilprojekt 3, in dem weitgehend repräsentativ Straftaten gesichtet wurden. Dabei ergaben sich nur in 31% der Fälle am Ende Verurteilungen und in 21% Freisprüche oder Einstellungen des Verfahrens wegen mangelndem Tatverdacht. Würde man die Diözesanzahlen auf die Grundgesamtheit übertragen, blieben 1020 zweifelsfrei bewiesene Fälle. Deswegen ist auch die Verwendung des Hellfeld-Begriffs in der Studie falsch. Es geht bei alledem nicht um irgendeine Verharmlosung, jeder Fall ist entsetzlich, es geht darum, dass eine wissenschaftliche Studie Daten korrekt wiedergibt und vor allem wissenschaftlich diskutiert. Außerdem ist es zwar ganz korrekt, in der Präventionsarbeit darauf hinzuweisen, dass auch unangemessene Körperberührungen, die nicht strafbar sind, einen guten oder sogar traumatischen Effekt auslösen können. Dennoch muss eine wissenschaftliche Studie klären, wie viele Taten aus der genannten Gesamtzahl gegebenenfalls ausschließlich unangemessene Körperberührungen betreffen. Immerhin ist das, wie die Studie feststellt, die prozentual größte Gruppe der Missbrauchshandlungen mit 29,5%. Allerdings sind da auch Mehrfachnennungen möglich und wenn jemand vergewaltigt wurde, gab es da natürlich auch „unangemessene Berührungen Betroffener über der Kleidung“. Es ist der Studie aber nicht zu entnehmen, in wie vielen Fällen es sich ausschließlich um solche Berührungen handelt. Es ist aus wissenschaftlicher Sicht

problematisch, wenn eine solche Körperberührung genauso gewertet wird wie eine Vergewaltigung. Über diese wissenschaftlichen Mängel in der Datenpräsentation hinaus gibt es völlig unbelegte kühne Forderungen, die den gängigen Forderungen an die katholische Kirche entsprechen und die die Studie wohl für die Öffentlichkeit besonders interessant machen sollen. Man kann solche Forderungen stellen, man kann sie auch begründen, aber in einer wissenschaftlichen Studie muss man sie wenigstens rudimentär mit Daten belegen können. Das ist aber in der MHG-Studie nicht der Fall, schon weil die Datenbasis so brüchig ist. Es gibt aber auch darüber hinaus so viele andere Fehler, die unten dargelegt werden, dass man sich die Frage stellt, wer das wissenschaftlich kontrolliert hat.

Im Teilprojekt 7 konnten sich Betroffene anonym an eine Hotline wenden. Diese zufällige Auswahl von Aussagen, deren Wahrheitsgehalt naturgemäß nicht überprüft werden konnte, erbringt nur sehr begrenzte Einsichten. Das wird wieder wissenschaftlich überhaupt nicht ausreichend diskutiert. Streng genommen geht es hier gar nicht um Wissenschaft, sondern die Autoren machen sich zum Sprachrohr von Menschen, die sich nicht hinreichend gehört fühlen. Das ist sicher verdienstvoll, aber damit noch kein wissenschaftliches Projekt. Natürlich melden sich da vor allem Menschen, die mit Recht tief enttäuscht sind von der Kirche und es ist erschütternd zu lesen, mit wie vielen von ihnen niemand angemessen gesprochen hat.

Der wissenschaftliche Tiefpunkt des Ganzen ist aber die Zusammenfassung, die nicht, wie sonst bei Studien üblich, am Ende steht, sondern am Anfang, wohl auch, um die Aufmerksamkeit gleich auf die angeblich spektakulären Ergebnisse zu richten und damit den größten Medieneffekt zu erreichen – was ja auch gelungen ist. In diese Zusammenfassung sind offensichtlich so gut wie alle wissenschaftlich unbelegten, aber populären Forderungen eingegangen.

Es bleibt dabei unklar, wer die Verantwortung für diese Zusammenfassung übernimmt. Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, dass irgendein Wissenschaftler so etwas schreibt.

► www.die-tagespost.de

Den ungekürzten Beitrag von Prof. Lütz lesen Sie hier.

II. Apostolischer Kongress der Göttlichen Barmherzigkeit für den deutschsprachigen Raum 5.–7. Oktober 2018 in Paderborn

Jesus, ich vertraue auf Dich



Freitag, 5. Oktober 2018

- 15.00 Uhr Einlass
- 16.30 Uhr Eröffnung mit gemeinsamem Lobpreis und Begrüßung durch Weihbischof Manfred Grothe
- 17.00 Uhr „Weltkongress der Göttlichen Barmherzigkeit (WACOM)“ Film- und Bildervortrag
- 18.00 Uhr Feierliche Hl. Messe
- 19.30 Uhr Beginn der „Nacht der Liebe und Barmherzigkeit“ mit Anbetung und Beichtgelegenheit, anschl. Komplet

Samstag, 6. Oktober 2018

- 8.30 Uhr Morgengebet und Lobpreis
- 9.00 Uhr „Russland im Licht der Göttlichen Barmherzigkeit“ von Pfarrer Erich Maria Fink, Beresniki, Russland
- 10.00 Uhr kurze Pause
- 10.30 Uhr „Die Göttliche Barmherzigkeit und die Gottesmutter Maria.“ von Mag. Martin Leitner, Direktor des Priesterseminars

Leopoldinum, Stift Heiligenkreuz Österreich, Pöpstl. ernannter Missionar der Barmherzigkeit

- 11.30 Uhr „Das Wirken der Göttlichen Barmherzigkeit in meinem Leben“ von Helene Schulze
- 12.00 Uhr Mittagspause
- 13.45 Uhr „Die Barmherzigkeit Gottes in der Seelsorge“ Bruder Josef Failer FLUHM, Österreich „Das Apostolat der Göttlichen Barmherzigkeit“ Leopold Scheibreithner, Österreich
- 15.00 Uhr Stunde der Göttlichen Barmherzigkeit mit persönlicher Weihe an den Barmherzigen Jesus
- 16.30 Uhr „Misericordia – die Barmherzigkeit Gottes in unserem Leben und für die Welt“ Ernesto Brux aus San Antonio, TX /USA, Apostel der Barmherzigkeit Gottes, ernannt vom Hl. Johannes Paul II. Institut, Nationalheiligtum der Göttlichen Barmherzigkeit in Stockbridge/USA

18.00 Uhr Feierliche Heilige Messe mit Domkapitular Dr. Thomas Witt, mit Übergabe der Flamme der Barmherzigkeit an jeden Teilnehmer, Weihe unseres Landes und Einzelsegen mit den Reliquien

Sonntag, 7. Oktober 2018

- 8.30 Uhr Morgengebet und Lobpreis
- 9.00 Uhr „Der Sel. Priester Michal Sopocko“ Sr. Joanna Kwiatkowska, Schwestern vom Barmherzigen Jesus Das Bild vom barmherzigen Jesus in der Interpretation des Hl. Johannes Paul II.“ Dr. Sr. Edith Olk, Dipl.-Theologin, Referentin in KTV, Buchautorin Pontifikalamt mit H. H. Weihbischof Manfred Grothe im Hohen Dom zu Paderborn
- 11.45 Uhr

Weitere Informationen: www.Communitio-des-Friedens.de
Anmeldung bei: Mechthild Neiske, Holtkampen 2,
34439 Altenheerse, Tel. +49 (0)5646 238,
Mail: neisset@t-online.de

Gespaltenes Deutschland

Foto: stock.adobe.com

Die Sprache ist eine Waffe, haltet sie scharf! Der Schriftsteller und Journalist Kurt Tucholsky, der um Polemik nie verlegen war, brachte es in den 1930er Jahren des vergangenen Jahrhunderts einmal auf den Punkt. Bis heute hat sich daran nicht wirklich viel geändert. Allerdings möchte man Tucholsky trotzdem entgegenhalten, dass es neben der Sprache als Waffe auch die Verantwortung gibt. Das scheint mir manchmal in der öffentlichen Auseinandersetzung verloren zu gehen.

Politik ist Sprache! Wenn sich die Sprache verändert, dann verändert sich auch das Wesen der Politik. Verroht die Sprache in der politischen Auseinandersetzung, dann verroht irgendwann auch die Tat. Papst Benedikt XVI. hatte schon 2011 in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag auf die zerstörerische Kraft des Menschen hingewiesen. „Der Mensch kann die Welt zerstören. Er kann sich selbst manipulieren. Er kann sozusagen Menschen machen und Menschen vom Menschsein ausschließen“, so die Warnung des Papstes damals in Berlin. Seitdem ist auch in Deutschland sehr viel passiert. Spätestens seit 2015 erleben wir eine Dynamik in den politischen Debatten in unserem Land, die einerseits eine Chance sein können. Andererseits besteht die Gefahr, dass die Vernunft in den Auseinandersetzungen immer stärker ins Hintertreffen gerät. Für die Demokratie wäre das geradezu Gift.

In der Generaldebatte zum Haushalt am 12. September im Bundestag zeigte der haushaltspolitische Sprecher der SPD-Fraktion, Johannes Kahrs, wie schmal der Grat zwischen Debatte und Dummheit manchmal verlaufen kann. Deftig polemisiert der Hamburger SPD-Abgeordnete in Richtung AfD: „Rechtsradikale in diesem Parlament sind unappetitlich.“ „Hass macht hässlich“. Der SPD-Politiker forderte die AfD-Abgeordneten dazu auf, „in den Spiegel“ zu schauen. Und wenn man sich das anguckt, dann haben sie außer dummer Sprüche keine Inhalte, keine Lösung“, schnauzte Kahrs. Wenig Fakten, viel Getöse und keine inhaltliche Fakten in der politischen Auseinandersetzung – Kahrs gab an diesem Tag

ein Bild ab, das nur als Ritter von trauriger Gestalt bezeichnet werden kann. Solche undifferenzierten Reden – die andere Parteien allzu gerne immer der AfD anlasten – sind es, die bei vielen Menschen für Kopfschütteln sorgen. Ganz davon abgesehen, dass Kahrs bei AfD-Sympathisanten mit solchen dümmlichen Parolen eine Solidarisierungswelle angestoßen haben dürfte, was kaum im Interesse der Sozialdemokraten sein kann. Kahrs verdeutlichte mit seiner Rede eine gesellschaftliche Tendenz, die eine große Gefahr für die Debattenkultur in unserem Land darstellt. Diese scheint immer nur eine Steigerungsform nach oben zu kennen: immer hysterischer, immer polemischer, immer extremer. Die Vernunft kommt zu kurz. Überall.

Demokratie lebt aber von Alternativen. Wer durch absolutistisch anmutende behauptete Alternativlosigkeit die Demokratie in die Zange nimmt, der betätigt sich als ihr Totengräber. Demokratie braucht Diskurs – ja geradezu die Reibungen der unterschiedlichen Meinungen. Vielfalt wird genau an dieser Stelle sichtbar: Eine Vielzahl von Möglichkeiten wird erst im Widerstreit der Meinungen deutlich. Daher ist das Lebenselixier der Demokratie die Diskussion. Der Meinungsstreit schafft die für eine lebendige Demokratie notwendige Dynamik. Nur im politischen Streit kann Demokratie wachsen und sich entwickeln. Demokratie garantiert durch den beständigen Abgleich und Austausch von unterschiedlichen Positionen ein Höchstmaß an individueller Freiheit. Dieser Austausch ist heute aber gefährdet. Gefährdet ist dabei nicht ein despotischer Staat, der Meinungsfreiheit unterdrückt – die Gefahr heute kommt von der Art und Weise, wie wir politische Debatten in Deutschland führen.

Debatten heute sind geprägt vom Unwillen, dem Gegenüber zuzuhören. Immer wieder wird durch unterschiedliche Interessengruppen versucht, Tabuzonen in Debatten zu schaffen, sodass Themen einfach dem öffentlichen Diskurs entzogen sind. Bayerns ehemaliger Ministerpräsident Edmund Stoiber (CSU) warnte im Bayernkurier schon vor gut zwei Jahren vor diesen Entwicklungen. „Der künstliche Aufbau politischer Tabuzonen ist falsch und führt zu einem Meinungs-Einheitsbrei“, so Stoiber damals. Edmund Stoiber schreibt damals weiter: „Wir brauchen deshalb mehr Mut zur politischen Auseinandersetzung!

Debatten sind Grundlagen der Demokratie. Die momentane politische Kultur aber scheint Mauern um die jeweils als unantastbar empfundenen Gedankengebäude zu ziehen. Ein Plädoyer, warum Betonmischer die politische Debatte nicht ersetzen können

VON STEFAN ROCHOW

Wir brauchen eine bessere demokratische Streitkultur, die die Emotionen anspricht, ohne unsachlich zu werden.“ Anstatt verbal abzurüsten, ist der Ton inzwischen rauer geworden.

Das eigene Weltbild wird dabei selten auf den Prüfstand gestellt. Debatten verwandeln sich daher schnell in teilweise hasserfüllte Konfrontation und hemmungsloser persönlicher Diffamierung. Ereignisse und Entwicklungen werden, krampfhaft wirkend, sofort in ein vorgefertigtes Korsett gepresst und eingeordnet. Hauptsache, es passt in die eigene Weltanschauung. Anstatt des Austausches kommen Debatten heute mit berechnendem, brennendem missionarischem Eifer daher. Realität wird dabei so passend zurechtgebogen, damit bloß das eigene Weltbild nicht ins Wanken geraten kann. Manche öffentliche Debatte erinnert weniger an einen politischen Wettstreit von Ideen, als vielmehr an ein Aufeinandertreffen unbeweglicher Ideologen. Es gibt kein wirkliches

Interesse an echten Debatten mehr. Wer von der eigenen Meinung abweicht, dem wird schnell die Gleichwertigkeit, oder sogar das Menschsein abgesprochen. Auf der einen Seite die Drohung mit dem „Volkszorn“, der diejenigen hinwegfegen wird, die als „linksversifft Zecken“ gegen die eigene Meinung stehen. Auf der anderen Seite dann der „Kampf gegen den Faschismus“, der unter dem Deckmantel von Antifaschismus schnell alle Meinungen, die nicht links der Mitte angesiedelt sind, als „rechtsextremistisch“ diffamiert, und damit aus dem demokratischen Diskurs herauskatapultiert. Deutschland scheint tief gespalten zu sein. Jede verhärtete Seite argumentiert mit der Moral und der „Reinheit“ ihres politischen Wollens. Jeder wappnet sich mit „Grundwerten“ und behauptet, Gewissen, Recht, Wahrheit, die Moral auf seiner Seite zu haben. „Gut“ und „Böse“ scheinen nur noch die einzigen Kategorien zu sein, die die heutige politische Auseinandersetzung kennt.

Für Grautöne scheint kein Platz mehr zu sein. Der moralinsaure Jakobinismus feiert wieder fröhlich Urständ. „Wähle Deine Seite!“, so lautet seine Botschaft. Maß und Mitte haben in so einer Debattenkultur keinen Platz mehr. Statt eines Kompromisses gelten nur noch die Zuordnungen „Freund“ oder „Feind“.

Bis tief hinein in die mediale Öffentlichkeit hat sich die Überzeugung hineingefressen: „Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns!“ Das Misstrauen ist überall zu spüren. Mit wem darf oder will man sich noch an einen Tisch setzen? Galt es früher allgemein als Tugend, dass man sich mit allen Menschen an einen Tisch setzte und miteinander redete, kann es heute schnell als ein Ausdruck schlechter Gesinnung oder mangelnder Haltung interpretiert werden. Schon die Tatsache, dass man miteinander redet, kann dazu führen, dass man aus dem Diskurs ausgeschlossen wird. Das fördert keine Meinungsvielfalt, sondern zwingt massiv zur Konformität: Mache Deine Ansicht deckungsgleich mit dieser oder jenen Gruppe, oder Du bist zum Abschuss freigegeben. Diese Verhärtung und Unbarmher-

zigkeit fördert Spaltung und Trennung. Wer sich allerdings nur unter Gleichgesinnten darin bestärken möchte, dass er selber recht hat und die Andersdenkenden mit allen Mitteln bekämpft werden müssen, der leistet der Freiheit in unserem Land einen Bärendienst. Wenn jemand sich fürchten muss, seine Gedanken nicht mehr aussprechen zu können, ohne ausgegrenzt oder geächtet zu werden, verschwindet der Gedanke nicht einfach – viel wahrscheinlicher findet eine Radikalisierung statt, um sich durch extremistisches Verhalten Gehör zu verschaffen und Aufmerksamkeit zu erlangen.

Am Beispiel der AfD lässt sich gut festmachen, dass Abschottung und Verweigerung des Dialogs nicht zur Schwächung des politischen Gegenübers führen. Im Gegenteil, seit Einzug der Partei in den Bundestag erleben wir eher die Zustimmung bei Wahlprognosen als die Abnahme des AfD-Wählerpotenzials. Für mich lässt das nur den einzigen Schluss zu: Die Debatte darüber, wie wir uns das Zusammenleben vorstellen, muss geführt werden. Daher müssen Debattenkultur und Vernunft in unserem Land verteidigt werden. Statt des Beharrens auf Alternativlosigkeit brauchen wir wieder Dynamik im Land. Eine einbetonierte Gesellschaft stellt am Ende alles infrage, was für uns der große Wert einer demokratischen Gesellschaft ist: Nämlich die Entscheidung zwischen Alternativen. Wir sind dabei, unsere Demokratie zu entkernen. Die Angst vor Kontroversen, vor Menschen, die andere Überzeugungen haben, und damit auch die Angst davor, die eigenen Argumente auf den Prüfstand zu stellen, machen die Diskussionskultur in unserem Land schwach. Demokratie ist nicht alleine, dass wir in regelmäßigen Abständen wählen gehen können. Demokratie ist der öffentliche Wettstreit um Ideen und Konzepte. Diese Vielfalt der Konzepte soll Menschen anregen, sich aktiv einzubringen. In einem Klima der Offenheit, der Dynamik und der Freiheit soll es Raum für Innovation geben. Die momentane politische Kultur hingegen zieht gerade Mauern um die jeweils unantastbar empfundenen Gedankengebäude. Betonmischer ersetzen die politische Debatte aber nicht. Im Gegenteil, sie sind Ausdruck einer Unfähigkeit, frischen Wind in geschlossene Räume zu bringen.

TAGESPOSTING



Chinesische Lektionen

VON JOHANNES HARTL

Bei einer Reise durch China hatte ich kürzlich die Gelegenheit, an verschiedenen Orten Christen kennen zu lernen, die ihren Glauben in einer der vielen freikirchlichen Hauskirchen leben. Die Entwicklung in China ist allgemein so rasant und von Region zu Region verschieden, dass generelle Aussagen über die Riesennation immer schwierig sind. Als Momentaufnahmen sind die folgenden Beobachtungen vielleicht dennoch interessant. Das Wachstum des Christentums in China ist unaufhaltsam. Praktisch täglich entstehen neue Untergrundkirchen, rein statistisch wird China in einigen Jahren das bevölkerungsreichste christliche Land der Erde sein. Man geht davon aus, dass bereits jetzt weit über 100 Millionen Chinesen Christen sind. Besucht man eine der illegalen Hauskirchen, trifft man dort ausschließlich Christen der ersten Generation. Diese Entwicklung ist an sich schon erstaunlich. Dass sie in dem Land der brutalen maoistischen Kulturrevolution stattfindet, das sich aggressiver als die meisten anderen Regime ansah, jede Spur von Religion zu vernichten, grenzt an ein Wunder. Nach den Jahren des Hungers erreichten die Chinesen in den vergangenen Jahrzehnten eine zuvor undenkbarste Steigerung des Lebensstandards. Einer der Gründe für die religiöse Offenheit der Chinesen ist der spirituelle Hunger, den viele jetzt spüren, nachdem es ihnen materiell besser geht als je zuvor. Hört ein Chinese das Evangelium im Stil eines persönlichen Zeugnisses aus dem Mund eines Bekannten, so ist es mehr die Regel als die Ausnahme, dass er sich dafür interessiert. So berichtete mir ein Ehepaar, sie haben zum Glauben gefunden, nachdem ihr 5-Jähriger angefangen habe, die Bibel zu lesen, die ihm jemand geschenkt hatte. Sie wurden von der Wahrheit ins Herz getroffen. Bei meinem Besuch traf ich ausschließlich mit protestantischen Christen zusammen. Ihre Erfahrung jedoch kann für uns Katholiken eine interessante Lektion sein, die wir an die institutionelle Gestaltung des Glaubens gewöhnt sind. Denn die rasante Ausbreitung des Christentums dort ist untrennbar von dem Phänomen der Hauskirche: eines informellen Treffens bei jemandem zuhause. Die Mischung von persönlichem Glaubenszeugnis und intensiver Gebetsgemeinschaft in Privaträumen entwickelte ihre explosive Kraft paradoxerweise erst, als in den Jahren der Verfolgung Missionare des Landes verwiesen und offizielle Missionsaktivitäten verboten wurden. Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, dass der Kampf gegen das Evangelium langfristig zu seiner Ausbreitung beitrug. Manchmal ist des Teufels scheinbar größter Sieg in Wahrheit seine Niederlage. In China habe ich eine missionarisch aktive Kirche erlebt. Eine leidensbereite und eine voller Gebets-eifer. Der Verkauf von Bibeln ist derzeit wieder einmal verboten – umso mehr wird das Wort Gottes geliebt. Die Geheimtreffen sind nicht ohne Gefahr für die Besucher – umso kostbarer sind sie ihnen. Nichts wirkt belebender auf den Glauben als der Kontakt mit Christen aus Ländern der Verfolgung. In China fällt jedoch nicht in erster Linie die Verfolgung ins Auge, sondern die massenhafte Ausbreitung der Botschaft Jesu Christi. Sie ist eines der deutlichsten Hoffnungszeichen der Gegenwart.



Der Autor ist Gründer des Gebetshauses in Augsburg. Foto: Archiv

Zerknirschung und Neubeginn

Der Widerstandskämpfer Hans Scholl fand nach einer Krisenerfahrung zu sich selbst VON JAKOB KNAB

Das Jahr 2018 steht gedächtniskulturell im Zeichen von Hans Scholl. Im Februar jährte sich bereits der Todestag des Widerstandskämpfers der „Weißen Rose“ zum 75. Mal, am 22. September wurde sein 100. Geburtstag in feierlicher Erinnerung begangen: an vielen Einrichtungen der Bundesrepublik, die nach ihm und seiner Schwester Sophie benannt sind. Man ist stolz auf die Geschwister Scholl. Die „Weiße Rose“ besitzt Vorbildfunktion. Gerade für junge Leute. Weshalb man die Helden von damals gern noch ein bisschen Zeitgeist-verträglicher zurechtstutzt.

75 Jahre nach der Enthauptung des Widerstandskämpfers Hans Scholl titelte die BILD-Zeitung: „ENTHÜLLUNG ZUM 75. TODESTAG – Sophie Scholls Bruder war in der Hitlerjugend ... und weil er auch Männer liebte, kam er zum Widerstand“. Und die Schwesterzeitung BILD am SONNTAG köderte die Aufmerksamkeit der sensationslüsternen Leserschaft mit der Schlagzeile „Der Gründer der Weißen Rose liebte Männer und Frauen“. In der Rubrik „Stars & Kultur“ wurde die Biografie „Flamme sein! Hans Scholl und die Weiße Rose“ des Hamburger Pastors Robert Zoske (Beck Verlag, München 2018) vorgestellt. Hier ein Auszug aus der BamS-Besprechung: „Ausgerechnet sein Freund Rolf Futterknecht, mit dem er mindestens ein Jahr ein Liebesverhältnis hatte, beschuldigte ihn gegenüber der SS des Missbrauchs. Er habe 1935 und 1936 wiederholt ‚wüste Sachen‘ mit ihm gemacht.“

Die Anschuldigungen stritt er nicht ab

Was hat es nun mit diesen „wüsten Sachen“ auf sich? Das Strafverfahren gegen den Soldaten Hans Scholl begann am 22. November 1937. In den Diensträumen der Gestapo Stuttgart wurde er zunächst nur als Zeuge vernommen. Dabei gab Scholl auch zu Protokoll, dass er engen Weggefährten immer wieder den Wahlspruch der Wandervogelbewegung „Rein bleiben und reif werden“ ans Herz gelegt habe. Scholl stritt die Anschuldigungen nicht ab, er bat aber um Nachsicht: „Die Beweggründe zu meiner Handlungsweise kann ich mir nur aus der großen Liebe erklären, die ich zu Futterknecht gehabt habe.“

Drei Tage später, am 25. November 1937, wurde Rolf F. aus Ulm von der Gestapo Stuttgart als Zeuge vernommen. Über die „strafbaren Handlungen“ seines Fahnleiters Hans Scholl gab er zu Protokoll: „Während wir dann des Nachts in einer Blockhütte bei Ochsenhausen auf Strohlagen, griff Scholl, der neben mir lag, ohne weiteres nach meinem Geschlechtsteil, so daß mein Glied steif wurde. Gesprochen haben wir beide während dieses Vorgangs nichts.“ Über die Vorkommnisse auf dem Osterlager 1935 machte er diese Aussage:



Auf dieser Guillotine endete vor 75 Jahren das junge Leben von Hans Scholl. Sein mutiger Einsatz gegen das NS-Regime bleibt unvergessen. Foto: dpa

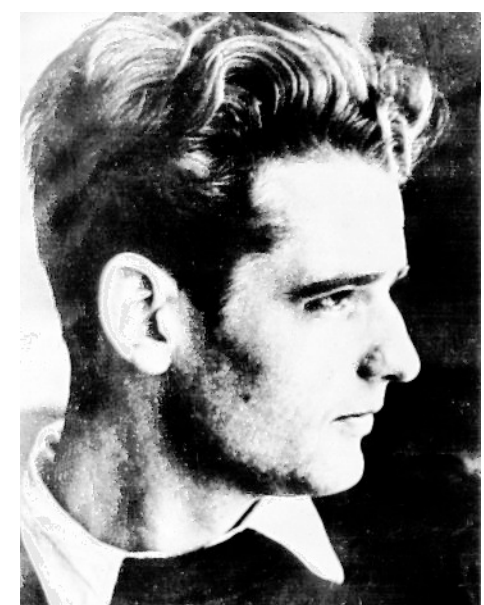
„In dieser Nacht ging er [Scholl] etwas weiter, indem er auch seine Trainingshose hinunter streifte und sein nacktes Glied zwischen meine nackten Oberschenkel drückte. Bei diesem Vorgang war sowohl sein als auch mein Glied steif geworden. Ich nehme an, daß bei Scholl damals Samenerguß eingetreten ist.“ Rolf F. gab ferner an, Scholl habe etwa vier bis fünf Mal „unsittliche Handlungen“ mit ihm begangen. Zu Scholls Entlastung fügte er hinzu, dass dieser im Oktober 1937, als er seinen Arbeitsdienst abgeleistet habe, sich bei ihm für diese früheren Vorfälle ernsthaft entschuldigt habe.

Am 13. Dezember 1937, wurde Hans Scholl in der Cannstatter Kaserne verhaftet. Da er als Angehöriger der Wehrmacht der Militärgerichtsbarkeit unterstand, konnte er nicht wie ein Zivilist kurzerhand abgeführt werden. Er wurde von Rittmeister Scupin, seinem militärischen Vorgesetzten, festgenommen, der Gestapo übergeben und schließlich ins Gefängnis in Stuttgart gebracht. 17 Tage verbrachte Scholl in Untersuchungshaft. In dieser Zeit um Weihnachten 1937 geriet er in die entscheidende Sinn- und Existenzkrise, gleichzeitig träumte Hans von seiner neuen großen Liebe, der 14-jährigen Lisa Remppis, einer engen Freundin seiner jüngeren Schwester Sophie. Mit der Jahreswende 1937/38 suchte der einst begeisterte HJ-Führer Hans Scholl nach einer neuen Orientierung. In der krisenhaften Zeit der Zerknirschung und Besinnung versprach Hans Scholl seinen Eltern, er wolle alles wiedergutmachen. Wenn er wieder frei sei, wolle er arbeiten und nur arbeiten, damit sie wieder stolz auf ihn sein könnten. Die erste Jahreshälfte 1938 war für Scholl aber auch die Zeit, in der er sich angespannt und voller Ungewissheit dem weiteren Verlauf des Gerichtsverfahrens ausgesetzt sah. In den

Unterschiedliche Zugänge zu Stefan George prallten hier aufeinander. Scholl hatte sich im Herbst 1937 für Georges esoterische Gedankenwelt begeistert und ihn tief bewundert: „Wir ahnen seine überragende, unantastbare, einsame Größe.“ Carl Muth war dagegen schon 1935 zu einem ganz anderen Urteil über diesen Kultdichter gelangt. George komme „aus der katholischen Glaubenswelt“ und sei „ein stolzer Renegat“, aber dessen Buch der Lehre, den Stern des Bundes, bezeichnete Muth als „eine kunstvoll geschmiedete, mit edlen Steinen kostbar verzierte Monstranz, in der das Heilige fehlt“.

Autor Robert Zoske freilich zeichnet in seiner Biografie „Flamme sein!“ ein Zerrbild von Scholls vertrauten Mentoren: „Dass die Homoerotik in Georges Gedichten Scholl ansprach, liegt aufgrund seiner eigenen sexuellen Ausrichtung nahe. Muth aber ließ an dessen Dichtkunst nicht nur kaum etwas gelten. Mit schärfster, teilweise diffamierender Kritik wandte er sich besonders gegen Georges hebeophile Sexualität.“ Zoske fällt schließlich dieses Urteil: „Nachdem Hans Scholl diese konservativ-katholisch, homophob-verletzende Polemik gelesen hatte, musste ihm klar sein, dass mit Carl Muth kein Gespräch über George – weder als Dichter noch als Mensch – und damit über dessen und seine eigene Homosexualität möglich war.“ Hans Scholl als homosexuelles Opfer einer reaktionär katholischen Denktradition? Ein wenig erinnert diese Deutung an die Bemühungen der DDR, die Geschwister Scholl als vorbildliche Sozialisten zu vereinnahmen. Der Person und seinem inneren Entwicklungsweg werden derartige Spekulationen nicht gerecht.

Der Autor hat zur Ideengeschichte der Weißen Rose publiziert. Jüngst erschien bei der WBG Darmstadt seine Biografie „Ich schweige nicht. Hans Scholl und die Weiße Rose“.



Homoerotische Erfahrungen, Glaube und Widerstand: Hans Scholl.

Bono und der Papst

Pop hilft: Der U2-Sänger im Vatikan VON STEFAN AHRENS

Bono, Sänger der irischen Rockband U2, hat Papst Franziskus bei einem Treffen im Vatikan mit sexuellem Missbrauch in der Kirche konfrontiert. Er habe ihm gesagt, dass „es für einige Menschen so aussieht, als würden die Täter mehr geschützt als die Opfer“, sagte der Sänger und Menschenrechtsaktivist nach einer halbstündigen Begegnung am Mittwoch vergangener Woche.

„Wir sprachen über die Gefühle des Papstes zu dem, was in der Kirche passiert ist“, so Bono: „Man kann den Schmerz in seinem Gesicht sehen, und ich hatte das Gefühl, er hat es ernst gemeint.“ Papst Franziskus sei „ein außergewöhnlicher Mann in außergewöhnlichen Zeiten“, sagte der Sänger aus Irland, der immer wieder christliche Akzente mit seinen Songs setzt. Eigentlicher An-

lass des Besuchs des Sängers im Vatikan war, um die von Franziskus gegründete Stiftung „Scholas Occurrentes“ zu unterstützen und über eine Zusammenarbeit mit Bonos Hilfsorganisation „ONE“ zu sprechen. Mit der Schulinitiative sollen Begegnungen junger Menschen auf der ganzen Welt gefördert werden. Bono ist für sein politisches Engagement bekannt und hatte schon Franziskus' Vorgänger Johannes Paul II. getroffen. Bonos Band U2 hatte sich im Vorfeld der Volksabstimmung über ein Abtreibungsverbot in der irischen Verfassung für eine Abschaffung ausgesprochen – eine Haltung, die bei vielen Katholiken auf Kritik stieß. Papst Franziskus wiederum hat bereits mehrere Stars empfangen, darunter Leonardo DiCaprio, Sting sowie Katy Perry.

Briefe an Leonie



Du bist eine Königin!

Der Blog für die Frau von heute

www.briefeanleonie.net

Anzeige

Großer Gottsucher

Mit Romano Guardini lassen sich die tragenden Schichten einer Theologie, die diesen Namen auch verdient, erkennen **VON STEFAN HARTMANN**

Romano Guardini (1885–1968) gilt nicht als Theologe vom Fach. Die Schwerpunkte seiner Wirkung waren religionsphilosophisch, liturgisch oder religionspädagogisch in der Quickborn-Jugendbewegung und auf Burg Rothenfels. An den Universitäten Berlin und München erhielt er eigene Lehrstühle für „katholische Religionsphilosophie und Weltanschauung“. In seinem autobiografischen Lebensbericht wird sein Ringen um die theologische Wahrheit und seine frühe Distanzierung von kantianischen und modernistischen Tendenzen deutlich.

Ohne Bezug zur realen Kirche kann es für Guardini keine echte Theologie geben. Das Wesen des Christentums ist „Der Herr“, so 1937 der Titel seines Hauptwerkes. „Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen“ lautete das Thema eines Vortrags auf dem Berliner Katholikentag 1952. Gegenwärtige Krisenerscheinungen der universitären Theologie lenken das Augenmerk auf Guardinis Grundansatz einer allen Einzelfragen vorgeordneten „theologischen Theologie“. In Anspielung auf eine von ihm selbst vorgenommene Übersetzung seines Namens kann Guardini als „Wächter“ authentischer Theologie gesehen werden. Eine anthropozentrische Theologie verliert sich leicht in Genitivtheologien der politischen Befreiung, des Feminismus (Gender), der Ökologie oder des Religionsdialogs und sieht kaum noch ihre kirchliche Gebundenheit. Subjektive Autonomie ist dann wichtiger als objektive Vorgaben wie Naturrecht und Offenbarung.

Der Bonner Dogmatiker Karl-Heinz Menke stellte in diesem Zusammenhang jüngst in einer viel beachteten Streitschrift die an Joh 8,32 anknüpfende rhetorische Frage „Macht die Wahrheit frei oder die Freiheit wahr?“. Der Mainzer Kirchenrechtler Georg May unterschied in einem historischen Grundsatzbuch „300 Jahre gläubige und ungläubige Theologie“ (Bohingen 2017). Schon vor etlichen Jahren zeigte Alma von Stockhausen in ihrem großen Werk „Die Inkarnation des Logos – der Angelpunkt der Denkgeschichte“ (Weilheim-Bierbronn 2007) die philosophischen und besonders bei Luther liegenden Wurzeln des theologischen Verfalls auf. Es scheint daher sinnvoll, mit Romano Guardini, dem großen Gottsucher, Deuter des Religiösen und „Unterscheider des Christlichen“, einmal die tragenden Schichten einer Theologie, die diesen Namen auch verdient, anzuschauen.

Die Suche nach der Wahrheit des Glaubens hat Guardini früh von einer rein historisch-religionswissenschaftlichen Theologie Abstand nehmen lassen. Der Bibel und literarischen Texten näherte er sich nicht exegetisch-kritisch oder rein akademisch. Es ging ihm mehr um „reale Gegenwart“ (George Steiner) als um Sekundärwelten: „Ich verzichtete bewusst auf das jeweilige Fachwissen. Ich suchte, so gut ich es vermochte, vor die Fragen selbst zu gelangen und mit ihnen fertig zu werden; so tief als möglich in die Texte einzudringen und aus ihnen heraus zu arbeiten. Das bedeutete natürlich ein Wagnis – man kann auch sagen, eine Vermessenheit“ (Berichte über mein Leben, 47). Außer seiner Freiburger Promotion (1915) und Bonner Habilitation (1922) über den mittelalterlichen Franziskanertheologen Bonaventura gibt es kaum theologisch-fachwissenschaftliche Arbeiten Guardinis. Mit der Themenwahl hat er sich – ähnlich wie Joseph Ratzinger – für eine platonisch-augustinische Geistesrichtung entschieden. Er konnte jedoch auch immer wieder Scholastiker wie Thomas von Aquin und Anselm von Canterbury als Vertreter des klassischen Geistes würdigen. In einem Anselm-Aufsatz wird die Bindung der Theologie an das lebendige „sentire cum ecclesia“ betont: „Erst wenn die Theologie aus der Kirche her denkt, hat sie auch Autorität. Individuelle Bemühung, und wären ihre Ergebnisse noch so glänzend, kann nie-



„Sola persona“: Für den katholischen Gelehrten Romano Guardini drehte sich alles um Jesus Christus.

Foto: dpa

mals Autorität hervorbringen, sondern nur Gründe. Autorität in Dingen der Religion hat nur die Kirche als Gottes Stellvertretung; von ihr erhält sie auch die Theologie, wenn und so weit diese tatsächlich aus der Kirche her spricht.“

Guardinis theologische Grundhaltung wurde von seiner Biografin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz einmal so umschrieben: „Die Unbedingtheit der Kirche und die Unbedingtheit der Offenbarung, beides ist ihm unverlierbar seit seiner bewussten Entscheidung zur Theologie eingepreßt.“ Seele und Herz kommen in authentisch christlicher und katholischer Theologie genauso zum Zuge wie Verstand und Geist. So schreibt Guardini in den ergreifenden Betrachtungen „In Spiegel und Gleichnis“: „Im Herzen begegnet der Geist dem Körper und macht ihn zum ‚Leibe‘; im Herzen begegnet das Blut dem Geist, und er wird zur ‚Seele‘. Beides geschieht durch die Liebe. Diese Liebe aber wird erst durch die Gnade möglich, welche das Ganze, den Menschen, in die Gemeinschaft des Lebens Gottes zieht.“ Auch Liturgie steht bei ihm nicht im platonischen Ideen-Licht, sondern ist gerettet durch den spielerischen Ernst des kirchlichen und gemeinschaftlichen Vollzugs. Das ihn vor hundert Jahren berühmt machende Buch „Vom Geist der Liturgie“ (Maria Laach 1918) endet mit dem Abschnitt „Der Primat des Logos über das Ethos“. In fast antimodernistischer Entscheidung wird dort formuliert: „Die Kirche hat [...] stets mit tiefem Misstrauen jede ethizistische Auffassung der Wahrheit, des Dogmas betrachtet. Jeder Versuch, bloß aus dem Lebenswert des Dogmas seinen Wahrheitswert zu begründen, ist zuallererst un-katholisch. Die Kirche stellt die Wahrheit, das Dogma, hin als eine unbedingte, in sich ruhende Tatsache, die keiner Begründung aus dem Gebiet des Sittlichen oder gar Nützlich-Brauchbaren bedarf. Die Wahrheit ist Wahrheit, weil sie Wahrheit ist.“ Joseph Ratzinger, der als Glaubenspräfekt selbst

ein „Der Geist der Liturgie“ genanntes Werk veröffentlichte (Freiburg 2000), sieht im Voraus des Göttlichen und Kirchlichen einen „theologischen Grundentscheid“ Guardinis: „Die eigentliche Grundlage seiner Theologie [...] war das Erlebnis der Bekehrung, das ihm zugleich Überwindung des durch Kant repräsentierten Geistes der Neuzeit wurde. Am Anfang steht nicht Reflexion, sondern Erfahrung.“ Mit Bezug auf ein 1923 veröffentlichtes „Gespräch vom Reichtum Christi“ zwischen einem Caritas-Sekretär, einem Gelehrten und einem volkstümlichen Kaplan sieht Ratzinger Guardinis theologische Genialität in der Verbindung von Caritas, Liturgie, Christologie und Volksfrömmigkeit bis hin zur Herz-Jesu-Verehrung: „Es war die Gnade Guardinis, das Große einfach sagen zu können. Der Mensch ist auf Wahrheit hin geöffnet, aber die Wahrheit ist nicht im Irrendwo, sondern im Lebendig-Konkreten, in der Gestalt Jesu Christi.“

Wesen des Christentums ist Jesus Christus, der Herr

Guardini redet und argumentiert nicht dogmatisch-lehrhaft, sondern artikuliert existenziell die Fülle des christologischen Dogmas. Er wagt mehrfach den Vergleich Jesu mit Buddha, den er als größte Herausforderung an das Christentum ansieht. „Eines aber ist sicher: Christus steht der Welt ganz anders gegenüber als Buddha: Er setzt einen neuen Anfang“ (Der Herr, 367). Das Wesen des Christentums ist für den Kierkegaard-Leser nicht eine Lehre oder – wie für Adolf von Harnack in seinen gleichnamigen berühmten Vorlesungen – das Evangelium vom barmherzigen Vatergott, der antijudaistisch die Gesetze des Alten Bundes überwindet, sondern allein („sola“) die Person Jesu Christi: „Das Christliche ist ER SELBST [...] Die Person Jesu Christi in ihrer geschichtlichen Einmaligkeit und ewigen Herrlichkeit ist selbst die Kategorie,

spricht vom Vater, vom Sohn und vom Heiligem Geist, kaum aber vom Geheimnis der Trinität. Auch darin unterscheidet er sich von katholischen Fachtheologen wie Scheeben, Schmaus, Rahner oder Scheffczyk. Das innertrinitarische Liebesgeschehen ist für Guardini nur in dessen heilsgeschichtlichem Wirken nach außen erfahrbar und erkennbar. Er spricht und schreibt auch über Maria, aber nie als „Mariologe“.

Die für die Theologie fruchtbare denkerische Leistung Guardinis ist in seinem frühen Werk „Der Gegensatz. Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten“ (Mainz 1985) angelegt. Moderne und modernistische Theologie, von der sich Guardini schon bei seinem Tübinger Lehrer Wilhelm Koch freundlich distanzierte, hat das lebendig-Konkrete und damit die Möglichkeit des Ärgernisses an der christlichen Botschaft und Wahrheit weitgehend ignoriert oder rationalistisch ausgeschlossen. Das neuzeitliche Autonomiedenken mit seinen Tendenzen zum Subjektivismus, Individualismus, Indifferentismus und Relativismus ist nicht nur in die Kritik des Naturrechts oder an Vorgaben des kirchlichen Lehramtes eingedrungen, sondern in die akademische Theologie insgesamt. Guardini war von Beginn seines theologisch-kirchlichen Wirkens ein Gegner des an Immanuel Kant anknüpfenden Autonomiedenkens, denn die Wahrheit macht frei (Joh 8,32), nicht umgekehrt. Dabei ist für ihn jedoch Wahrheit nie abstrakt-formal oder – wie Fjodor M. Dostojewski einmal andeutete – eine mögliche Alternative zur Person Jesu. Die Wahrheit ist inhaltlich Gottes Liebe und seine in Christus sichtbare Liebe ist die Wahrheit.

Guardini liebte die Briefform, um seine Anliegen, Beobachtungen und Gedanken mitzuteilen. Vor allem mit seinem priesterlichen Freund Josef Weiger (1883–1966), Pfarrer von Mooshausen im schwäbischen Allgäu, stand er in dauerndem brieflichem Austausch. Die 1976 aus dem Nachlass veröffentlichte Weiger-Korrespondenz „Theologische Briefe an einen Freund“ fand zwischen 1963 und 1966 statt und kann als Guardinis theologisches Vermächtnis in sein Gesamtwerk einführen. Theologie hat mit Freundschaft, Mitteilung und Verständlichkeit zu tun. Sie ist weder Glasperlenspiel noch Betriebsanleitung und muss stets in Gebet münden. In einer Zeit, in der sich Theologie zunehmend säkularisiert, weist Romano Guardini also auf eine „theologische Theologie“ hin, die auch das Zeugnis der Heiligen Schrift nicht aushöhlt. Neomodernistisches Autonomiedenken findet in ihm einen unerbittlichen Kritiker. Theologie ohne Glaube, ohne Kirche und ohne Gebet schafft sich selbst ab. Eine „Renaissance“ der klaren Gedanken Romano Guardinis könnte in vielen Bereichen heilsam und wegweisend sein.

Anzeige



WEIHBISCHOF
ATHANASIUS SCHNEIDER

ES IST DER HERR

GEDANKEN ZUM EMPFANG
DER HEILIGEN KOMMUNION

„Die hl. Kommunion ist die
höchstmögliche persönliche
Begegnung mit dem Herrn.“

14,90 Euro | ISBN 978-3-932085-69-7
Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder unter www.digna-media.de

GRIGNION
VERLAG

„Glut des Schauens“

Das Werk von Romano Guardini spiegelt die Herrlichkeit der Schöpfung **VON HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ**

Wer einen der größten deutschsprachigen Lehrer des Christentums im 20. Jahrhundert noch hören konnte, erinnert sich der leisen, konzentrierten Sprechweise, der ausgewogenen Themenfaltung, der behutsamen Augenöffnungen. Aber „leise“ heißt nicht „leidenschaftslos“. Es gehört zu den bezwingenden Merkmalen Guardinis, dass er in seinen Klärungen und Erhellungen des Daseins etwas Unausgesprochenes verbarg, ja sogar „geheime Erdbeben“. Er ist einer der wenigen Theologen des letzten Jahrhunderts, der die gefährlichen Herausforderungen der Moderne biblisch durchdachte, so die Macht der Technik, die empfundene Sinnlosigkeit des Daseins, den Tod, den Nihilismus, die Gottferne. Aber wunderbar nachvollziehbar lässt sich dann mit ihm die Auflösung des Bedrohenden im Vertrauen auf Christus – das ist echt und groß geleistet, zumal Guardini selbst von Schermermut heimgesucht war. „Angefochtene Zuversicht“ ist die ergreifende Haltung dieses großen Vordenkers.

Gleichwohl wäre es einseitig, nur Abgründe zu vermuten, wo die freudigen Bewegungen, die Erschütterungen der Gnade, die fruchtbare Bedrängnis durch Bilder und Erkenntnis zugleich auf der Hand liegen, ja, sogar aufrauschendes Glück. Dazu gehört



Dem einzelnen Menschen helfen, dass er den richtigen Weg zu Gott findet – das hatte sich Romano Guardini zum Ziel gesetzt. **Foto: KNA**

Poeten, Priester & Propheten

LITERATUR-SERIE

immer wieder Guardinis Begegnung mit dem Licht – vor allem im Engadin oder im Allgäu. „Gewalt von Herrlichkeit“ oder „inbrünstige Wirklichkeit“ nennt er das, was im Licht aufsteigt, gewaltiger aber und noch tiefer steigt es aus der Offenbarung auf.

Seine „Glut des Schauens“ führt zu ungewöhnlichen Texten. Sie spiegeln die Geheimnistiefe der Welt, die von Licht erleuchtet und zugleich durch das Licht selbst anziehend wird. Sie spiegeln mehr noch die Herrlichkeit des Schöpfers dieser Welt, tiefer die Schönheit des Erlösers, erregender die Fülle des Geistes.

Damit wird christliche Theologie zur Sprache der Leidenschaft. Guardini verdünnt den Herrn nicht rationalistisch; in genauer Lesung der Evangelien und Paulusbriefe zeichnet er seine unerschöpfliche Gestalt nach. Christus wird blutvoll. Und dabei wird etwas Seltenes sichtbar: dass auch Gott sein Schicksal am Menschen fand, nicht nur umgekehrt. Solche Auslegung erschüttert; sie zeigt die oft unterschätzte Freiheit, die verdeckte Größe des Menschen. Und sie führt von selbst zur Anbetung.

Wer war der Mann, der so ungewöhnlich an Christus heranführen konnte? Seit den postum herausgegebenen Berichten über sein Leben wissen wir von der merkwürdig verschatteten Kindheit Guardinis in Mainz, wohin die Kaufmannsfamilie mit dem einjährigen, am 17. Februar 1885 in Verona geborenen Knaben umsiedelte. Obwohl im Elternhaus fast ausschließlich italienische Sprache und Kultur gepflegt wurden, wuchs der älteste von vier Söhnen unverlierbar in Sprache und Geistigkeit Deutschlands hinein – welche Spannung er nur durch den übergreifenden Gedanken an Europa in sich zu einem Ausgleich bringen konnte. Als ein solcher Europäer lehrte er die deutsche Jugend an den Universitäten Berlin (1923–1939), Tübingen (1945–1948) und München (1948–1962), nicht minder erfolgreich aber zwischen 1920 und 1939 auf der Quickborn-Burg Rothenfels am Main, die heute noch in der Kapelle seine Handschrift trägt. In „katholischer Weltanschauung“ stellte er große abendländische Gestalten unter das Maß Christi: Sokrates, Augustinus, Dante, Shakespeare, Pascal, Hölderlin, Kierkegaard, Dostojewski, Nietzsche, Rilke, Kafka und Freud. Mit ihnen blickte er prüfend auf das Christentum und umgekehrt prüfte er sie an der Offen-

barung. 1939 wurde er seines Berliner Lehrstuhls enthoben, im Sommer darauf wurde auch Burg Rothenfels enteignet; Guardini war nur noch auf den Schreibtisch begrenzt. Dazu kam 1943 bis 1945 sein „Exil“ bei dem Freund Josef Weiger in Mooshausen im schwäbischen Allgäu.

In den Nachkriegsjahren war Guardinis Denken mit der geistigen Überwindung der europäischen Kulturkrise beschäftigt. Seine Tübinger und Münchner Vorlesungen kreisten um Ethik, Anthropologie und schließlich um die Gottesfrage. Die letzten, schmerzlich von einer Gesichtsnervenschmerzen verdunkelten Jahre zeigen im Tagebuch Wahrheit des Denkens – Wahrheit des Tuns (1976) und in den Theologischen Briefen an einen Freund (1980) einen Mann, der in seinem Alter mit der Endlichkeit ringt.

Guardini starb am 1. Oktober 1968, im ominösen Jahr der Studentenunruhen, in München. Seit 1997 liegt er in St. Ludwig, seiner Predigtkirche im Herzen der Münchner Universität. 20 Jahre später wurde der Seligsprechungsprozess für ihn eingeleitet.

Guardini gehört – beginnend 1918 mit dem Werk „Vom Geist der Liturgie“, fortgesetzt mit „Vom Sinn der Kirche“, „Der Herr“ und „Vom Ende der Neuzeit“ – mittlerweile zu den theologischen Klassikern. Bereits 1914 schreibt er in einer Selbstbesinnung: „Ich will ein Doppeltes: Von den Brennpunkten der Offenbarungsvermittlung, dem canon aus, von Tradition, heiliger Schrift und von einer echten Psychologie geleitet die göttliche Wahrheit erfassen, klar, tief, schlicht, dass die Menschen draus denken und leben können, denen ich sie darzubieten habe. Und weiter, mit allen

Mitteln, die Philosophie, Kunst, Erfahrung mir darbieten, sie zu erschließen suchen, um sie als das darzuzeigen, nach dem alle sich sehnen. Und das lehren, klar und so, dass ein Glaube draus wird...“ Zugleich aber dem einzelnen Menschen helfen, dass er auf den Weg komme, den Gott ihn führen will, zu seiner eigenen Freiheit und Klarheit.“ (Brief an Weiger) So war er immer anziehend für Hörer auch am Rande des Glaubens. Ihnen legte er den Unterschied von Religion und Glauben frei: Religion wird häufig Handlangerin eigener Wunsch Erfüllung, Glaube aber ist Vertrauen auf Gottes Vollendungskraft. In seiner unvollendeten

„Von dem Verlangen nach Wahrheit aus ist Guardinis Theologie nicht, wie heute üblich, zuerst Anthropologie, sondern zuerst Rede vom göttlichen Logos“

Autobiographie schrieb Guardini im Blick auf manche Seminare, gänzlich uneitel: „Die Wahrheit ist eine Macht; aber nur dann, wenn man von ihr keine unmittelbare Wirkung verlangt... Wenn irgendwo, dann ist hier die Absichtslosigkeit die größte Kraft... Manchmal, besonders in den letzten Jahren, war mir zumute, als ob die Wahrheit wie ein Wesen im Raum stünde.“

Von diesem Verlangen nach Wahrheit aus ist Guardinis Theologie nicht, wie heute üblich, zuerst Anthropologie, sondern zuerst Rede vom göttlichen Logos, zuerst Rede von der Offenbarung, zuerst Rede von dem sich mitteilenden Großen. Zu Gott hat der Mensch die Knie zu beugen und in ihm herrlich zu werden. Im offenbaren Gott wird sich der Mensch offenbar – denn er ist sich selbst ein Geheimnis. „Rätsel, Probleme sind dafür da, dass sie gelöst werden; dann gibt es sie nicht mehr. Hier ist nicht Rätsel, sondern Geheimnis. Geheimnis aber ist Übermaß von Wahrheit; Wahrheit, die größer ist als unsere Kraft.“

Guardini hat den lebendigen Gott als Kraft des Werdens gedacht und erfahren. Als Kraft des dreifachen Anfangs: erst der Schöpfung, tiefer noch als Anfang der Erlösung: „Und wenn schon das Schaffen, welches macht, dass das Nichtseiende werde, ein undurchdringliches Geheimnis ist, so ist allem Menschenblick und Menschenmaß vollends entrückt, was das heißt, dass Gott aus dem Sünder einen Menschen macht, der ohne Schuld dasteht... (Diese) Unbegreiflichkeit trifft das Herz.“ Von diesem zweiten Anfang her wird das Werden des Menschen skizziert, der sich in das „Werk“ Gottes einsetzen lässt. „Werk“ ist das Wort, auf dem die Arbeit von Burg Rothenfels und die lebenslange Ausfaltung der christlichen Existenz fußen, ein Wort, in dessen eschatologischen Weitblick Guardini die Hörer mitnahm.

Denn alles Tun Gottes und des Menschen läuft auf den dritten Anfang zu: die neue Welt der Apokalypse – jene gänzlich erneuerte Welt, die so wenig das christliche Bewusstsein bestimmt. Aber sowohl beim zweiten wie beim dritten Anfang ist die Aufgabe des Menschen sehr groß gedacht: Ohne sein Mittun mit Gott vollendet sich nichts. Es ist die Gnade, die ausdrücklich die Mitwirkung des Menschen wünscht.

Im Werden jetziger Geschichte liegt Freiheit, in der Freiheit entscheidet sich Schicksal, und Guardini wagte es, vom Schicksal Gottes am Menschen zu sprechen. Daraus erhebt sich lebendig die Passion – Leiden und Leidenschaft – Gottes, und darin wird auch der Mensch lebendig, der sich in den Lichtraum seiner Initiativen stellt. „Gott ... hat die Fülle der fordernden Wirklichkeit und zu erratenden, mit rechter Initiative und Schöpferschaft zu erfassenden Möglichkeit erzeugt. Die Welt wird tatsächlich so, wie der Mensch sie macht.“ Einigen gelingt die Zumutung des Neuen, vielen auch nicht: „Die Bedeutung der Heiligen... liegt darin, dass in ihrem Dasein der Vorgang der Neuerung, bei uns überall verhüllt und gestört, mit einer besonderen Deutlichkeit, Energie und Verheißungskraft durchdringt.“

Bis zum letzten unvollendeten Werk „Die Existenz des Christen“ läuft die Frage mit, zu welcher Umgestaltung denn das christliche Bewusstsein und das christliche Tun herausgefordert und befähigt seien. „Werden“ geschieht bereits im rechten Gebet: „Etwas von Christus zu erkennen oder in der Nähe des Herrn zu weilen, ist in sich schon ein heiliges Geschehen. So oft irgendein Zug seiner heiligen Gestalt lebendig wird, oder ein Wort von Ihm uns berührt, bedeutet schon das ein inneres Werden.“

Was in den Hörsälen, in der Kapelle von Rothenfels, in den Universitätsgottesdiensten durch Guardini geschah und was eine glaubensferne und gebetsmüde Zeit mit ihren Ersatzversuchen mühsam anzielt, könnte bei einer Neulektüre nochmals geschehen: das Aufleuchten der verborgenen göttlichen Wahrheit und das lebendige Antworten darauf.

Enquete Künstliche Intelligenz startet

Die Enquete-Kommission des Bundestags zum Thema „Künstliche Intelligenz“ nimmt heute in Berlin ihre Arbeit auf. Das Gremium soll Empfehlungen formulieren für den Umgang mit Künstlicher Intelligenz (KI). Im Fokus stehen neben wirtschaftlichen und bildungs- sowie forschungspolitischen auch ethische und gesellschaftliche Fragen. Es geht um Chancen wie Risiken der KI. Der Enquete-Kommission gehören 19 Bundestagsabgeordnete und 19 von den Bundestagsfraktionen ausgewählte Experten an. Sie sollen bis nach der Sommerpause 2020 Ergebnisse vorlegen, erste Schritte in dieser Wahlperiode umsetzen. **DT/KNA**

An Schulen zu wenig Musiklehrer

Der Bundesverband Musikunterricht hat vor einer weiteren Abwertung des Schulfachs Musik gewarnt. Viele Schulen hätten nur einen Musiklehrer – wenn der krank sei, falle der Unterricht aus, sagte Verbandspräsident Ortwin Nimczik der Deutschen Presse-Agentur. Zunehmend werde Musik von Seitensteigern oder Pädagogen unterrichtet, die das Fach gar nicht studiert haben. Da Fachlehrer fehlen, plädierte der Professor der Hochschule für Musik in Detmold für die Weiterbildung von musikaffinen Lehrern, gerade an Grundschulen, wo der Mangel besonders groß ist. Dafür müssten die Länder auch Geld ausgeben, forderte Nimczik. Bis Sonntag kommen über 1500 Musikpädagogen aus ganz Deutschland zum 4. Bundeskongress Musikunterricht in Hannover zusammen. **DT/dpa**

VERANSTALTUNGEN

Anlässlich des 50. Todestages des Religionsphilosophen Romano Guardini wird am 1. Oktober ein Dies academicus stattfinden. Kardinal Marx feiert ab 18 Uhr in der Universitätskirche St. Ludwig (Ludwigstr. 22, München) einen feierlichen Gedenkgottesdienst. Am Montag, 1. Oktober, gibt es ab 10 Uhr Vorträge im Fakultätssitzungsraum der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU, Geschwister-Scholl-Platz 1, Raum F 107). Hans Otto Seitschek spricht zu Beginn über Lebenslinien und Denkwege Guardinis, ab 11 Uhr referiert Marc-Aeilko Aris zur Geschichte der Universitätspredigt an St. Ludwig, ab 12 Uhr widmet sich Ludwig Mödl der Beziehung zwischen Guardini und der Volksfrömmigkeit. Ab 15.30 Uhr legt Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz Guardinis Blick auf Europa dar. Zum Abschluss der Vorträge referiert Johannes Modesto über das Seligsprechungsverfahren, das er als Postulator verantwortet. **Tel.: 0931/38 64 3111, info@domschule-wuerzburg.de**

Zu Ehren von Romano Guardini feiert der Berliner Erzbischof Heiner Koch am 1. Oktober um 18.30 Uhr in St. Ludwig in 10719 Berlin ein Pontifikalamt. Bereits am 30. September ist Guardini im Originalton in St. Ludwig zu hören zum Thema „Warum ich Europäer bin“. Beginn ist um 14 Uhr, 15 Uhr, 16 Uhr und 17 Uhr.

Die Internationale Zeithistorische Fachtagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen veranstaltet am 15. und 16. Oktober im Maternushaus in Köln die Tagung „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schlesien und im Sudetenland. Unter anderen referiert Otfried Pustejovsky (Waaskirchen) über „Christlich, humanistisch und politisch motivierter Widerstand im Sudetenland“. Im Internet unter: www.kulturstiftung-der-deutschen-vertriebenen.de **DT/PD**

Erinnerungen an den Kardinal

Joachim Kardinal Meisner hatte mit viel Liebe christliche Kunst gesammelt.
Über die Versteigerung in Köln **VON CONSTANTIN UND ULRIKE VON HOENSBROECH**



Zu den vielen Kunstgegenständen aus der Sammlung von Joachim Kardinal Meisner gehört auch dieser Putto mit Kardinalshut von 1970. Foto: Hoensbroech

Endlich wird das Objekt mit der Losnummer 318 aufgerufen. Der Mann mittleren Alters mit dem Cordjackett hatte sich genau dies auf der mehrseitigen, eng bedruckten Liste mit den Gegenständen für die Versteigerung deutlich markiert. „Christusknaube mit flammendem Herzen“, ruft der Auktionator aus und fügt hinzu: „Eine Darstellung aus dem späten 18. Jahrhundert, 100 Euro.“ Sofort reckt der Mann seine Bieterkarte empor. Auch zwei weitere Interessenten im vollbesetzten Auktionssaal reklamieren mit ihren Geboten ein deutliches Interesse an der Holzschnitzarbeit. Doch der erste Interessent lässt nicht locker. Rasch klettert der Preis auf über 400 Euro. „Komm, lass den Hammer fallen“, nuschelt der Mann und nestelt nervös am Revers seines Jacketts. Bei 440 Euro erhält er den Zuschlag und atmet tief durch.

Eine Wertschätzung für den Kardinal

Für den Priester mit dem unüberhörbaren rheinischen Singsang in der Stimme ist die Verbindung zu dem 2017 verstorbenen langjährigen Kölner Erzbischof indes völlig eindeutig. „Er hat mich seinerzeit zum Priester geweiht.“ Der Geistliche war nun eigens gekommen, um für kleines Geld ein Objekt zu ersteigern, mit dem diese Erinnerung für ihn auch äußerlich lebendig bleibt. Daher ersteigerte er günstig einen sogenannten Gnadenstuhl, eine Darstellung der Trinität. Auch ein 17 Jahre alter Schüler bot – mit Erlaubnis seiner Eltern – mit, um Objekte zu ersteigern, die aus dem Nachlass von Kardinal Meisner stammten, „und mit denen ich meine Wertschätzung für ihn verbinde“. Eine junge Restauratorin nutzte die Auktion, um ein passendes Geschenk zu erwerben. „Ich werde bald Taufpatin“, erklärt sie stolz und bietet erfolgreich für ein wohl aus Russland stammendes ikonähnliches Andachtsbild einer „Madonna mit Kind“. Insgesamt sind es 575 Stücke, die an diesem Tag im tradi-

tionreichen Kunsthaus Lempertz in der Kölner Innenstadt versteigert werden. Zusammengetragen hat diese höchst originellen, manchmal etwas kurios oder anekdotisch amnütenden sowie kunsthandwerklich vielfach von sehr guter Qualität gefertigten Devotionalien der ehemalige Kölner Oberhirte. Vieles war ihm zu besonderen Fest- oder Geburtstagen geschenkt worden. Doch Joachim Kardinal Meisner (1933 bis 2017) hat darüber hinaus nicht nur während der 25 Jahre als Erzbischof von Köln, sondern bereits in seiner Zeit als Weihbischof in Erfurt sowie späterer Erzbischof von (Ost-)Berlin selbst eine große Zahl von Bildern, Altären, Ikonen, Heiligendarstellungen, Figuren, Porzellan, Gnaden- und Andachtsbildern sowie Sammeltassen zusammengetragen. „Er liebte es, durch die Antiquitätenläden zu ziehen und mit Überredungskunst und sehr bescheidenen Mitteln diese Sammlung aufzubauen“, erläuterte der Chef und Auktionator des Kunsthauses, Henrik Hanstein, vor Beginn der Auktion. Es war eine Benefiz-Auktion, denn der Erlös aus der Versteigerung der Kunst aus dem Nachlass des Kardinals kam vollumfänglich der Kardinal-Meisner-Stiftung zu. Ihr Anliegen: die Förderung der Seelsorge im Erzbistum Köln sowie in Mittel-, Ost- und Südeuropa.

Schwungvoll startete die Auktion. Innerhalb weniger Minuten gingen die ersten drei Objekte weg. Als erstes wurde ein Kruzifix von 1350 mit einem Schätzpreis von 400 Euro aufgerufen und bei 900 Euro ersteigert. Für das darauffolgende Relief von 1510 mit einer Darstellung der Himmelfahrt Christi lag die Taxe bei 1500 Euro – der Hammer fiel nach kurzem intensivem Bietergefecht bei 3800 Euro. Die aus Holz geschnitzte Darstellung von Maria mit dem Kind auf einem Esel reitend begann bei 180 Euro und kam erst bei 1050 Euro zu einem neuen Besitzer.

So ging es munter weiter, und Markus Bosbach unterstrich sein sichtliches Erstaunen über den rasanten Auftakt in die fast achtstündige Auktion mit einer flüchtigen Hand-

bewegung. „Winken Sie nicht, das kostet Geld, Monsignore“, wurde der Geistliche zum eigenen und dem Vergnügen der Anwesenden vom Auktionator milde ermahnt. Die Gebote kamen mitunter so schnell, über Internet und Telefon waren neben den Personen im Saal noch Bieter beispielsweise aus Sibirien, Patagonien, New York, Manaus oder Prag dabei. Mitunter wurde für einzelne Objekte sogar nur über Internet geboten, während die dauerhaft rund 80 anwesenden Saalbieter dies dann einfach gespannt verfolgten. Für das Kunsthaus war die Auktion ein Erfolg – und ein hartes Stück Arbeit. „Das war keineswegs Routine, nicht zuletzt durch das enorme Publikumsinteresse“, resümierte ein Lempertz-Mitarbeiter am Tag danach. Fast alle Gegenstände erzielten einen Hammerpreis über dem ausgewiesenen Schätzwert.

Kunstliebhaber aus aller Welt kamen zur Auktion

Meisners Testamentsvollstrecker Markus Bosbach bot zwischenzeitlich auch mit. Der 49 Jahre alte stellvertretende Generalvikar des Erzbistums Köln ersteigerte für sich eine Figur des „Guten Hirten“. „Für meinen Schreibtisch, damit ich in meinem priesterlichen Dienst auch an diesem Platz die richtige Orientierung auf IHN nicht verliere.“ Zudem hat er, weitestgehend erfolgreich, im Auftrag von Freunden einige Objekte ersteigert.

Es war bereits die zweite Versteigerung aus dem Nachlass des Kardinals. Die 28 wertvollsten Stücke aus Meisners privater Sammlung waren bereits im Mai versteigert worden. Bei der zweiten Auktion dieser Tage wurden Objekte angeboten, die bei Kunstliebhabern aus aller Welt auf Interesse stießen. Mehr noch aber war es einer Reihe von Bieterern wohl aus emotionaler Verbundenheit wichtig, etwas zu erwerben, mit dem sie einen Bezug zur Person Meisners, seiner schlesischen Herkunft und oder zu seiner von tiefer Volksfrömmigkeit geprägten und gelebten Glaubensüberzeugung verbinden. „Sie bekommen ein Kunstwerk und das auch noch für einen guten Zweck – das ist doppelt nachhaltig“, gratulierte Auktionator Hanstein, ein langjähriger enger Wegbegleiter Meisners in dessen Kölner Zeit, so manchem Bieter.

Überhaupt verstand es Henrik Hanstein, geschickt und unterhaltsam die Spannung hoch zu halten. „Jetzt kommt was Witziges“, kündigte er einen Putto mit Kardinalshut von 1970 an, dessen Mindestgebot von 2000 Euro um 5400 Euro übertroffen wurde. „Der heilige Nepomuk ist der Heilige Böhmens und war Beichtvater einer Königin“, pries er eine Darstellung des Lieblingsheiligen Meisners an, die ein Bieter im dunkelblauen Anzug und Krawatte ersteigerte. Er war einer von mehreren Bietagenden, die immer wieder, meist mit Mobiltelefon am Ohr, bei bestimmten Objekten für ihre nicht sichtbaren Auftraggeber agierten. Auch eine Darstellung des Bischofs Augustinus, vom Auktionator als „der Lieblingsheilige von Papst Benedikt“ beworben, wurde als eine von zahlreichen bekannten Größen aus der Heiligenlitanei versteigert. Als der Preis für die Darstellung eines heiligen Antonius feststand, empfahl der Auktionator dem Bieter: „Wenn Sie ihr Handy verlieren, können sie zu ihm beten.“ Zu einer „Thronenden Madonna mit Kind“ wusste der Auktionator zu berichten, dass sie in Meisners Arbeitszimmer gestanden hatte – für die Figur fiel der Hammer bei 240 Euro.

Manche Taxierungen begannen zwar im vierstelligen Segment, aber vieles lag eben weit darunter im kleinen zweistelligen Bereich. Auch das beförderte sicherlich das Interesse, ein Erinnerungsstück an den so glaubensstarken Kardinal zu erwerben. Sämtliche Objekte fanden einen Abnehmer. Mit 1,2 Millionen Euro stand am Ende der beiden Auktionen insgesamt „ein stolzer Betrag“, so Monsignore Bosbach, für die segenreiche Arbeit der Kardinal-Meisner-Stiftung zu Buche.

AUS DEN ZEITSCHRIFTEN



Weckruf gegen die Handysucht

Warum „Technologie-Gurus“ wie Microsoft-Gründer Bill Gates und der ehemalige Geschäftsführer von Apple, der verstorbene Steve Jobs, bei ihren Kindern den Gebrauch von Smartphones, PCs und Co. rigoros einschränkten, beschreibt Jenny McCartney im **SPECTATOR**. Während viele andere Eltern sich nicht trauen, ihre Kinder im zarten Grundschulalter von Smartphones und Tablets fernzuhalten, gibt es auch noch diese Sorte von Vätern und Müttern – „die Titanen der Technologie“ –, die „sich so stark bewusst über das ablenkende und zerstörerische Potenzial“ dieser Instrumente sind, die sie selbst entwickelt haben. Bill Gates gab an, seinen drei Kindern den Besitz eines Mobiltelefons bis zum Alter von 14 Jahren verboten zu haben, „Technik“ vom Esstisch verbannt und ihren Gebrauch vor dem Zubettgehen eingeschränkt zu haben. Seine Frau Melinda, ehemals Projektmanagerin bei Microsoft, sagte, „wenn sie die Zeit zurückspulen könnte, dass sie dann mehr gegen Smartphones standgehalten hätte: ‚Ich hätte vermutlich noch länger gewartet, bevor ich einen Computer in die Taschen meiner Kinder gesteckt hätte.‘“ Steve Jobs war sogar noch strenger. In einem Interview 2010 mit der New York Times verriet er, dass seine Kinder niemals das benutzt hatten, was damals das aufregende neue Produkt von Apple war: das Ipad. Er sagte: „Wir machen Vorgaben, wie viel Technologie unsere Kids zuhause benutzen.“ Tim Cook, der aktuelle Chef von Apple, hat zwar keine eigenen Kinder, sagt aber: „Ich habe einen Neffen, dem ich einige Grenzen gesetzt habe“ – einschließlich einer strengen Anweisung, sich von den sozialen Medien fernzuhalten. Eigentlich hätte man von den „Computerfreaks und Nerds“ aus dem Silicon Valley genau das Gegenteil erwartet: „Doch es scheint, dass sich die Hightech-Elite stattdessen äußerst bewusst darüber ist, wieviel Arbeit darin steckt“, Smartphones und Computer „zu suchterzeugenden Instrumenten zu machen und wie besorgniserregend erfolgreich das gewesen ist“. Einige Pioniere der Technik „zeigen nunmehr Anzeichen von Schuldgefühlen, verunsichert durch die ungeheuerliche Reichweite ihrer Erfindungen“.

Psychotests für den politischen Gegner

„Le Pen und die Sowjetisierung Frankreichs“ heißt der Kommentar von Rod Dreher in **THE AMERICAN CONSERVATIVE**. Darin widmet sich der Autor der kürzlich an Marine Le Pen gesandten Anordnung eines französischen Gerichts, sich einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen. Anlass waren Bilder, unter anderem vom enthaupteten Leichnam eines IS-Opfers, die sie 2015 auf Twitter veröffentlicht, später aber gelöscht hatte als Reaktion auf einen Journalisten, der den Front National mit dem IS verglichen hatte. Le Pen tweetete nun: „Weil ich die Gräueltat des IS verurteilt habe, unterwirft mich das ‚Justizwesen‘ Psychotests. Wie weit wird man noch gehen?“ Rod Dreher verlangt nun „Solidarität mit Marine Le Pen! Man muss ihrer Politik nicht zustimmen, um empört über das zu sein, was der französische Staat ihr anzutun versucht. Sogar der linksradikale französische Politiker Jean-Luc Mélenchon verteidigt sie hier. Heute kann in Frankreich das simple Posten von Bildern von wirklichen Ereignissen Beweis für kriminellen Wahnsinn sein. Sehen Sie nicht, was hier vor sich geht?“

Die Sowjetunion erklärte Dissidenten „zu kriminellen Geisteskranken und sperrte sie in psychiatrischen Einrichtungen ein.

Und heute zeigt sich das gleiche im Westen – durch diejenigen, die den Liberalismus unbedingt bewahren wollen. Eine atemberaubende Ironie: Der französische Staat tut das, um jene zum Schweigen zu bringen, die Barbaren kritisieren, die den Liberalismus zerstören wollen.“

Studie über positive Therapieeffekte bei gleichgeschlechtlicher Anziehung

Das US-Bioethik-Journal **THE LINACRE QUARTERLY** veröffentlichte eine Studie über die „Therapieeffekte auf religiöse Männer mit unerwünschter gleichgeschlechtlicher Anziehung“. Im Abstract heißt es: „Die American Psychological Association und weitere Organisationen haben offiziell gefordert, dass Therapien zur Veränderung der sexuellen Orientierung nicht angewandt werden sollten, weil sie vermutlich unwirksam sind und möglicherweise Schäden verursachen. Eine Untersuchung an 125 Männern, die sich als aktive Laien als religiös bezeichneten und eine Homotherapie (sexual orientation change efforts – SOCE) durchmachten, stand stark im Widerspruch mit diesen Behauptungen. Bei unserer Studie erlebten die meisten derjenigen, die an Selbsthilfegruppen teilnahmen oder professionelle Hilfe erhielten, mit einem beträchtlichen statistischen Effekt heterosexuelle Verschiebungen bei der geschlechtlichen Anziehung und Identität sowie bei ihrem Sexualverhalten, ebenso eine mäßige bis deutliche Abnahme von Suizidalität, Depressionen, Drogenmissbrauch sowie eine Steigerung sozialer Fähigkeiten und des Selbstwertgefühls. Fast alle nachteiligen Auswirkungen erwiesen sich als nicht vorhanden bis unbedeutend. Gemessen an dieser Umfrage sind diese Therapien für religiöse Laien äußerst vorteilhaft, doch unter den Probanden fanden sich keine katholischen Priester, und so gibt diese Studie keine Empfehlungen für sie.“

Radikale Veganer

Angesichts der am Samstag in Städten wie Toulouse, Paris und Lille organisierten Demonstrationen radikaler Veganer gegen Fleischereien hatte der Vorsitzende der Fleischer des Nordens, Laurent Rigaud, angekündigt, Wachmänner zu postieren, um die Läden vor den drohenden Angriffen der Fleischgegner zu schützen. Wie der **FIGARO** meldet, sei die Atmosphäre zwischen den Metzgern und den Veganern angespannt. Rigaud sagte, dass der Berufsstand eine private Sicherheitsfirma beauftragt habe, um die Schaufenster bestimmter Läden zu schützen.

Er begründete dies damit, dass sich gerade kleine Gruppen in den sozialen Netzwerken bildeten, „um Aktionen gegen unsere Lebensmittelläden durchzuführen. Wir haben in der Region Hauts-de-France bereits 16 Angriffe von Veganern gegen unsere Geschäfte erfahren“. Dabei waren durch gewalttätige vegane Aktivisten unter anderem zahlreiche Schaufenster zu Bruch gegangen.



Explosiver Gewaltanstieg in Paris

Die Zeitschrift **VALEURS ACTUELLES** bemerkt über die Ergebnisse eines internen Berichts, dass es 2017 im öffentlichen Nahverkehr der französischen Hauptstadt einen explosiven Anstieg der Gewalttätigkeiten gegenüber Mitarbeitern und Fahrgästen der RATP, dem staatlichen Betreiber des Personennahverkehrs in Paris, gegeben habe. Die Anzahl körperlicher Angriffe auf Bedienstete sei um 24 Prozent, auf Fahrgäste um 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr gestiegen. **KS**

Digitale Seelsorge?

Digitalität und Spiritualität bilden zunehmend eine Einheit. Was bedeutet das für die Seelsorge? VON BENEDIKT WINKLER



Das Smartphone als Gebetshilfe. Statt dem Blättern im Chorgestühl lässt sich mit der Stundenbuch-App dezent über die Psalmenworte streichen.

Foto: KNA

Gemeinde in der Hosentasche. Auf einer Straßenbahnfahrt von Mannheim nach Speyer ist die Idee entstanden, die christliche Botschaft auf das Smartphone zu bringen. Aus der Erfahrung, dass Gott „da_zwischen“ ist, entstand der Name der Netzgemeinde. Mittlerweile sind vier Diözesen in das Projekt eingestiegen. Immer montags und freitags entdecken die 2600 angemeldeten Personen mittels geistlichen Impulsen die Relevanz der christlichen Botschaft auf dem Smartphone.

Laut einer Studie von ARD/ZDF nutzen 89,9 Prozent aller Deutschen das Internet. Die mobile Nutzung nimmt rasant zu. Auch der Bedarf, anonym mit Seelsorgern in Kontakt zu treten, wächst. Pastoralreferent Walter Lang aus dem Bistum Würzburg beantwortet mit seinem Team von der Internet-seelsorge jeden Monat ungefähr sieben Erstanfragen. Seit 2015 haben sich die Diözesen Freiburg, Aachen, Mainz, Speyer, Erfurt, Würzburg und Osnabrück zu dem gemeinsamen Projekt internetseelsorge.de zusammengeschlossen. Die Plattform ist anonym, kostenlos und datensicher. Häufig seien die Grenzen zwischen Therapie und Beratung fließend, meint Lang.

Warum und wie (virtuelle) Kommunikation und Kirchenentwicklung zusammengehören, zeigt die Theologin Maria Herrmann. Sie hat das Projekt #kirchehoch2 mitentwickelt, eine ökumenische Bewegung von

Menschen, die über eine Kirche von heute für morgen nachdenken. Die Kirche der Zukunft soll partizipativ, beziehungsorientiert, alltäglich-präsent sein. Herrmann fragt, stehen Spiritualität und Digitalität in einem Konkurrenzverhältnis oder in einer Verbindung zueinander? Und wie hängen Mission, Spiritualität und digitale Medien miteinander zusammen? Wie lässt sich das Chaos segnen? „Digitale Spiritualität transformiert religiöse Ausdrucks- und Beziehungsformen“, sagt die Pastoraltheologin Katharina Karl von der Universität Münster. Sie untersucht Beziehungstransformationen in einer digitalisierten Spiritualität. Sie verwendet Worte wie vieldeutig, kreativ und polyvalent, um jene Transformationsprozesse zu beschreiben. Karl verdeutlicht an Beispielen, dass Digitalität viel mit Ritualisierung zu tun hat und dass das Digitale längst Einzug gehalten hat in die Liturgie. Ein anglikanischer Bischof, der das Evangelium auf dem Tablet küsst, küsst hoffentlich den Inhalt und nicht die Marke des Herstellers. Viele Priester und Ordensleute nutzen bereits die Stundenbuch-App anstelle des alten Brevierbuchs. Initiativen wie „Einfach gemeinsam beten“ oder „#Twomplet“ bieten einen Tagesrückblick auf Whatsapp oder das Nachtgebet der Kirche via Twitter an. Umfragen hätten außerdem ergeben, dass sehr viele Menschen mit dem Smartphone zu Bett gehen – ein fester allabendlicher Ritus. Durch die Digitalisierung haben sich unsere Möglichkei-

ten, miteinander in Kontakt zu treten, enorm erweitert. Anders als bei den Erwachsenen-Netzwerken wie Facebook oder Twitter steht bei den Netzwerken der Jüngeren wie Instagram oder Snapchat nicht der Diskurs im Mittelpunkt, sondern die Identität, das hat der Jugendseelsorger Christian Schröder von der Aachener Jugendkirche kafarnaum beobachtet. Die Story-Funktion bei Snapchat erlaubt es, Fotos, Videos, Texte und Emoticons zu etwas Neuem zu komponieren. Identität als individuelles Konstruktionsmodell durch kreatives Storytelling.

Geistliche Begleitung via Internet, wie sie beispielsweise Susanne Grimmer vom Bistum Bamberg anbietet, ist in Zeiten verkürzter Aufmerksamkeitsspannen immer eine Gratwanderung. Grimmer fragt, was verändert sich am geistlichen Begleitprozess, wenn der Exerzitien-Weg ein digitales Setting hat?

Der Moraltheologe Michael Rosenberger von der Katholischen Privat-Universität Linz weist darauf hin, dass Prozesse geistlichen Wachstums Zeit benötigen. Sicherlich würde der heilige Ignatius von Loyola ihm heute beipflichten, denn nicht das Viel-Posten sättigt die Seele, sondern das innere Verkosten der Dinge.

Ein Überblick über die verschiedenen Online-Angebote der katholischen Kirche in Deutschland gibt es unter www.internetseelsorge.de/empfehlungen/

Der Moraltheologe Michael Rosenberger von der Katholischen Privat-Universität Linz weist darauf hin, dass Prozesse geistlichen Wachstums Zeit benötigen. Sicherlich würde der heilige Ignatius von Loyola ihm heute beipflichten, denn nicht das Viel-Posten sättigt die Seele, sondern das innere Verkosten der Dinge.

Ein Überblick über die verschiedenen Online-Angebote der katholischen Kirche in Deutschland gibt es unter www.internetseelsorge.de/empfehlungen/



Digital kommt vom lateinischen Wort „digitus“, das Zeigefinger bedeutet. Daneben gab es auch in der Heiligen Messe bis zu den liturgischen Reformen infolge des Zweiten Vatikanischen Konzils einen sogenannten Digitus, eine Art kleiner Zeigstab für das römische Messbuch. Foto: Wikipedia

MEDIENMENSCHEN



Pressefreiheit ist verwundbar

VON JOSEF BORDAT

Frau Nothelle, worin besteht heute die größte Herausforderung für den Journalismus?

Eine Schneise in den Info-Dschungel zu schlagen: das Wichtigste finden, Zusammenhänge erkennen und Hintergründe benennen. Quellen und Fakten checken, Neues entdecken und Fakenews als Fake entlarven.

Sehen Sie die Pressefreiheit bedroht? Wenn ja, durch wen?

Freiheit ist verwundbar, das gilt auch für die Pressefreiheit. Anders als in dem ein oder anderen osteuropäischen Nachbarland halte ich sie nicht für gefährdet. Aber die Angriffe auf Journalisten in Chemnitz zeigen: manche Mitbürger möchten die Pressefreiheit gern begrenzen.

Worüber berichten die Medien zu wenig?

Um drei Beispiele zu nennen: Afrika – jenseits der Katastrophenberichterstattung und Politikerreisen. Lösungsansätze – wenn es sie gibt. Stattdessen bleibt vor allem der aktuelle Journalismus zu oft bei der Problembeschreibung stehen. Making of reporting – wie ist die Recherche gelaufen, wo sind offene Fragen, was sind Vermutungen.

Wie lässt sich das Verhältnis zwischen Kirche und Medien verbessern?

Auf jeden Fall ist das ein Langzeitprojekt: Weniger Vorurteile sind wichtig – auf beiden Seiten, dafür mehr Offenheit und Transparenz. Und ehrliches Interesse für das Gegenüber. (Das sollte übrigens in allen Situationen für Journalisten gelten.)

Welche Rolle spielt der weltanschauliche Hintergrund für die journalistische Arbeit?

Auf meine Person bezogen: eine große – denn meine Weltanschauung ist nicht von meiner Person zu trennen, ist das Fundament, auf dem ich stehe. Und andererseits eine möglichst geringe: denn das Ideal der Objektivität habe ich nicht aufgegeben. Audiatur et altera pars.

Sind Sie selbst ein gläubiger Mensch?

Ja – das bin ich (wenn denn dieser Begriff Zweifel und Fragen nicht ausschließt). Die Hoffnung auf einen guten Gott trägt mich – und lässt mich auch manchen Berg erklimmen, der mir auf den ersten Blick zu hoch und steil erscheint. Ich muss es ja nicht allein schaffen.

Der Papst richtet jedes Jahr zum Welttag der sozialen Kommunikationsmittel eine Botschaft an die Welt. Wenn Sie Papst wären, womit würden Sie sich in dieser Botschaft befassen?

Non avete paura – habt keine Angst, so hat es Johannes Paul II. formuliert. Das würde ich auf die Medien übertragen. Nutzt die Medien, auch die neuen, die sozialen Medien. Sie bieten ungeahnte Möglichkeiten.

Sprachentwicklung in Echtzeit

Ein Algorithmus registriert neue Wörter in der „New York Times“ – und twittert sie umgehend VON JOSEF BORDAT

Sie haben einen schlechten Ruf, die kleinen virtuellen Roboter, die automatisiert im Netz agieren. Robots, kurz: Bots, so der Vorwurf der Kritiker, unterlaufen die Meinungsfreiheit, verzerren politische Entscheidungen, zerstören kulturelle Leistungen des Menschen, weil sie nicht in der Lage sind, differenziert zu urteilen, zumindest nicht, wenn es weiter gehen soll als die Unterscheidung zwischen 1 und 0 beziehungsweise schwarz und weiß, wie sie der programmierte Algorithmus vorgibt. Andererseits leisten sie wertvolle Dienste. Sie sind die Heinzelmännchen 4.0, die – wie von Zauberhand – erkennen, strukturieren und zuordnen, schneller und

fehlerresistenter als selbst Hundertschaften aufmerksamer Menschen dies könnten. Ihnen geht nichts durch, sie übersehen nichts, zumindest dann nicht, wenn man ihnen zuvor mit auf den Weg gab, wonach sie schauen sollen. Das kann man sich zunutze machen, wenn es um stupide Identifikations- und Ordnungsaufgaben geht.

Unter „@NYT_first_said“ entwickelt sich auf dieser Basis ein Sammelbecken für Neologismen und Wortschöpfungen aller Art, die in der Politik, in der Wirtschaft und im Sport geprägt wurden. Wann immer in der „New York Times“ ein Wort verwendet wird, das nicht bereits in einschlägigen Verzeichnissen registriert ist, erkennt es ein da-

für programmierter Roboter und macht es über den von der Zeitung eigens dafür eingerichteten Twitter-Account bekannt. So meldet das kleine Helferlein den Linguisten dieser Welt die neuesten sprachlichen Entwicklungen in Echtzeit.

Das ist deswegen interessant, weil es auch etwas über die Phänomene und die Gesellschaft aussagt, die diese Neologismen prägt. Donald Trumps Eigenart, via Twitter Politik zu machen, erhielt etwa am 15. Juni 2018 die Bezeichnung „tweetism“, die Neigung des Weißen Hauses zur aggressiven Außenpolitik wurde am 17. Mai 2018 erstmals „overhawkish“ genannt. Neu sind auch „legumphilus“ (24. August 2018), „reaperli-

ke“ (3. September 2018) und „protopsychiatrist“ (13. September 2018).

Täglich kommen neue Wörter dazu, einige mit kulturkritischem Unterton („snackification“, 30. Mai 2018, als Beschreibung der zunehmenden Neigung, nur noch kurze Info-Häppchen aufzunehmen und Sachverhalte dann verkürzt oder verzerrt in den eigenen Wissensbestand einzubauen), andere Frucht sprachlicher Vereinfachung in Zeiten von Kurzmitteilungen, wieder andere geradezu poetisch („unmenschlike“, 4. September 2018). Wer auf dem neuesten Stand bleiben will, folgt einfach dem Twitter-Konto, zusammen mit rund 40000 anderen Sprach- und Kulturinteressierten.



Claudia Nothelle ist Professorin für Fernsehjournalismus an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Bis Ende 2016 war sie in verschiedenen Positionen beim mdr und rbb tätig.

Foto: rrb/Christoph Michaelis

In den gut 28 Jahren des Bestehens der Berliner Mauer starben mehr als hundert Menschen beim Versuch, sie zu überwinden. Laut „chronik-der-mauer.de“ vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung und mit Deutschlandradio, gelang jedoch „mindestens 5075 DDR-Bürgern auf zum Teil abenteuerlichen Wegen und unter Lebensgefahr in und um Berlin die Flucht durch die Sperranlagen in den Westteil der Stadt“.

Das DDR-Regime nicht wirklich in Frage gestellt

Zu den abenteuerlichen Fluchtversuchen gehören die Tunnel im Bereich der Bernauer Straße, deren Verlauf heute teilweise an Ort und Stelle markiert sind. Eine Gedenktafel am Haus Schönholzer Straße 7 berichtet vom dort endenden, sogenannten „Tunnel 29“, durch den am 14. und 15. September 1962 insgesamt 29 Menschen (daher der Name) die Flucht gelang. Basierend darauf entstand im Jahre 2001 der Spielfilm „Der Tunnel“ von Johannes W. Betz (Drehbuch) und Roland Suso Richter (Regie), der in zwei Teilen im Fernsehen ausgestrahlt wurde.

Als spektakulärste Flucht gilt freilich die „Ballonflucht“: Am 16. September 1979 konnten die Familien Strelzyk und Wetzel aus Pößneck in Thüringen in einem selbstgebasteten Heißluftballon über die innerdeutsche Grenze aus der DDR nach Westdeutschland fliehen. Drei Jahre später verfilmte Regisseur Delbert Mann für Disney die aufsehenerregende Flucht unter dem Titel „Mit dem Wind nach Westen“ („Night Crossing“, 1982). Nun hat die Ballonflucht Michael „Bully“ Herbig neu verfilmt, der bislang ausnahmslos Komödien gedreht hatte – seine Westernburleske „Der Schuh des Manitu“ (2001) lockte 11,7 Millionen Besucher in die Kinos, womit er mit 65 Millionen Umsatz einer der erfolgreichsten Spielfilme der Nachkriegsgeschichte bleibt. Für seinen achten Kinofilm „Ballon“ wechselt Herbig komplett das Fach, und liefert zusammen mit den Drehbuchautoren Kit Hopkins und Thilo Röscheisen einen eng an die geschichtlichen Begebenheiten angelehnten, trotz des bekannten Ausgangs der Geschichte spannungsgeladenen Thriller.

Als Einführung setzt Regisseur Michael Herbig zwei parallel geschnittene Kurzgeschichten ein: Auf der einen Seite die Ju-



Flucht im Heißluftballon

Trotz des bekannten Ausgangs erweist sich „Ballon“ als ein spannungsgeladener DDR-Thriller VON JOSÉ GARCÍA

Petra Wetzel (Alicia von Rittberg) probiert sorgenvoll die Belastbarkeit der Ballongondel, die ihr Mann Günter (David Kross, rechts) gebaut hat. Sie wollen zusammen mit Peter (Friedrich Mücke) und Doris Strelzyk (Karoline Schuch) aus der DDR fliehen. Foto: Studiocanal

gendweihe 1979, an der auch Andreas „Fitscher“ Strelzyk (Tilman Döbler), der elfjährige Sohn von Peter (Friedrich Mücke) und Doris Strelzyk (Karoline Schuch), in ihrer kleinen Stadt Pößneck in Thüringen nahe der innerdeutschen Grenze teilnimmt. Auf der anderen Seite wird ein junger Mann bei einem Fluchtversuch von Grenzsoldaten schwer verwundet. Dem Zuschauer wird von Anfang an die Gefährlichkeit vor Augen geführt. Dennoch ist sich die Familie Strelzyk sicher: Ihre Kinder sollen nicht in der Deutschen Demokratischen Republik aufwachsen. Obwohl sie sich gegenüber den Nachbarn, besonders dem Stasimann Erik Baumann (Ronald Kukulies), nichts anmerken lassen, denken sie offensichtlich seit geraumer Zeit an Flucht. Als sie bei der Jugendweihefeier beobachten, wie blaue Ballons nach Westen fliegen, ist offenkundig die Idee für die Fluchtart geboren.

Zusammen mit der befreundeten Familie von Günter (David Kross) und Petra Wetzel (Alicia von Rittberg) bauen sie einen Heißluftballon, mit dem sie über die Grenze flie-

hen wollen. Der Film führt einen zusätzlichen Konflikt in der zarten Liebesgeschichte zwischen dem 15-jährigen, ältesten Sohn der Familie Strelzyk Frank (Jonas Holdener) und Klara Baumann (Emily Kutsche) ein, die dem Jungen den Abschied aus der DDR besonders schwer fallen lässt. Am 3. Juli 1979 ist es soweit. Weil sich die Familie Wetzel in letzter Minute dagegen entscheidet, steigen Peter und Doris Strelzyk allein mit ihren Söhnen Frank und Andreas in die Gondel des Heißluftballons, der sie hinter die etwa 20 Kilometer weiter liegende Grenze bringen soll. Kurz vor der Grenze geht ihnen aber der Treibstoff aus. Der Versuch scheitert.

Überstürzt kehren sie nach Hause zurück. Am Tatort bleiben aber so viele Spuren, dass die Stasi unter Oberstleutnant Seidel (Thomas Kretschmann) den Kreis der Verdächtigen immer mehr einengt. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als buchstäblich die Flucht nach vorne anzutreten. Und diesmal müssen auch die Wetzels dabei sein.

„Ballon“ erzählt in hohem Tempo einschließlich der einen oder anderen schnellgeschnittenen Sequenz vom Beschaffen des für die 1245 Quadratmeter große Hülle nötigen Stoffs, dem Nähen der Hülle sowie weiteren Vorbereitungen. Über die Persönlichkeit der Ehepaare Strelzyk und Wetzel erfährt der Zuschauer kaum etwas, wenn man von Doris Strelzyks Angst absieht, Heimweh zu bekommen. Umso nuancierter wird der von Thomas Kretschmann dargestellte Stasi-Oberstleutnant gezeichnet: Der intelligente und akribisch arbeitende Offizier übt hin und wieder Kritik am System, ohne allerdings das DDR-Regime in Frage zu stellen. Seine Persönlichkeit ragt insbesondere im Kontrast zu dem eher unbedarften, jovialen Erik Baumann heraus. Zusammen mit dem detailgenauen Produktionsdesign verleiht gerade eine solche Figur „Ballon“ eine hohe Glaubwürdigkeit.

Übrigens: Der originale Fluchtballon wird ab Mai 2019 im Museum der Bayerischen Geschichte in Regensburg ausgestellt.



Diese Woche auf Twitter

„Dass sie als Kanzlerin gehen muss, ist wohl klar. Die Frage ist nur noch, wann. Und ob ihr gelingt, was noch niemandem glückte – den eigenen Abgang geordnet und souverän über die Bühne zu bekommen. Es sieht nicht danach aus.“

Der Journalist Alexander Kissler zur Abwahl des Fraktionsvorsitzenden Volker Kauder

Die #Migration sei die #mutterallerprobleme, sagt Horst #Seehofer und erntet viel Kritik. Zu Unrecht! Hat er doch nur eingestanden, was die Politik verschweigt: Orthodoxe Muslime sind nicht integrierbar, verändern unsere Gesellschaft aber immer mehr

„Cicero Online“ zu Seehofer

Demokratie ist nicht nur, was einem gefällt. Wenn die AfD zur zweitstärksten Partei wurde, sollte das „Establishment“ über die Gründe nachdenken – und nicht einfach weitermachen wie bisher.

Miteigentümer der SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG., Rudolf Augstein, über die AfD

Wenn Journalisten Propaganda für die Regierungspolitik machen, nennen sie das „Haltung zeigen“.

Der Medienwissenschaftler Norbert Bolz zu Medien und Politik

Im Kino: Dickens Weihnachtsgeschichte

Bereits zum dritten Mal wartet die Augsburgische Puppenkiste zur Advents- und Weihnachtszeit mit einem eigenen Kinofilm auf. Unter dem Titel „Geister der Weihnacht“ wurde frei nach Charles Dickens dessen berühmte „Eine Weihnachtsgeschichte“ in Szene gesetzt. Ins Kino kommt die Produktion mit den Stimmen von Martina Gedeck und Martin Gruber ab 1. Dezember, wie es in der Ankündigung heißt. Drehbuchautorin Judith Gardner habe den Klassiker für die Puppenkiste neu adaptiert. Seit Jahresbeginn seien in der Werkstatt die Puppen geschnitten. DT/KNA

Anzeige

Ein dekadenter Sumpf

Die ausgezeichnet gespielte und inszenierte ARD-Fernsehserie „Babylon Berlin“ zeigt die Schattenseiten der „Goldenen Zwanziger“ VON JOSÉ GARCÍA

Sie wird als die zurzeit spannendste und innovativste deutsche Fernsehserie beworben: Mit ihrem epischen, zwölfstündigen Erzählbogen soll „Babylon Berlin“ im aktuell beliebten Serien-Genre neue Maßstäbe setzen. Basierend auf dem 2008 erstmals erschienenen Kriminalroman „Der nasse Fisch“ von Volker Kutscher ist „Babylon Berlin“ in den späten 1920er Jahren angesiedelt. Im Mittelpunkt steht der junge Kölner Kommissar Gereon Rath (Volker Bruch), der im Frühjahr 1929 nach Berlin geschickt wird, um den Kriminalfall eines von der Berliner Mafia geführten Pornorings zu lösen. Aus dem zunächst simplen Erpressungsfall entwickelt sich ein regelrechter politischer Skandal.

Zusammen mit der Stenotypistin Charlotte Ritter (Liv Lisa Fries) und seinem Partner Bruno Wolter (Peter Kurth) wird Gereon Rath mit einem Dickicht aus Korruption, Drogen- und Waffenhandel konfrontiert.

Mit ihrer „kaleidoskopischen Erzählung“ (so Mit-Regisseur Tom Tykwer) entwirft die Serie „Babylon Berlin“ ein politisches und gesellschaftliches Bild Berlins am Vorabend der nationalsozialistischen Machtübernahme. Deutlich wird die Kehrseite der rauschenden Feste in den „goldenen Zwanzigerjahren“ – ein Begriff, gegen den sich der damals als Kaplan in Berlin wirkende

spätere Bischof von Münster Clemens August von Galen entschieden verwahrte – gezeigt: Armut und grassierende Arbeitslosigkeit sowie unmenschliche Lebensbedingungen in den Arbeiter-Mietskasernen im Kontrast zum unvorstellbaren Reichtum der Großindustriellen auf der einen, die aufkommenden Straßenkämpfe zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten auf der anderen Seite, auch wenn im Frühjahr 1929 noch die Kommunisten das Straßenbild beherrschen: Die blutige Niederschlagung einer ungenehmigten, von der KPD organisierten Demonstration vom 1. bis 3. Mai 1929, bei der 33 Zivilisten getötet sowie zahlreiche Demonstranten und Unbeteiligte verletzt wurden, die als „Blutmai“ oder „Mai-Unruhen“ in die Geschichte einging, gehört zu den Höhepunkten der 4. Folge.

Wie die Demokratie langsam zerfällt

Dazu führt Mit-Regisseur Henk Handloegten aus: „Es ist ein Kriminalfilm – es gibt mehrere spannende Fälle. Auf den zweiten Blick geht es darum, wie die Staatsform, die damals in Deutschland war, die Demokratie, langsam erodiert.“

Der dritte Mit-Regisseur Achim von Borries ergänzt: „Es gibt den ganz großen Bogen um die große deutsche Katastrophe: Wie ist sie möglich gewesen, und wie sind

die Leute hineingeschlittert.“ Innovativ in ihrer die verschiedenen Erzählebenen miteinander verknüpfenden Inszenierung, mit hervorragendem Szenen- und Kostümbild sowie einer Kameraführung, die das Dynamisch-Berauschte mit der Liebe zum Detail kombiniert, zeigt „Babylon Berlin“ insbesondere auch den sittlichen Niedergang, der sich im „Moka Efti“ verdichtet, dem Variété und Bordell, in dem Kommissar Gereon Rath die Filmrollen findet, die Gegenstand der Erpressung sind.

In „Babylon Berlin“ spielt die damals verbreitete, aber noch illegale pornographische Industrie eine bedeutende Rolle. In einer der ersten Szenen platzt die Polizei mitten in die Dreharbeiten eines solchen Machwerks hinein. Dass der dabei gedrehte Pornofilm darüber hinaus für Christen hochgradig beleidigend, ja als blasphemisch einzustufen ist, trübt allerdings den Gesamteindruck der durchaus spannenden und innovativen Fernsehserie.

„Babylon Berlin“. 16-teilige Fernsehserie à ca. 45 Minuten. Regie: Tom Tykwer, Henk Handloegten, Achim von Borries. Folgen 1–3 am Sonntag, den 30. September. Folgen 4–6 am Donnerstag, den 4. Oktober. Folgen 7–8, 9–10, 11–12, 13–14 und 15–16 jeweils an den darauf folgenden Donnerstagen. Jeweils 20.15 Uhr im Ersten.

Living Today the Prophetic Vision of Humanae Vitae and Veritatis Splendor

November 15-16, 2018 • Schloss Trumau, Austria

Fifty years ago Pope Paul VI published the encyclical *Humanae Vitae* on married love and reproduction. Twenty-five years ago Pope Saint John Paul II published the encyclical *Veritatis Splendor* on the objectivity of moral teaching. *What do these documents offer us today? Are they still relevant?*

This international symposium will rediscover these two encyclicals, their biblical, philosophical, and theological bases in the light of today's family breakdown, sexual materialism, and the denial of objective moral truth. *Where do we stand, and where are we going?*

Join these outstanding speakers in Austria – November 15-16, 2018



Cardinal Schönborn
Vienna's Archbishop
and Editor of the
Catechism of the
Catholic Church



Archbishop
Cordileone
What a bishop can
tell his priests



Steven Mosher
What I saw in China



Obianuju Ekeocha
We don't need your
contraception



David Daleiden
Inside Planned
Parenthood



Gudrun Kugler
Humanae Vitae and
Veritatis Splendor's
teaching on public life



Carlos Beltramo
What happened to the
large family in Latin
America?



Michael Waldstein
The New Testament
concept of nature in
Humanae Vitae



International
Theological
Institute

www.iti.ac.at/conference
Information and Registration
conference@iti.ac.at

Die Suche nach der einen Geschichte

Lassen sich die verschiedenen Welten des Altertums parallel betrachten? Was Osten und Westen voneinander wussten **VON CLEMENS SCHLIP**

Wir leben im Zeitalter der Globalisierung. Unsere Welt ist politisch und wirtschaftlich eng vernetzt. Unser Geschichtsbild (und speziell unser Bild des Altertums) aber hat sich den neuen Gegebenheiten noch nicht angepasst. Unter „Antike“ versteht man allgemein nur das griechisch-römische Altertum. Was gleichzeitig in Indien und China geschah, wird in der Regel separiert davon betrachtet. Der im britischen Warwick tätige Altertumswissenschaftler Michael Scott hat sich auf die Fahnen geschrieben, das zu ändern. Er will die verschiedenen Welten des Altertums parallel betrachten und so das allgemeine Geschichtsbild den heutigen Erfordernissen anpassen. Ein interessanter Ansatz. Kann er auch überzeugen?

Zum einen ist die Grundidee nicht ganz neu. Scott verweist selbst auf Karl Jaspers Konzept der „Achsenzeit“ zwischen 800 und 200 vor Christus, in der die verschiedenen Weltgegenden unabhängig voneinander grundstürzende zivilisatorische Fortschritte vollzogen hätten.

Auch mit Blick auf die moderne Altertumswissenschaft rennt Scott nur schon offene Türen ein. Die interkulturellen Beziehungen der Antike sind ein etabliertes Forschungsfeld. Dass es gerade im Gefolge der Feldzüge Alexanders des Großen teilweise zu interessanten Begegnungen und Verschmelzungsprozessen kam – die Griechen lernten die Fäkrone kennen, die indische Kunst nahm griechische Formelemente auf, ein griechischstämmiger Diadochenherrscher in Zentralasien konvertierte zum Buddhismus – ist altbekannt. Scotts Idee ist zudem mit praktischen Schwierigkeiten behaftet. Der damit verbundene Anspruch müsste lauten, die Geschichte aller alten Hochkulturen und die dafür relevanten Sprachen gleichermaßen intensiv zu beherrschen. Die entsprechende Expertise ist für Einzelpersonen nicht zu erreichen. Auch Scott, von Haus aus klassischer Altertumswissenschaftler, kann nicht beanspruchen, ein echter Kenner der chinesischen oder indischen Geschichte zu sein und die entsprechenden Quellentexte im Original studieren zu können. Eine Tren-



Die Christianisierung Armeniens ist eine Etappe in der Entstehung von Ost und West, wie sie der Buchautor sieht. Hier das im 10. Jahrhundert gegründete armenische Kloster Haghat, das noch im Originalzustand erhalten ist. Foto: IN

nung in verschiedene Forschungsbereiche ist mithin nicht „künstlich“, sondern praktischer Notwendigkeit geschuldet. Und sie vollzieht letztlich auch die Perspektive der jeweils zu erforschenden Kulturen nach.

Man wird, anders als Scott meint, auch ohne „eurozentrische“ Überheblichkeit daran festhalten dürfen, dass selbst in der globalisierten Gegenwart die Geschichte der griechisch-römischen Antike für Bewohner der westlichen Welt mehr unmittelbare Relevanz besitzt als die der anderen alten Hochkulturen. Denn zum einen ist aus dieser griechisch-römischen Welt die unsere hervorgegangen. Und zum anderen hat die in Europa entstandene Zivilisation im Zeitalter des Imperialismus und Kolonialismus auch anderen Erdteilen ihren Stempel aufgedrückt,

und das wirkt sich bis heute aus. Letztlich behält sogar Scott trotz seines gegenteiligen Anspruchs ein „eurozentrisch“ geprägtes Geschichtsbild bei, wenn er von Antike und Altertum spricht. Denn die dieser Begrifflichkeit zugrundeliegende Dreiteilung Antike-Mittelalter-Neuzeit wurde aus der Betrachtung der europäischen Geschichte heraus entwickelt. Dass ein gebildeter Europäer auch solide Grundkenntnisse der chinesischen oder indischen Geschichte (und auch der anderer Völker) haben sollte, steht auf einem anderen Blatt.

Das Buch gliedert sich in drei große Abschnitte. Im ersten beleuchtet Scott die Entstehung der Republiken von Athen und Rom und die politischen Folgen des Konfuzianismus in China. Im zweiten betrachtet er ver-

gleichend militärische Expansionsprozesse im vierten und dritten Jahrhundert vor Christus (in der Mittelmeerwelt, in Indien und in China). Im dritten schließlich geht es um religiöse Erneuerungsprozesse im späten Altertum. Das ist die interessanteste Abteilung des ganzen Buches. Denn Scott betrachtet die Ausbreitung des Christentums nicht nur anhand der Konstantinischen Wende, sondern blickt auch auf die Christianisierung Armeniens, die sich schon davor vollzogen hatte und eine Kirche hervorbrachte, die sich deutlich von der im römischen Reich unterschied. Hier lassen sich wirklich gute und sinnvolle Vergleiche ziehen. Parallel dazu betrachtet Scott die Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus und die Transformationen im Hinduismus in der Zeit der

Gupta-Herrscher. Jede der in diesem Buch erzählten Geschichten verdient höchste Aufmerksamkeit. Die Vergleichs- und Verbindungspunkte bleiben aber oft undeutlich. Die verschiedenen Geschichten ergeben nicht „eine“ Geschichte. Man kann schlicht nicht so tun, als hätte es jemals einen einzigen antiken Geschichtsraum gegeben, der sich vom Atlantik bis zum Gelben Meer erstreckte. Sogar Alexander der Große, dessen Eroberungszüge die geographischen und ethnologischen Kenntnisse der Griechen bereicherten, kam „nur“ bis ins heutige Indien und Afghanistan. China hat er nie betreten.

Und auch wenn chinesische Seide auf langen Handelswegen ihren Weg nach Europa fand: Was in der chinesischen Innenpolitik geschah, hatte keine Auswirkungen auf das römische Reich und war dort nicht einmal ansatzweise bekannt (umgekehrt war es genauso). Die „Neue Seidenstraße“, die Scott ziemlich unbefangen mit der alten vergleicht, ist für das heutige China ein Mittel, Einfluss bis hin nach Europa auszuüben – der Athener Hafen Piräus etwa gehört der chinesischen Staatsreederei. Einen solchen Grad der Vernetzung besaß die alte Seidenstraße nicht.

Auch der geistige Austausch zwischen den alten Kulturen hielt sich in Grenzen. Von Konfuzius etwa wusste man in Europa bis in die frühe Neuzeit hinein nichts.

Von punktuellen Einsichten abgesehen, erschließt sich leider nicht, worin der von Scott beanspruchte Mehrwert an Erkenntnis bestehen soll, wenn man die verschiedenen Geschichten der antiken Völker nicht getrennt, sondern parallel in einem einzigen Buch betrachtet. Das Verbindungsglied ist in der Regel nur, dass sich in der jeweiligen Weltregion wichtige Veränderungen vollzogen. Aber hat es jemals eine Zeit oder eine Region gegeben, in der es keine Veränderungen und Umbrüche gab? Auf diese Weise kann man letztlich alles mit jedem „vergleichen“.

Michael Scott: Welten der Antike. Eine Geschichte von Ost und West. Klett-Cotta, Stuttgart 2018, Hardcover, 574 Seiten, ISBN 978-3-608-98125-4, EUR 32,-

Roadmap für die Reise durchs Leben

Der Missionar Oskar Wermter SJ zeigt Wegweiser für Gläubige in der „Pilgerkirche“ **VON MICHAEL GREGORY**

Bereits der Ordensgründer Jesuiten, Ignatius von Loyola, begriff sich als Pilger, der nach bewegten Zeiten beim Militär neue Wege ging und sich bis zu seinem Tod auf die Suche nach „Gott in allen Dingen“ gemacht hatte. Doch man muss nicht der Gesellschaft Jesu angehören, um das neue (schlanke) Buch von Pater Oskar Wermter SJ „Grenzen überschreiten. Der Glaube ist eine Reise“ mit Gewinn zu lesen.

Wermter kann auf einen großen Schatz an Erfahrungen zurückgreifen. Als Missionar in Simbabwe, dem früheren Rhodesien, führt er seit 50 Jahren ein Leben in Rastlosigkeit. Seiner Berufung und seinem Orden stets die Treue haltend, ist er Sendungen gefolgt, die ihn als Seelsorger, Publizist, Pressesprecher und Wissenschaftler in viele Teile des südlichen Afrikas geführt haben. Auch den Lesern der „Tagespost“ ist er seit rund zwanzig Jahren als Gastautor und verlässliche Informationsquelle aus einem Teil der Erde bekannt, der zu den politisch dynamischsten zählt.

Das gilt in ähnlicher Weise für die Entwicklung des Glaubens. Er wächst und blüht in vielen Ländern Afrikas südlich des Äquators. Wermter schreibt in diesem Zusammenhang, dass der lebendige Glaube, den so mancher Flüchtling aus Afrika nach Europa mitbringt, der teils fade gewordenen Glaubenspraxis in den europäischen Kirchen zu neuer Vitalität verhelfen könne – vorausgesetzt die neue Ressource wird er-

kannt und richtig genutzt. Glaube als Wanderschaft – bevor sich Wermter den Voraussetzungen widmet, die aus dem Weg eine gelungene Reise machen, hat die Theologie das Wort. Was bedeutet „Auf-dem-Weg-Sein“ für Christen? Welche Bezugspunkte haben sie? Schon Abraham ereilte der Ruf, sein Land zu verlassen. Moses führte die Israeliten aus Ägypten. Später sandte Jesus seine Jünger hinaus in die Welt, um das Wort zu verkünden. Die frühen Christen nannten ihr neues Leben „Der Weg“. Der heilige Ignatius schrieb in den Ordensstatuten „Nostrae vocationis est multa loca peregrinare“ – es ist unsere Berufung, viele Orte zu durchwandern. Ein späterer Gefährte, Papst Franziskus, fordert die Gläubigen auf, „an die Ränder zu gehen“.

Wermter baut darauf seine zentrale Botschaft auf, die sich wie ein roter Faden durch das schmale, nur rund 90 Seiten starke Buch zieht: Die gesamte Kirche ist eine Pilgerkirche, die sich ständig weiterbewegen, wandeln und erneuern muss. Der Glaube sei ein Weg an der Seite Gottes, der „ein Gott der Überraschungen“ sei. Kurz: Es ist jederzeit mit allem zu rechnen. Langweilig wird es mit Gott also nie.

Sich einlassen auf einen „Gott der Überraschungen“ sei, so Wermter, eine zentrale Bedingung für eine erfolgreiche Wandererschaft durchs Leben. In „Crossing Border Lines“ – einer lebendigen, immer aufs Wesentliche konzentrierten Schrift – nennt er weitere Erfolgsfaktoren als Wegweiser und

Leitplanken (und zugleich Herausforderungen!), die Orientierung auf der Reise geben können – nicht nur aus afrikanischer Perspektive.

Wegweiser Nr. 1: Vertrauen auf und in Gott. Wermter: „Das Gebet der Gebete ist: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Dieses Gebet bittet nicht um Geschenke, wie oft üblich, sondern bietet uns selbst in freier Entscheidung dem Herrn an.“

Wegweiser Nr. 2: Maria, die Mutter Gottes, steht als perfektes Vorbild für den Weg bereit. Maria, die in einem Akt völliger Freiheit und „umfassender Personalität“ die Botschaft des Engels angenommen hat, Maria als Beispiel für Frauen und Männer, vor allem aber als Leitbild für moderne Weiblichkeit – dies empfiehlt der Jesuit, der als Seelsorger das pralle Leben im Süden Afrikas genau kennengelernt hat, seine Höhen, aber auch seine Abgründe, in den Slums der großen Städte ebenso wie auf dem flachen Land. Wermter setzt jedoch keine überzogenen Standards, sondern orientiert sich an traditionellen afrikanischen Haltungen. Dazu gehören Offenheit gegenüber Glaubenserfahrungen, das Ja zur Familie, Gastfreundschaft und die besondere Fähigkeit, mit Krisen umzugehen. Wer einmal selbst eingetaucht ist in afrikanische Lebenswelten, weiß, worauf Wermter sich bezieht.

Wegweiser Nr. 3: Gewaltlosigkeit. Sie gehört ebenfalls zu einer guten „Reise“, so



Unsere Berufung sei es, viele Orte zu durchwandern, schrieb bereits der heilige Ignatius von Loyola. Foto: IN

Wermter. Der Priester nennt Erfahrungen aus der eigenen Kindheit: seinen Vater, der in russischer Kriegsgefangenschaft starb, die Vertreibung der Mutter und fünf Kinder aus Ostpreußen in die spätere DDR, später dann die Flucht nach Köln. Gewalt war es, die ins Elend führte und führt. Der Ordensmann nennt zahlreiche Beispiele aus afrikanischen Lebenswelten, vor allem in den Städten: häusliche Gewalt, die sich Männer als Recht herausnehmen, Aggressivität im Straßenverkehr (in Afrika zum Teil noch problematischer als bei uns), Herrscher, die über Leichen gehen, um ihre Macht zu sichern. „Wir müssen eine neue Haltung ge-

winnen und das Gebot der Feindesliebe ernst nehmen“, sagt Wermter, der mit der These vom gerechten Krieg wenig und mit einem Recht auf Abtreibung gar nichts anfangen kann. Gerade jene, die für den Erhalt der Umwelt stritten, sähen oft nicht den Wert des ungeborenen Lebens. Frauen, so Wermter, verdienen in ihrer Weiblichkeit noch mehr Respekt und Anerkennung als Männer. Sie seien mehr als Verfügungsmasse auf dem Arbeitsmarkt. Aber auch in der Kirche seien Frauen „die versteckte Kraft, von der noch nicht voller Gebrauch gemacht wurde“. Flüchtlingen zu helfen, sei christliches Gebot, ohne jedoch die Augen vor unfähigen Regierungen und Despoten in Afrika als Fluchtursache Nr. 1 zu verschließen.

Wer nach Wegweisern in einer globalen, beschleunigten und oft entgrenzten Welt sucht, wird bei „Crossing Border Lines“ fündig. Oskar Wermter ist eine kompakte Roadmap für die Reise durchs Leben gelungen, die zugleich eine liebevolle Verbeugung vor seiner geistigen Heimat, der Gesellschaft Jesu, ist.

Wermter, Oskar: Crossing Border Lines. Faith is a Journey (Original in englischer Sprache). Harare 2018, 92 Seiten. Kostenlos (oder gegen eine kleine Spende) zu bestellen bei der Missionsprokur der Jesuiten in Deutschland, Königstr. 64, 90402 Nürnberg, Tel 0911/234 61 60, E-Mail: prokur@jesuitenmission.de

Gewissheit ist notwendig

Das sagt die Kirche zu Hirntod und Organspende

VON STEFAN REHDER

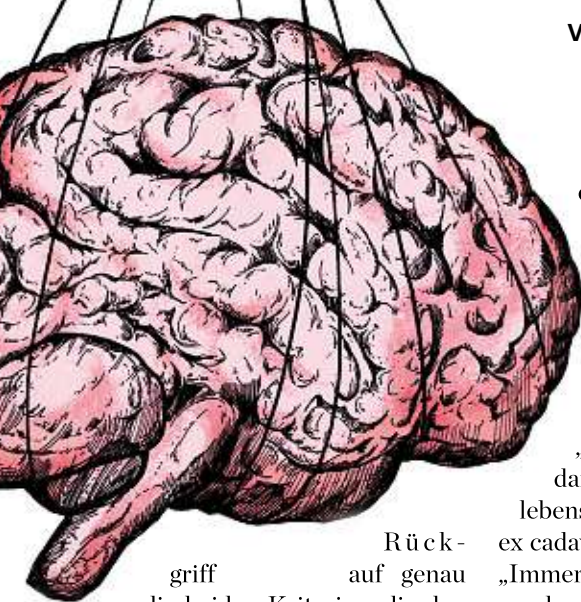
An der Frage, ob der Hirntod mit dem Tod des Menschen gleichgesetzt werden kann, scheiden sich die Geister. Auch solche, zwischen die in anderen Lebensrechtsfragen wie der Abtreibung, der Euthanasie oder der menschliche Embryonen verbrauchender Forschung kein Blatt Papier mehr passt. Wundern kann das nicht. Selbst kirchliche Stellungnahmen kommen zu unterschiedlichen Ergebnissen.

So hält etwa der Katechismus der katholischen Kirche unter Nr. 2296 fest: „Organverpflanzung ist sittlich unannehmbar, wenn der Spender oder die für ihn Verantwortlichen nicht in vollem Wissen ihre Zustimmung gegeben haben. Sie entspricht hingegen dem sittlichen Gesetz und kann sogar verdienstvoll sein, wenn die physischen und psychischen Gefahren und Risiken, die der Spender eingeht, dem Nutzen, der beim Empfänger zu erwarten ist, entsprechen. Die Invalidität oder den Tod eines Menschen direkt herbeizuführen, ist selbst dann sittlich unzulässig, wenn es dazu dient, den Tod anderer Menschen hinauszuzögern.“

Unter dem Titel „Hirntod und Organspende“ legte die Glaubenskommission der deutschen Bischöfe am 27. April 2015 eine 30 Seiten umfassende „Orientierungshilfe“ vor. Darin konstatieren die Bischöfe zwar, dass die „Plausibilität des Hirntod-Kriteriums“, durch „eine Vielzahl neuer klinischer Phänomene immer öfter in Zweifel gezogen“ werde und halten fest: „Alle hier einschlägigen Einwände sind gewiss sehr ernst zu nehmen und nötigen dazu, die bisherigen Argumente zu überdenken.“

Weiter heißt es jedoch: „Dennoch gibt es gute Gründe daran festzuhalten, dass der tatsächliche Tod vor einer Organentnahme mit Sicherheit festgestellt werden muss (sog. Dead Donor Rule) und dass hierfür der Hirntod ein zuverlässiges Kriterium ist. Nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft stellt das Hirntod-Kriterium im Sinne des Ganzhirntodes – sofern es in der Praxis ordnungsgemäß angewandt wird – das beste und sicherste Kriterium für die Feststellung des Todes eines Menschen dar, so dass potenzielle Organspender zu Recht davon ausgehen können, dass sie zum Zeitpunkt der Organspende wirklich tot und nicht nur sterbend sind.“

Diese Vollmundigkeit verwundert allerdings insofern, als eine Minderheit des Deutschen Ethikrates im selben Jahr, also ebenfalls 2015, zu dem Ergebnis kam: „Die Verknüpfung des irreversiblen Ganzhirnversagens mit dem irreversiblen Ausfall der aktiven Steuerung insbesondere durch die Fähigkeit der Spontanatmung ist ein unzureichender Begründungsansatz. Er begründet die Hirntodkonzeption unter



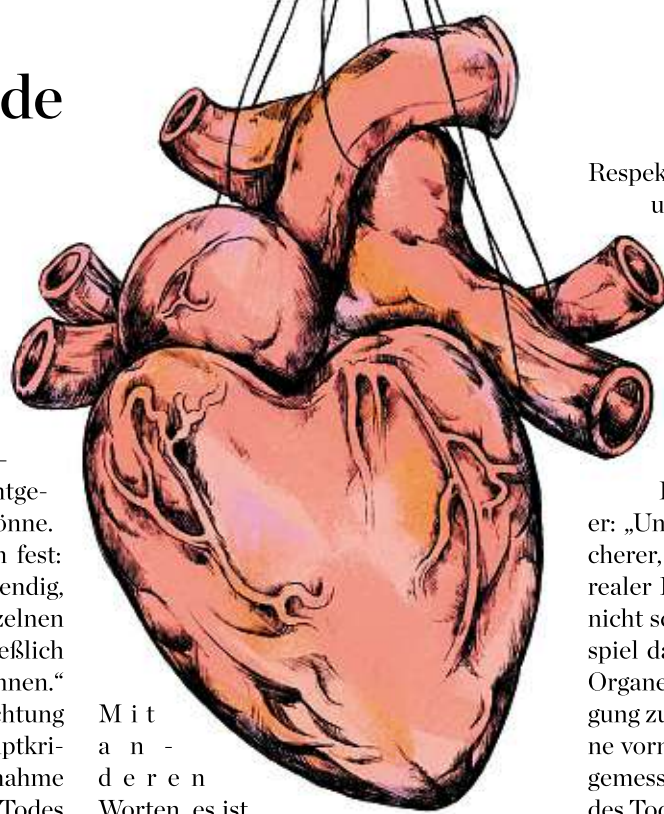
Rückgriff auf genau die beiden Kriterien, die den Zustand des ‚Hirntodes‘ charakterisieren. Als Kriterium für den irreversiblen Zusammenbruch des Organismus als Ganzen taugen sie nicht. Der ‚mentale Tod‘ ist für die Funktion des Organismus als Ganzen nicht konstitutiv, und die Spontanatmung kann intensivmedizinisch- apparativ ersetzt werden.“

Weitaus vorsichtiger als die deutschen Bischöfe hatte sich am 7. November 2008 Papst Benedikt XVI. zum Thema Hirntod und Organspende geäußert. In einer Ansprache vor Teilnehmern eines von der „Päpstlichen Akademie für das Leben“ veranstalteten Kongresses, bezeichnete Benedikt XVI. die Organspende zunächst als eine „besondere Form der Nächstenliebe“. Gegen Ende der Ansprache kam

der Papst dann jedoch auch auf die Bedingungen zu sprechen, unter denen diese besondere Form des Zeugnisses der Nächstenliebe erwiesen und entgegengenommen werden könne. Dabei hielt er ausdrücklich fest: „Es ist in jedem Fall notwendig, daran zu erinnern, dass die einzelnen lebenswichtigen Organe ausschließlich ex cadavere entnommen werden können.“

„Immer“ müsse, so der Papst, die „Achtung vor dem Leben des Spenders als Hauptkriterium gelten, so dass die Organentnahme nur im Falle seines tatsächlichen Todes erlaubt ist“. Und weiter: „In einem Bereich wie diesem darf es nicht den geringsten Verdacht auf Willkür geben, und wo diese Gewissheit noch nicht erreicht sein sollte, muss das Prinzip der Vorsicht vorherrschen.“

Papst Johannes Paul II. hatte bereits am 18. Dezember 1989 in einer Ansprache an die Teilnehmer eines Treffens der „Päpstlichen Akademie der Wissenschaften“, das unter der Überschrift „Bestimmung des Todesmomentes“ stand, erklärt: „Einerseits sieht man die dringende Notwendigkeit, Ersatzorgane für Kranke zu finden, die in ihrer Schwäche sterben würden oder zumindest nicht mehr genesen können.



Mit anderen Worten, es ist verständlich, dass ein Kranker, um dem sicheren oder drohenden Tod zu entgehen, das Bedürfnis hat, ein Organ zu empfangen, welches von einem anderen Kranken bereitgestellt werden könnte.“ Zugleich warnte der Papst aber vor der „Gefahr“, „dass man einem menschlichen Leben ein Ende setzt und endgültig die psychosomatische Einheit einer Person zerstört“. Es bestehe, so Johannes Paul II. weiter, „eine wirkliche Wahrscheinlichkeit, dass jenes Leben, dessen Fortsetzung mit der Entnahme eines lebenswichtigen Organs unmöglich gemacht wird, das einer lebendigen Person ist, während doch der dem menschlichen Leben geschuldete

Respekt es absolut verbietet, dieses direkt und positiv zu opfern, auch wenn dies zum Vorteil eines anderen Menschen wäre, bei dem man es für berechtigt hält ihn derart zu bevorzugen“.

In seiner Enzyklika „Evangelium Vitae“ hat Johannes Paul II. eine derartige „Bevorzugung“ im Jahr 1995 sogar in die Nähe der Euthanasie gerückt. Dort schreibt er: „Und auch angesichts anderer, heimlicherer, nicht minder schwerwiegender und realer Formen von Euthanasie dürfen wir nicht schweigen: Sie könnte sich zum Beispiel dann ereignen, wenn man, um mehr Organe für Transplantationen zur Verfügung zu haben, die Entnahme dieser Organe vornimmt, ohne die objektiven und angemessenen Kriterien für die Feststellung des Todes des Spenders zu respektieren.“



„Tatort Krankenhaus“

Das Autorenduo Beine/Turczynski zeigt, wie tödlich Profitgier im Gesundheitswesen sein kann

VON SEBASTIAN SANDER

Wenn sich Angehörige von Gesundheitsberufen, wie der Todespfleger Niels H., der allein im Klinikum Döhlenhorst fast 30 Menschen getötet haben soll, vor Gericht verantworten müssen, ist das mediale Interesse groß. Der Fall, der juristisch immer noch nicht abgeschlossen ist, gilt bereits jetzt als eine der umfangreichsten Tötungsserien der deutschen Nachkriegsgeschichte. Nach Ansicht von Karl Heinz Beine markieren Mordserien wie diese jedoch nur die Spitze eines gewaltigen Eisbergs. In Wahrheit würden Patienten viel häufiger als bisher vermutet Opfer von Verbrechen in Kliniken und Pflegeheimen. Auch seien die Taten in der Regel nicht das Werk von krankhaften Psychopathen, gegen die es keine Handhabe gebe. Die Täter seien „oft ganz normale Menschen, die mit der Zeit ein Gefühl des Ausgebrannt-Seins, der Verunsicherung und Überforderung entwickelt haben. Die ihre Empathiefähigkeit verloren und durch Zynismus und Brutalität ersetzt haben“. So lauten jedenfalls die Thesen, die Beine und Jeanne Turczynski, Wissenschaftsredakteurin des Bayerischen Rundfunks, in ihrem Buch „Tatort Krankenhaus“ aufstellen.

Beine ist nicht irgendwer. Der Chefarzt am St. Marien-Hospital Hamm und Professor für Psychiatrie und Psychotherapie an der Universität Witten/Herdecke, ist Deutschlands Experte für Tötungsserien im Gesundheitswesen. Bereits seine Habilitationsschrift befasste sich mit diesem Thema. 2010 erschien sein Buch „Krankentötungen in Kliniken und Heimen. Aufdecken und Verhindern“. Darin analysiert Beine juristisch aufgearbeitete Fälle von Krankenschwestern, Pflegerinnen und Pflegern, die Patienten systematisch misshandelt und ermordet hatten.

Mit „Tatort Krankenhaus“ legen Beine und Turczynski noch einmal nach. Zugrunde liegt dem Buch eine bislang unveröffentlichte Studie, für die Beine mehr als 5000 Angehörige von Gesundheitsberufen befragte. Ergebnis: Beine und Turczynski halten es für möglich, dass in

Deutschland – hochgerechnet – jedes Jahr rund 21000 Patienten von Angehörigen des Gesundheitswesens getötet werden.

Verantwortlich machen die Autoren dafür vor allem das System. Profitinteressen von Klinikbetreibern, Pharmaindustrie und Apparateherstellern hätten aus Patienten „Kunden“ und aus Pflegern und Ärzten „Leistungserbringer“ gemacht. Immer mehr Bedürftige müssten von immer weniger Personal, das unter einem immer stärkeren Druck gerate, versorgt werden. Die Folge: dauerhafte Überforderung.

„Selbstverständlich wird nicht jeder zum Mörder oder Gewalttäter, der von seiner Arbeit im Krankenhaus oder im Heim überfordert ist. Aber die Arbeitsbedingungen in diesen Einrichtungen begünstigen den Umstand, dass es auch nicht mehr auffällt, wenn ein Mitarbeiter langsam entgleist und abdriftet. Wenn Ärzte und

Pflegedienstleister sagen, sie wüssten genau, wer aus ihrem Team an seinen Grenzen agiert, hätten aber keine Ahnung, mit wem sie darüber reden sollten, dann haben wir ein strukturelles Problem in unserem Gesundheitssystem.“

Die Autoren zeigen nicht nur auf, welche Etappen bei solchen Entgleisungen für gewöhnlich durchlaufen und folglich auch von anderen beobachtet werden können, sie machen auch ganz konkrete Vorschläge für die Lösung der strukturellen Probleme. So müsse die Politik „das Geld, das in unser Gesundheitssystem fließt“, umverteilen. „Zulasten eines gigantisch aufgeblähten Verwaltungsapparats und zugunsten einer größeren Personaldecke in Kliniken und Heimen. Zugunsten einer besseren Ausbildung der dort tätigen Menschen. Und zugunsten einer regelmäßigen auch psychologischen Unterstützung und Begleitung der dort arbeitenden Menschen.“

Karl Heinz Beine / Jeanne Turczynski: Tatort Krankenhaus. Wie ein kaputtes System Misshandlungen und Morde an Kranken fördert. Verlag Droemer HC, München 2017, 256 Seiten, gebunden, EUR 19,99

Das Korn des blinden Huhns

Das „Gute-Kita-Gesetz“ und was Krippen-Kinder wirklich brauchen

VON JÜRGEN LIMINSKI

W ohngipfel, Kita-Gesetz und Auto-Nachrüstungstreffen – es gibt offenbar noch eine Politik diesseits von Maaßen, Merkel, Seehofer und Nahles. Das Schicksal von Frau Nahles mag einige Funktionäre berühren, auch die berufliche Zukunft des Geheimdienstchefs Maaßen ist für Voyeure von gewissem Interesse. Aber der Preis fürs Fahren, Wohnen und Betreuen betrifft viele Millionen Familien, da sollte man schon wissen, was die Verpackungen der Gesetze verbergen. Beim Fahren und Wohnen muss der Bürger noch warten, außer Versprechen ist bisher nichts gewesen. Überreicht wurde als Gesetz bisher nur das sogenannte Gute-Kita-Gesetz.

Die verbale Verpackung dieses Gesetzes ist vielversprechend, es wird Geld in die Hand genommen. Mit insgesamt 5,5 Milliarden Euro soll die Qualität der Kitas verbessert werden. Mit anderen Worten: Als die Krippenoffensive vor zwölf Jahren begann, hatte man sich um die Qualität der Krippen kaum Gedanken gemacht, geschweige denn Geld für die Ausbildung von Betreuungspersonal vorgesehen. Das heißt: Für Millionen Kinder kommt die nachhinkende Qualitätsoffensive zu spät. Es gibt zwar keine staatliche Langzeitstudie (von mindestens acht Jahren, was möglich gewesen wäre nach den ersten Jahren der Offensive ab 2006), aber die Folgen sind zum Beispiel in den Praxen von Logopäden zu beobachten. Der Bedarf an Logopäden ist explosionsartig gestiegen. Professor Spreng von der Universität Erlangen sieht einen Zusammenhang zum Anstieg der Fremdbetreuung. Kurz vor der Einschulung, schreibt er, „sind 30 bis 40 Prozent der Kinder sprachgestört. Die Hälfte muss logopädisch betreut werden“. Die Zahlen steigen, die Kosten auch. Letztere werden sich auf mehr als eine Milliarde Euro belaufen.

Da hätte man Staat, Eltern und Kindern einiges ersparen können. Aber die Politik ist partiell lernfähig. Bundesfamilienministerin Franziska Giffey wird in der Pressemitteilung ihres Ministeriums zum neuen Gesetz beim Besuch einer Sprach-Kita präsentiert, denn ein besonderer Schwerpunkt bei der pädagogischen Qualität in der Kita werde auf die sprachliche Bildung gelegt. Es gebe deswegen auch ein Bundesprogramm „Sprach-Kitas: Weil Sprache der Schlüssel zur Welt ist“. Das stimmt zweifellos. Aber auch das „Gute-Kita-Gesetz“ übersieht, wie Sprache entsteht. Für Entwicklungspsychologen, Hirn- und Bindungsforscher sowie Pädagogen ist seit langem klar: Bindung geht vor Bildung, Sprache ist nicht Werkzeug des Denkens, sondern entwickelt sich im sozialen und emotionalen Miteinander. Für das Kleinkind findet Kommunikation mit allen Sinnen



Bundesfamilienministerin Franziska Giffey (SPD) macht sich stark dafür, dass gute Kitas kein Privileg wohlhabender Familien sein dürfen. Alle Kinder müssen eine gute Kita besuchen können. Der Staat lässt sich die Verbesserung der Qualität von Kitas 5,5 Milliarden Euro kosten.

Foto: dpa

statt. Die Tage und Nächte des ersten Lebensjahres sind durch die Bedürfnisse des Kleinkindes bestimmt: Wickeln, schlafen, baden, stillen – Alltagssituationen, die durch sprachliche Zuwendung untermalt werden. Auch in den Jahren zwei und drei, wenn das Sprachfenster noch weit offen steht, ist die permanente Anregung, das aufmunternde Gespräch wichtig, manche Sprachforscher sagen sogar entscheidend für das Sprachbewusstsein. Kurzum: Sprache entsteht aus emotionaler Zuwendung und Stabilität. Im zuständigen Standard-

werk von Stanley Greenspan und Stuart Shanker, „Der erste Gedanke – Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens“ heißt es: „Wir sind der Überzeugung, dass Emotionen nicht als motivationaler Faktor, sondern als der entscheidende Architekt der Sprachentwicklung dienen. Die ersten Worte eines Kindes, seine frühen Wortkombinationen und ersten Schritte zur Beherrschung der Grammatik, werden nicht nur durch emotionalen Inhalt gelenkt, sondern sind in der Tat davon durchdrungen. Die Fähigkeiten eines Kindes, flüssig und kreativ zu sprechen, ein kompetentes Mitglied seiner soziolinguistischen Gemeinschaft zu werden, seine knospenden Sprachfähigkeiten zu benutzen, um komplexere Aspekte der Sprache zu meistern, sowie mittels der Sprache andere Wissensgebiete zu erobern, sie sind alle die Folge von zuinnerst emotionalen Prozessen“ (S. 211).

Solche Folgerungen aus vielen Jahren Forschung werden in dem neuen Gesetz nicht berücksichtigt. Täte man es, man müsste die Mütter bitten, sich in den ersten drei Jahren doch bitte im Interesse der Sprachentwicklung (und des Kindeswohls) selber und intensiver um das Kind zu kümmern, mit ihm zu reden, die Spiegelneuronen zu aktivieren – durch Imitation lernt das Baby – und erst im dritten Lebensjahr, also wenn sich die sogenannte Dyade zwischen Mutter und Kind langsam löst, das dann auch schon laufende, verstehende und sprachlich bemühte Kleinkind mit der äußeren Welt bekannt zu machen.

Man weiß mittlerweile auch, dass der häufige Wechsel von Stimmen und Personen Unsicherheit erzeugt und die Sprachentwicklung hemmt. In diesem Sinn ist es zu begrüßen, dass das neue Gesetz auch für „gute Betreuungsschlüssel, vielfältige pädagogische Angebote, qualifizierte Fachkräfte“ wirbt. Allerdings fängt die Qualität erst bei einem Betreuungsschlüssel von fünf, maximal sechs Kindern pro Fachkraft an. In Frankreich ist es Tagesmüttern deshalb nicht erlaubt, mehr als vier Kinder gleichzeitig zu betreuen, inklusive der eigenen. Es

ist schlicht eine Frage der Zeit, mithin der Zuwendungsmöglichkeit. Steve Bidulph, ein australischer Krippenforscher, hatte schon vor Jahren festgestellt, dass Krippenkinder in normalen Einrichtungen (bis zu 20 Kinder pro Betreuungsperson) etwa acht Minuten Augenkontakt mit ihrer jeweiligen Betreuerin haben, also soviel wie ein Baby beim Stillen. Wenn man berücksichtigt, dass der emotionale Tank vor allem über die Augen gefüllt wird, kann man ermesen, was den Krippenkindern vorenthalten wird. Das kann nicht ohne Folgen für die Psyche bleiben. Nicht nur die Kosten der logopädischen Behandlung steigen, auch die Kosten der psychologischen Behandlung werden explodieren. Unter diesem Gesichtspunkt sind die 5,5 Milliarden Euro heute nur ein Vorgeschmack.

Dennoch ist das Gesetz Giffey zu begrüßen. Es versucht, einige Fehler der Vorgängerinnen zu reparieren. Zwar redet es auch dem Mythos der Vereinbarkeit von Familie und Beruf das Wort. Dafür braucht es aber nicht mehr Krippenplätze, sondern mehr Kindergartenplätze und mehr Flexibilität in den Betrieben. Denn das bevorzugte Lebensmodell der Familien in Deutschland heißt heute „Er Vollzeit, Sie Teilzeit und das in Funktion des Alters der Kinder“. Bei den Kosten jedoch sorgt das Gesetz für ein Stück mehr Chancengerechtigkeit. Teil des Gesetzes ist, so heißt es in der Mitteilung des Ministeriums, „dass eine bundesweit verpflichtende soziale Staffelung der Elternbeiträge eingeführt und einkommensschwache Familien von den Kita-Gebühren befreit werden“. Ministerin Giffey: „Gute Kitas dürfen kein Privileg gut sitzierter Familien sein. Alle Kinder müssen eine gute Kita besuchen können. Empfänger von Sozialleistungen haben schon heute den Anspruch, von Kita-Gebühren befreit zu werden. Wer aber arbeitet und nur ein geringes Einkommen erzielt und deshalb Kinderzuschlag oder Wohngeld bezieht, darf nicht andererseits mit hohen Kita-Gebühren belastet werden. Künftig werden überall in Deutschland alle Kinderzuschlags- und Wohngeldempfänger von den Gebühren

befreit sein. Damit haben künftig 1,2 Millionen Kinder aus Familien mit geringem Einkommen oder in der Grundsicherung Anspruch auf einen beitragsfreien Kita-Platz.“ Ein Vorteil des Gesetzes ist auch ein Schuss Subsidiarität. Das Gesetz sieht vor, dass jedes Bundesland individuell bei der Weiterentwicklung der Qualität der Kinderbetreuung unterstützt wird – je nach Ausgangslage und Bedarf. Dazu können, so das Ministerium, „die Länder Maßnahmen aus zehn Handlungsfeldern auswählen. Jedes Bundesland hat eine andere Kitalandchaft. Es gibt keine Einheitslösung, die überall funktioniert.“ Die Verteilung der Mittel an die Länder erfolgt über Umsatzsteuerpunkte. Das Ministerium wird außerdem mit allen 16 Bundesländern Verträge abschließen, aus denen hervorgeht, mit welchen Handlungskonzepten sie für das Ziel von mehr Qualität und weniger Gebühren eintreten wollen.

Das Gesetz hat Schwächen. Die sind grundsätzlich Art und ihre Behebung setzte ein ganz anderes Familien- und Gesellschaftsverständnis voraus, etwa mit dem Vorrang des Familien- und Kindeswohls vor der Arbeitsmarktpolitik. Aber im Rahmen der jetzigen Verhältnisse ist das Gesetz Giffey ein Schritt in die richtige Richtung, sozusagen das Korn des blinden Huhns. Und: Es ist immerhin Politik und kein Macht- und Personalgeschacher.

HINTERGRUND

Kinderrechte

Der Koalitionsvertrag sieht die Aufnahme eines Kindergrundrechts in der Verfassung vor. Aber brauchen Kinder eigene Rechte im Grundgesetz? Was bestimmt das Kindeswohl? Wie steht es um Lebensrecht, Bindung, Generationengerechtigkeit im In- und Ausland? Am Freitagnachmittag und Samstag behandelt die Rechts- und Staatswissenschaftliche Sektion der Görres-Gesellschaft diese und andere Fragen im Rahmen ihrer offenen Sitzung umfassend und mit renommierten Fachleuten unter dem Titel: „Kinder im Recht – Kinderrechte im Spiegel der Kindesentwicklung“. Ort der Tagung ist die Universität Bamberg. Es ist die bisher erste umfassende wissenschaftliche Tagung zu diesem Thema.

Weitere Informationen unter: sekretariat.uhle@uni-leipzig.de; 0049-341 973 52 50.

VERANSTALTUNG

Stark. Selbstbewusst. Aufgeklärt.

Fragen über Sexualität stellen Kinder oft sehr früh. Aber auch jene, die Fragen nicht offen artikulieren, sind auf der Suche nach Antworten. Wenn nicht Sie diese Antworten geben, werden es andere tun. Die eigenen Eltern sind die ersten, die dem Kind Schritt für Schritt das Geheimnis der menschlichen Sexualität erklären. Sie sind der prägendste Faktor im Leben des Kindes. Gespräch und anschließende Diskussion mit Maria und Richard Büchsenmeister am 18. Oktober 2018, um 19.30 Uhr im Weidenau Zentrum für Erwachsenenbildung, Pienzenauerstr. 38, 81679 München-Bogenhausen. info@weidenau.org **Maria und Richard Büchsenmeister haben 12 gemeinsame Kinder und sind die Autoren des Buches des gleichnamigen Titels (www.ehefamilienbuch.at). Sie sind gesuchte Ratgeber in Partnerschafts- und Familienfragen.**

Anzeige

COLONCHE LINE
PADRE BERTRAM

FAIRTRADE

Die Pflege, die hilft.
Aloe Vera tut gut. Ihnen und Ecuador.
Entdecken Sie die sanfte Hautpflege für die ganze Familie: Colonche Line, Pflege mit sozialem Engagement und Aloe Vera aus biologischem Anbau. Ein erfolgreiches Hilfsprojekt von Bischof Bertram Wick in Ecuador.
www.coloncheline.de

Wie hast Du's mit der Religion?

Kirchen wollen Eltern im Glauben stärken: Die neue Filmclipserie „Kleine Menschen – große Fragen“ VON BARBARA STÜHLMAYER

Bildung fängt, wie Politiker immer wieder betonen, schon im Kindergarten an. Das ist falsch, wird aber dennoch allgemein geglaubt und auch auf deren religiösen Aspekt angewendet. Tatsächlich ist die religiöse Bildung, der Umgang mit Fragen wie „Was ist, wenn Oma stirbt?“, „Kann ich Gott sehen?“, „Gib es mehr als einen Gott?“, „Wie ist das mit dem Kreuz?“, „Lieber Gott, hörst Du mich?“ zunächst einmal Sache der Eltern. Wenn die aber, wie dies heute breitflächig der Fall ist, mit diesen Themen überfordert sind, sind die Erzieherinnen und Erzieher im Kindergarten die nächsten Ansprechpartner.

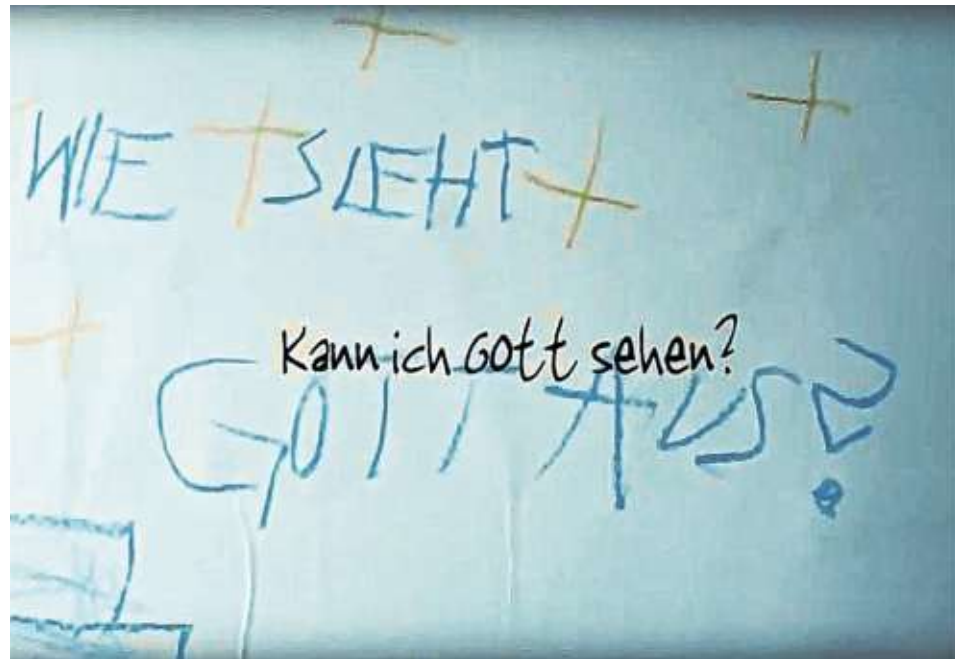
Kinder haben „ein Recht auf religiöse Begleitung“

Nun ist die Sprachlosigkeit im Hinblick auf Glaubensfragen nicht nur bei Eltern, sondern ganz allgemein in der Gesellschaft verbreitet. Deshalb ist die Initiative der Tübinger Religionspädagogen Professor Albert Biesinger und Professor Friedrich Schweitzer zu begrüßen, die gemeinsam mit Erzieherinnen und Experten eine Sende-reihe entwickelt haben, die in fünf Filmclips genau diese Fragen thematisieren.

Die Clips, die im Internet angesehen und heruntergeladen werden können, sind filmisch gut gemacht. Am Beginn stehen eine kurze Vorstellung der Expertenrunde und eine erste Einführung ins Thema, das dann in einem nachfolgenden Teil in einem kleinen Spielfilm präsentiert wird. Er endet in einem Cliffhanger, also mit einer offenen Frage, über die sich die Expertenrunde anschließend austauscht. Das Tempo der

Clips ist insgesamt sehr ruhig, man braucht Geduld, um nicht schnell weiterzuklicken, was eine Rezeption in einer Welt, in der bei Fernsehgottesdiensten ein Wechsel nach spätestens 90 Sekunden Pflicht ist, zur Herausforderung macht. Die einzugehen lohnt sich aber, denn die filmischen Elemente sind sensitiv gedreht und die Teilnehmer der Expertenrunde gut informiert. Jeder Clip ist circa 25 Minuten lang. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der von der Religionsjournalistin Barbara Krenn moderierten Runde, die in der Alten Schmelzerei Metzgingen zusammenkommt, wechseln, die Spielfilmteile arbeiten jedoch mit einer Gruppe von Kindern, von denen mehrere zu Wort kommen, sodass ein realistisches Setting einer Kita-gruppe entsteht, in der die großen Fragen der kleinen Menschen ganz automatisch thematisiert werden.

In jedem Kindergarten erleben schon die Kleinen, dass ein Mitglied der eigenen oder der Familie eines Freundes stirbt. Ob die Kinder dann mit zur Beerdigung dürfen, wie der kleine Tim es gerne möchte, als seine Oma gestorben ist oder ob die Eltern ihnen diese Erfahrung ersparen oder sollte man besser formulieren, versagen, ist dann vielfach die große Frage. Im Film entscheidet sich die Mutter schließlich, ermutigt von der lebenserfahrenen Kindergärtnerin, ihre eigenen Ängste zu überwinden und Tim mitzunehmen. Ein gutes Beispiel für eine gelungene Begleitung, denn die Kindergärtnerin, die der Mutter zunächst Trost und dann Rat spendet, wendet die sokratische Methode an, erzählt von ihrer eigenen Erfahrung mit dem Sterben ihres Vaters, fragt die Mutter danach, was ihr selbst bei der Beerdigung ihrer Mutter wichtig ist und



„Kann ich Gott sehen“ – Eine der Fragen, die in den Videoclips „Kleine Menschen – große Fragen“ gestellt werden. Foto: „Kleine Menschen – große Fragen“

gibt ihr so Raum dafür zu erkennen, dass Tims Wunsch, dabei zu sein, im Grunde derselbe ist wie ihr eigenes Bedürfnis nach einem würdigen Abschied. Dass diese Entscheidung keine Patentlösung ist, die für alle gelten muss, wird in der Expertengruppe dargelegt.

Interessant ist die im zweiten Clip getroffene Feststellung, dass die Frage nach Gott bei Kindern ganz automatisch aufkommt. Albert Biesinger erzählt hier lebendig und sehr sympathisch davon, wie er mit seinem Enkel darüber gesprochen hat, ob man Gott sehen kann und über die gemeinsame Gotteserfahrung zu dem Ergebnis kam, dass

dies mit den physischen Augen zwar unmöglich ist, er im Herzen der Menschen jedoch klar wahrnehmbar ist. Damit erreicht der kleine Film ein durchaus ansehnliches Niveau, dass man sich in jeder Kita nur wünschen kann.

Was die Clipserie allerdings nicht bietet, ist ein klares katholisches Profil. Dies wird beispielsweise im Film deutlich, der sich mit der Frage, ob es mehr als einen Gott gibt, beschäftigt. Verkündigung oder Mission sind aber auch nicht intendiert. Den Filmemachern geht es gemäß ihrer Leitlinie „Gemeinsamkeiten stärken – Unterschieden gerecht werden“ „eher darum, die gro-

ßen Fragen der kleinen Menschen überhaupt wahr- und ernstzunehmen und in einer multikulturellen Gruppe ein Gesprächsklima entstehen zu lassen, in dem verschiedene Antworten gleichermaßen in den Raum gestellt werden können. „Es geht um die Profilierung des jeweiligen religiösen Weges auf gleicher Augenhöhe. Der christliche Rückzug ist ebenso wenig angebracht wie das verschämte Abtauchen von Muslimen“, sagt Biesinger, und sein Professorenskollege Schweitzer fügt hinzu, dass Kinder „ein Recht auf Religion und religiöse Begleitung“ hätten und es daher ein klares Bedürfnis nach interreligiösen Ansätzen im Elementarbereich gäbe. Tatsächlich sind die Kindergärten oft die Orte, an denen Kinder erstmals bewusst wahrnehmen, dass es Menschen verschiedener Religionen gibt.

Dass und wie andere Kinder und ihre Eltern beispielsweise religiöse Feste feiern, welchen Regeln sie folgen, wie sie beten, sollte deshalb nicht nur Thema eines Austausches der Kinder untereinander sein. Denn wenn man ihnen allein das Feld überlässt, ist der Konflikt vorprogrammiert, weil jedes Kind das, was seine eigenen Eltern ihm vermittelt haben, für wahr hält. Hier ist eine Moderation von Seiten der Erzieher hilfreich und sogar vonnöten, wenn ein gelungenes Miteinander von Menschen verschiedener Religionszugehörigkeit frühzeitig eingeübt werden soll. Die Clipserie, die von der Stiftung „Gottesbeziehung in Familien“, der katholischen und evangelischen Kirche in Württemberg sowie den Kindergärten-Betreibern unterstützt wird, kann hierzu einen wertvollen Beitrag leisten.

www.kleine-menschen-grosse-fragen.de/alle-folgen

Pilger-Studienreise Die Tagespost vom 3. – 14. März 2019

Das Gelobte Land

Biblische Landschaften und Begegnungen in Israel, Palästina und Jordanien

Zahlreiche Ereignisse des Alten Testaments spielen im „Land Kanaan“, das etwa dem heutigen Heiligen Land entspricht. Die Anfänge ihrer Gottes- und Glaubenserfahrungen durchlebten die Israeliten in der Wüste, die Höhle in Machpela ist die letzte Ruhestätte des Stammesvaters Abraham, seiner Frau Sara und seiner Nachfahren Isaak und Jakob. Im Süden Israels und Jordanien begibt man sich auf die Spuren von Mose, der auf dem Berg Nebo in das Gelobte Land blickte.

Das Leben Jesu Christi, wie es die Evangelien beschreiben, spielte sich in einem eher begrenzten geographischen Gebiet ab: Die Geburt in Bethlehem, die Kindheit in Nazareth, Galiläa, wo das öffentliche Wirken Jesu begann, die Taufe im Jordan, Jerusalem als Ort seiner Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt.

Wir haben exklusiv für Sie, liebe Leser, eine Pilgerreise durch biblische Landschaften auf beiden Seiten des Jordans zusammengestellt.

Als Pilger im Gelobten Land lässt sich das Alte und Neue Testament hautnah erfahren: In froher Gemeinschaft jene Orte kennenzulernen, deren Namen aus der Bibel so vertraut sind, an diesen Stätten zu beten und Solidarität zu zeigen mit der kleinen christlichen Herde im Heiligen Land – für viele Gläubige ist eine Pilgerreise nach Israel, Palästina und Jordanien eine tiefe Glaubenserfahrung.

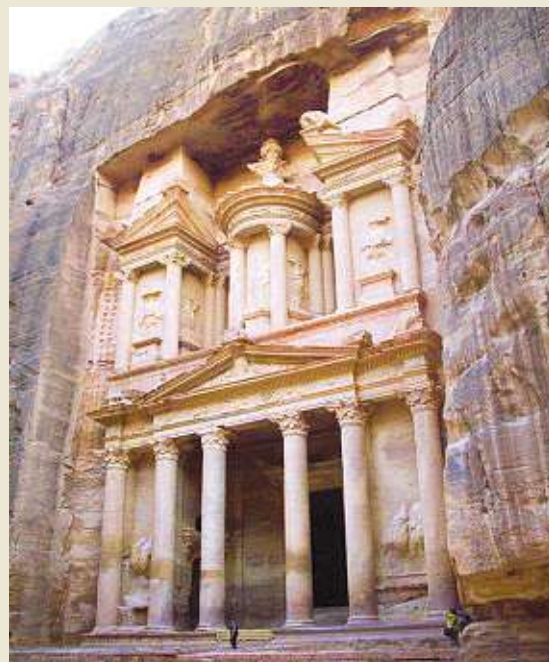
Vorgesehen sind auch Gespräche mit Vertretern des Lateinischen Patriarchats, des Judentums und des Islams sowie Begegnungen, die zeigen sollen, dass Nächstenliebe für uns Christen mehr als nur ein Wort ist.



Tagespost-Herausgeber Prälat Günter Putz übernimmt die geistliche Leitung dieser Pilger-Studienreise und wird täglich mit den Tagespost-Pilgern die Heilige Messe feiern. Lokale Studienreiseleiter werden unsere Gäste in Israel, Palästina und Jordanien führen.

Chefredakteur Oliver Maksan begleitet unsere Leser und steht ihnen für Gespräche über die bereiste Region, doch auch für Fragen zu „ihrer Zeitung“ gerne zur Verfügung.

Bitte fordern Sie das detaillierte Programm unserer Tagespost-Leserreise an!



OBEN: BLICK VON DER DOMINUS-FLEVIT-KAPELLE AUF DEN TEMPELBERG, JERUSALEM, ISRAEL
RECHTS: SCHATZHAUS DES PHARAO, PETRA, JORDANIEN
FOTOS A. STICHTHO

UNSER ANGEBOT

- ▶ Flugreise mit Linienflügen der Lufthansa: Frankfurt/M. – Tel Aviv und Tel Aviv – Frankfurt/M.
- ▶ 11 Übernachtungen im Doppel- bzw. Einzelzimmer in Unterkünften der gehobenen Kategorie (4*) und in einem komfortablen Pilgerhaus
- ▶ 11 x Halbpension: Frühstücksbuffet und Abendessen

Preis pro Person im Doppelzimmer: EUR 2.995,-
EZ-Zuschlag (DZ zur Alleinnutzung): EUR 650,-
Mindestteilnehmerzahl: 25 Personen
Anmeldeschluss: 1. November 2018
Reiseveranstalter: Tour mit Schanz Reisebüro GmbH

STATIONEN UNSERER REISE (AUSWAHL)

Berg Karmel – Nazareth – See Genesaret – Safed – Berg der Seligpreisungen – Tabgha – Berg Tabor – Taufstelle Bethanien – Amman – Madaba – Berg Nebo – Petra – Hebron – Jerusalem – Bethlehem – Emmaus Nikopolis

INFO-COUPON

Bitte senden Sie mir ausführliche Informationen zur Leserreise Die Tagespost 2019 nach Israel, Palästina und Jordanien zu.

Name, Vorname
Straße
PLZ, Ort
Telefon
E-Mail

Coupon bitte ausschneiden und senden an: Telefax 0931 30863-33. Oder per Post an: J. W. Naumann Verlag GmbH, Leserservice, Dominikanerplatz 8, 97070 Würzburg. Gerne beantworten wir auch Ihre E-Mail-Anfrage: Stichtoth@die-tagespost.de

Die Tagespost

WER AUF DEN HERRN VERTRAUT, STEHT FEST WIE DER ZIONSBERG, DER NIEMALS WANKT, DER EWIG BLEIBT. JERUSALEM – BERGE SIND RINGS UM SIE HER: SO IST DER HERR RINGS UM SEIN VOLK, VON NUN AN BIS IN EWIGKEIT.
PSALM 125,1+2

Auch die Kirche ist gestiftet

Wie gemeinnützige Stiftungen das zivile Leben bereichern und dem Stiftungszweck nachhaltig dienen **VON CHRISTOPH KONOPKA**

Wer die Statistik des Bundesverbandes der Stiftungen betrachtet erkennt, dass der Stiftungsboom in Deutschland ungebrochen ist. Die Zahlen sind beachtlich und sprechen für die weiter wachsende Stiftungskultur. Bundesweit gibt es rund 22.000 rechtsfähige Stiftungen, und 2017 sind allein 549 neue hinzugekommen. Anders als ein Verein hat eine Stiftung dabei keine Mitglieder. Sie gehört sich quasi selbst, auch nicht mehr den Stiftenden, die ihrer Stiftungsidee vielleicht viel Herzblut mit auf den Weg gegeben haben. Auch ohne Mitglieder tragen viele Menschen zum Erfolg einer Stiftung bei. Das sind neben dem jungen oder dem schon lange verstorbenen Stifter der Stiftungsmanager und seine Mitarbeiter, die Mitglieder des Kuratoriums, die Spender und nicht zuletzt diejenigen jungen und alten, kranken, behinderten oder geflohenen Menschen, die von einer Stiftung unterstützt werden. Der Tag der Stiftungen am 1. Oktober ist daher für viele ein gutes Datum.

Alternative Stiftungsformen

Es gibt alternative Stiftungsformen: Tatsächlich verfolgen 95 Prozent aller Stiftungen in Deutschland ausschließlich gemeinnützige Zwecke. Was gemeinnützig sein kann, bestimmt das Steuerrecht in der Abgabenordnung, die Raum für einen gesellschaftlichen Wandel lässt.

Bildung und Wissenschaft sind beispielsweise populär geblieben. Aber anders als früher steht heute etwa der Umwelt- und Tierschutz nun in vielen Satzungen. Und manch einer macht heute vielleicht sein Testament zugunsten einer Stiftung für Flüchtlingshilfe.

Es gibt viele Formen, die den Namen Stiftung tragen. Beim Stiftungsfonds, der vielleicht den Namen eines Stifterehepaars verewigt, wird ein Betrag einer bestehenden Stiftung anvertraut. Dagegen hat die Treuhandstiftung schon eine eigene Satzung, ist steuerrechtlich gesehen selbstständig und wird durch den Treuhänder vertreten.

Die rechtlich selbstständige Stiftung ist nicht nur steuerlich, sondern auch rechtlich eine eigene juristische Person, die für sich selbst handelt. Und nicht zuletzt kann es Vereine, GmbHs oder sogar Aktiengesell-

schaften geben, die das Wort Stiftung in ihrem Namen führen.

Befinden sich Stiftungen in einer Krise? Die Frage bei einer Stiftungsgründung ist: Wie viele Erträge sind aus dem Stiftungskapital zu erwarten, die wieviel an eigener Organisation rechtfertigen? Wie soll der gute Zweck erreicht werden, als Förderstiftung oder in eigener Regie? Wenn das Kapital ausnahmsweise ausgegeben werden darf, könnte es eine Verbrauchsstiftung werden? Soll neben dem Finanzamt als zweite Behörde auch die Stiftungsaufsicht die Stiftung kontrollieren und für die Zukunft absichern? Und wie stark will sich der Stifter in ein Aufsichtsgremium oder die aktive Stiftungsarbeit einbringen? Dies alles will klug bedacht sein, bevor die Stiftenden sich von ihrem Vermögen trennen und ihre Stiftung nach der staatlichen Anerkennung nicht einfach wieder auflösen können. Aktuell haben Stiftungen in Deutschland rund

68 Milliarden Euro als Kapital gesammelt. Dies ist beachtlich, denn eine gemeinnützige Stiftung ist ein Vermögen, das dem gemeinnützigen Zweck dauerhaft geschenkt worden ist. Das Kapital wird nicht angetastet, es soll ja ewig erhalten bleiben. Nur die Zinserträge und darüber hinaus eingeworbene Spenden werden für die Stiftungsarbeit eingesetzt.

Dies stellt zunehmend ein Problem dar. Rund ein Drittel der Stiftungen erwartet nach einer Umfrage des Bundesverbandes in Berlin wegen der Nullzinspolitik keine ausreichenden Erträge, um nach Ausgleich der Inflation und eigener Kosten das Stiftungskapital zu erhalten. Bei kleinen Stiftungen, die in der Statistik mit einem Kapital bis 1 Million Euro geführt werden, soll das Problem größer als bei alten und großen Stiftungen sein. Stiftungen suchen deshalb nach Auswegen, setzen auf Substanzwerte wie Mietobjekte und Aktien, Immobilien-

fonds oder alternative Investments. Hier ist die Kunst einer klugen und langfristig ertragreichen Vermögensverwaltung gefragt, wenn man den Stiftungszweck nachhaltig verwirklichen möchte.

Wachsendes Feld der Stiftungs Kooperationen

Was gemeinnützigen Stiftungen anders als üblichen Geldanlegern möglich ist, beschreibt das wachsende Feld der Stiftungs Kooperationen. Es gibt mittlerweile einen Markt für Netzwerker, die gemeinsam mit anderen Stiftungen und Förderern ihren guten Zweck voranbringen, indem sie gemeinsame Projekte finanzieren.

Oder ein Stiftungsmanager entdeckt das Fundraising, das heißt er sammelt kleine und große Spenden, Vermächtnisse und Erbschaften, um die fehlenden Kapitalerträge auszugleichen. Eine gemeinnützige

Stiftung ist dabei im Vorteil, weil Zustiftungen in den Vermögensstock bis eine Million Euro steuerlich privilegiert sind, auch wenn der Spender die Grenze seiner abzugsfähigen Spenden schon überschritten hat.

Doch jenseits von Geldanlage und Statistik bleibt, dass gemeinnützige Stiftungen unsere zivile Gesellschaft bereichern, indem sie über lange Zeit wichtige Impulse setzen, die der Einzelne und der Staat nicht leisten können. Für jemanden, der sich der Kirche verbunden sieht, ist das leicht zu verstehen. Auch die Kirche ist gestiftet.

Zu wünschen ist, dass viele den Mut haben, als Stifterinnen und Stifter in die Zukunft der Kirche zu investieren, zum Beispiel in missionarische Jugendarbeit, den Lebensschutz, in die Priesterausbildung. Nicht zuletzt der katholische Journalismus ist ein lohnendes Ziel für eine (Zu)Stiftung. **Der Autor ist Rechtsanwalt und Stiftungsmanager.**



Die deutsche Stiftungskultur boomt. Der Erlös des siebenhundert Jahre alten Klappaltars, der sich im Privatbesitz des verstorbenen Joachim Meisner befand, floss mit 400.000 Euro in die Kardinal-Meisner-Stiftung, welche die Seelsorge im Erzbistum Köln und die Kirche in Mittel-, Süd- und Osteuropa unterstützt. Foto: dpa

Anzeige

Ruth Pfau
STIFTUNG

„Stiften gehen“
ist keine
Lösung.

Stiften schon.

Unterstützen Sie die Lepra- und Tuberkulosearbeit in Pakistan
Ruth-Pfau-Stiftung
Geschäftssitz: DAHW Deutsche Lepra- und Tuberkulosehilfe e.V.
Raiffeisenstraße 3 • D-97080 Würzburg
Wenn Sie uns unterstützen wollen:
Telefon: 09 31 79 48 - 135 • Telefax: 09 31 79 48 - 160
www.Ruth-Pfau-Stiftung.de E-Mail: Ruth-Pfau-Stiftung@dahw.de

Foto: Bernd Hartung

Der Dienstleister

Der Bundesverband Deutscher Stiftungen ist 70 geworden **VON SEBASTIAN SASSE**

In diesen Tagen ist es ziemlich genau 70 Jahre her, dass sich der Bundesverband Deutscher Stiftungen zum ersten Mal zu einer Tagung getroffen hat. Damals, am 20. September 1948 in Würzburg, gab es gerade einmal 29 Teilnehmer. Heute haben sich die Größenverhältnisse deutlich geändert. Der Bundesverband Deutscher Stiftungen vertritt mittlerweile die Interessen der mehr als 22.000 Stiftungen in Deutschland. Mit über 4.300 Mitgliedern ist er der größte und älteste Stiftungsverband in Europa. Der Verband versteht sich als das führende Kompetenzzentrum für Stiftungen und als einflussreiches Sprachrohr gegenüber Politik und Öffentlichkeit.

Hilfe bei juristischen Fragen

Diese Entwicklung spiegelt wider, wie sehr in den letzten sieben Jahrzehnten die Bedeutung privater Stiftungen zugenommen hat. Der Bundesverband, so beschreibt er es in seinem Leitbild, versteht sich dabei als Dienstleister für seine Mitglieder. Wie sieht die Beratung der einzelnen Stiftungen aus? Es existieren mehrere Arbeitskreise,

die die verschiedenen Stiftungsprofile berücksichtigen. Hinzu kommen regelmäßige Fachpublikationen, die über das Stiftungswesen und neue juristische Entwicklungen regelmäßig informieren.

Schließlich werden auch regelmäßig Tagungen durchgeführt – ein wichtiger Treff-

punkt für die Stiftungsszene. Und schließlich finden in der Geschäftsstelle in Bonn auch potenzielle Stifter Unterstützung.

Sie werden beraten über die ersten Schritte hin zur Stiftung und natürlich lässt man sie auch danach nicht allein. Die Experten stehen weiter zur Verfügung.



Stiftungen prägen das öffentliche Leben – manchmal ist das sogar auch im Stadtbild zu erkennen. Foto: dpa

Wertvolle Infos im Netz

Die flstlife Stiftung fördert jugendlichen Online-Journalismus – Ein Interview mit Chefredakteur Lars Schäfers **VON SEBASTIAN SASSE**

Herr Schäfers, welche Gründungsidee steht hinter der flstlife Stiftung?

Alles begann, als sich ein Kreis katholischer Eltern überlegt hatte, wie sie ihren Kindern dort eine Plattform bieten können, wo sie heutzutage zuhause sind: im World Wide Web. Dabei war ihnen klar, dass ein solches Projekt von den jungen Menschen selbst gestaltet sein muss, damit es angenommen wird. Sie entschlossen sich dazu, die flstlife Stiftung zu gründen. Der eingetragene Verein mit Sitz in Bonn hat einen Kapitalstock und darf deshalb Stiftung heißen. Er ist der Träger des Online-Magazins flstlife. Der ehrenamtliche Vorstand der als gemeinnützig anerkannten Stiftung finanziert das Medienprojekt auf Basis von Spenden und Mitgliedsbeiträgen. Für die redaktionelle Gestaltung hingegen sind die jungen angestellten Chefredakteure zuständig.

Welchen Ansatz verfolgt flstlife und welchen Wertevorstellungen will die Stiftung durch ihre Arbeit bei jungen Menschen fördern?

flstlife bietet für seine Zielgruppe der 15- bis 29-Jährigen im Netz eine Alternative zu den etablierten Jugendmagazinen: Orientiert an christlich-ethischen Werten wie Menschenwürde und Solidarität bieten wir eine breite Meinungsvielfalt, bei der die katholische Lebensschützerin genauso Raum für ihre Überzeugung findet wie der linksalternative Veganer.

flstlife ist auch eine Lehrredaktion. Journalistisch Interessierte lernen hier ihr Handwerk kennen. Indem sie eigene Meinungsbeiträge veröffentlichen, üben sie sich darin, Überzeugungen zu vertreten. Voraussetzung ist ein fairer Argumentationsstil. Wir verzichten auf Kampagnen und persönliche Diffamierung und sehen uns der Wahrhaftigkeit und Sorgfalt verpflichtet. Zugleich lernen die jungen Autoren mit Kritik im Netz souverän umzugehen. Jeder Autor hat die Freiheit, auf dieser Grundlage seine Überzeugungen zu formulieren und zu den eigenen Themen zu veröffentlichen. Wer bei flstlife mitmacht, liefert nicht nur Content ab. Die Chefredakteure nehmen sich Zeit, individuelle Feedbacks zu geben, durch die die Autoren journalistisch wachsen können. So streben alle gemeinsam nach bestmöglicher Qualität.

Spiegelt sich die Arbeit der Stiftung nur in dem Online-Magazin wider?

Das Angebot einer wertorientierten Alternative im Netz ist nicht alles, was flstlife ausmacht. Es war von Anfang an Ziel, auch im „real life“ Vernetzung und Begegnung zu schaffen. Daraus sind viele Freundschaften erwachsen. Zudem gibt es kostenfreie Weiterbildung

angebote: Mit „Excellence and Leadership“ hat flstlife ein Format geschaffen, bei dem die jungen Menschen mit Experten aus Medien und Gesellschaft sprechen können. Hier waren schon ein Sicherheitsberater der US-Regierung, Intendanten des Öffentlich-rechtlichen Rundfunks und andere Persönlichkeiten, wie etwa Wolfgang Bosbach oder der Kreativberater von Nobelpreisträger Mohamad Yunus als Referenten dabei. Wie das Engagement von flstlife auch aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen proaktiv aufnimmt, bezeugt das Projekt „Amal“, arabisch für „Hoffnung“. Eine syrischen Journalistin koordiniert dieses Integrationsprojekt für uns. Es bietet Geflüchteten eine Fundgrube an mehrsprachigen Beiträgen,

HINTERGRUND

flstlife ist ein Jugend-Online-Magazin. Jugendliche schreiben und diskutieren darüber, was sie bewegt und ihr soziales Engagement weiterbringt. Menschenwürde und Solidarität sind dabei Basis und Rahmen für diesen journalistischen Nachwuchs und ihre wertorientierte Berichterstattung. Nachzulesen sind die Beiträge unter www.flstlife.de. Junge Autoren, die sich ausprobieren und mitmachen möchten, können unter redaktion@flstlife.de Kontakt aufnehmen. flstlife ist ein Projekt der gemeinnützigen flstlife Stiftung e.V.



Die beiden Chefredakteure des Online-Magazins, das durch die flstlife Stiftung gefördert wird: Lars Schäfers (l.) und Timo Gadde. Foto: flstlife



Die Redakteure des Online-Magazins, das durch die Stiftung gefördert wird, treffen sich regelmäßig. Dabei geht es darum, grundsätzliche Werte zu vermitteln und Begegnungen zwischen Gleichgesinnten zu ermöglichen. Foto: flstlife

die ihnen Orientierung für ein Leben in Deutschland bieten.

Wie schätzen Sie die Wirkung Ihrer Arbeit ein?

Die inzwischen knapp 35000 Seitenbesucher pro Monat sprechen für den Erfolg der flstlife Stiftung. Hilfreich sind uns Feedbacks wie diese: „Als mir flstlife dann endlich während einer der unendlichen Sitzungen auf Facebook angeboten wurde, schien das meine Antwort zu sein. Sofort

klückte ich mich auf dieser Website rum, las Artikel nach Artikel und das Lächeln auf meinem Gesicht wurde immer größer. Ich bin wahrlich begeistert von diesem Konzept, man merkt sofort, dass jedes Wort von jungen Menschen geschrieben ist, meiner Generation, Denkern, die im gleichen Umfeld wie ich aufgewachsen sind und meine Sicht der Dinge verstehen und selber vertreten. Es macht so viel Spaß, die Artikel zu lesen, jedes Thema ist interessant gestaltet, mit Witz und doch informativ.“

ANZEIGE

SONDERVERÖFFENTLICHUNG STIFTEN & SPENDEN

Sinn stiften im Leben. Trost stiften in der Trauer.

Das Kinder- und Jugendhospiz Balthasar ist Deutschlands erstes Hospiz für unheilbar kranke Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mit verkürzter Lebenserwartung. 2018 feiert es sein 20jähriges Bestehen. Anders als in Erwachsenen hospizen wird hier immer die ganze Familie begleitet. Die gleichnamige Stiftung wurde gegründet, um das Hospiz zu unterstützen und die tägliche Arbeit zu ermöglichen. Im Kinder- und Jugendhospiz Balthasar riecht es eher nach frisch gebackenem Kuchen als nach steriler Krankenhausluft. Es ist wohnlich und gemütlich, die Atmosphäre familiär und vertraut. »Balthasar« ist ein Ort zum Wohlfühlen und Kraft tanken. Für einige Wochen im Jahr ist es ein zweites Zuhause für betroffene Familien. »Leben bis zuletzt und die verbleibenden Fähigkeiten fördern« heißt die Devise. Die kurze Lebenszeit der Kinder und Jugendlichen soll so positiv wie möglich gestaltet werden. Aber auch Sterben und Trauern haben ihren Platz. Viele Gespräche und der Austausch der betroffenen Eltern untereinander helfen, die Trauer zu bewältigen. Nach dem Versterben des Kindes ist das Hospiz für die Familien da – für jeden so lange, wie er es braucht.

Kinder- und Jugendhospizstiftung Balthasar

Die Kinder- und Jugendhospizstiftung Balthasar sichert die Begleitung unheilbar kranker Kinder und Jugendlicher, da das Hospiz zu über 50% auf Zuwendungen angewiesen ist.

Helfen Sie mit!

Kontakt

Kinder- und Jugendhospizstiftung · Maria-Theresia-Str. 42a · 57462 Olpe
Ansprechpartnerinnen: Nicole Binnewitt · Lisa-Marie Vetter
Tel.: (0 27 61) 92 65-807 / -808 · Fax: (0 27 61) 92 65-55
kontakt@balthasarstiftung.de · www.balthasarstiftung.de

EIN BEITRAG VON BALTHASAR KINDER- UND JUGENDHOSPIZ

Das Kinder- und Jugendhospiz Balthasar in Olpe/Biggeseer feiert 2018 sein 20-jähriges Bestehen. Am 18. September 1998 öffnete es als erstes Hospiz dieser Art in ganz Deutschland. Seitdem fanden mehr als 800 Familien dort ein zweites Zuhause auf Zeit. Familien, bei deren Kind eine unheilbare und lebensverkürzende Erkrankung festgestellt wurde, durch die sie im Laufe ihres viel zu kurzen Lebens sämtliche Fähigkeiten wieder verlieren werden. Kann das Kind plötzlich nicht mehr laufen, nicht mehr sehen, hören oder sprechen, so ist das ein großer Verlust, der mit Abschied und Trauer verbunden ist. Daher ist das Kinder- und Jugendhospiz Balthasar bereits ab der Diagnose für die Familien da. Für einige Wochen im Jahr können Sie in die Olper Einrichtung kommen. Erfahrene und spezialisierte Pflegekräfte übernehmen die pflegerisch-medizinische Versorgung der erkrankten Kinder und Jugendlichen, Trauer- und Familienbegleiter stehen der Familie bei ihrer Trauerarbeit und in psychosozialen Fragen zur Seite.

Diese Arbeit war und ist nur durch Spenden möglich! Jährlich müssen fast 1 Millionen Euro durch Spenden aufgebracht werden. Dass sich das Kinder- und Jugendhospiz Balthasar seit nunmehr 20 Jahren um schwerstkranken Jungen und Mädchen, ihre Eltern und Geschwister kümmern kann, ist somit ein großes Kompliment an alle, die Arbeit mit einer Spende unterstützt haben. »Dafür können wir gar nicht genug ‚Danke‘ sagen«, findet Hospizleiter Rüdiger Barth, »Danke für die Hilfe in den vergangenen 20 Jahren. Wir freuen uns, wenn die Menschen auch weiterhin an unserer Seite sind.«

Wenn auch Sie helfen möchten:

Kinder- und Jugendhospizstiftung Balthasar
Pax-Bank Köln • BIC GENODED1PAX
IBAN DE 23 3706 0193 0000 0190 11

Mehr auf www.kinderhospiz.de



Die Kinder- und Jugendhospizstiftung Balthasar ist mit dem DZI Spendensiegel ausgezeichnet!

Zulassungsfrei, steuerfrei, TÜV-frei! Nur Mofa-Schild!

Diesel- oder Benzin-Motor; FS-KL 1, 4, 5, A, M, T vor 1989 oder S, AM ab 16 J.; auch KFZ ohne Führerschein nach FeV§§ 4 u. 76

GAMMA-FAHRZEUGE K02, Elmespöten 10, 59602 Rürthen, Tel. 02952/3304, www.gamma-fahrzeuge.de

55

„Beim Abschied haben wir alle miteinander geweint“

Rotary-Austauschschülerinnen aus Deutschland und den USA erleben im Süden Perus, wie missbrauchten Mädchen ein neues Zuhause geschaffen wird **VON ROCCO THIEDE**

Sie wiegt 55 Tonnen und ist vier Meter hoch: Die neue größte schwingende Glocke der Welt ist in dieser Woche im südpolnischen Krakau, wo der spätere Papst Johannes Paul II. in den 1960er und 1970er Jahren als Kardinal wirkte, enthüllt worden. Eine Krakauer Gießerei stellte die Glocke für das katholische Heiligtum im brasilianischen Trindade her, wie polnische Medien berichteten. Getauft wurde die Glocke auf den Namen „Vox Patris“ („Stimme des Vaters“). Als bisher weltgrößte schwingend läutbare Glocke galt eine Glocke im japanischen Gotemba. Ihr Durchmesser beträgt 3,8 Meter. „Vox Patris“ misst hingegen den Angaben zufolge 4,5 Meter.

Wir sind hier Teil der Familie und keine Touristen“, betont Lia „und machen Erfahrungen, die uns kein mehrmonatiger Urlaub bieten kann.“ Lia (16) aus Berlin und Courtney (17) aus Michigan/USA besuchen seit fast einem Jahr in Chinchá, etwa 200 Kilometer südlich von Lima, eine katholische Schule und wohnen in der Familie der Biochemikerin Monica Elvira Aviles Calderon. Die beiden Jugendlichen kamen über das „Youth Exchange Programm“ von Rotary International nach Peru. Wer beide Jugendliche über ihre Erfahrungen und intensiven Erlebnisse befragt, erfährt von einem „Camp für Mädchen ohne Eltern vor den Toren der Stadt“, wo Rotary gerade einen Erweiterungsbau – auch dank großzügiger Spenden aus Europa – umsetzt. Damit werden die Lebensbedingungen für die Mädchen im Alter von drei bis 18 Jahren verbessert. Sie haben zukünftig etwas mehr Platz und einen größeren Sanitärbereich im Neubau, der gerade Richtfest feierte. „Die Anlage wurde ursprünglich für 50 Mädchen gebaut“, sagt ihr Gastmutter Monica „aber jetzt leben hier 75 Kinder und Jugendliche. Dafür sind die Kapazitäten nicht ausreichend und so mussten wir im Interesse der uns anvertrauten Mädchen dringend handeln.“

Auch vonseiten der Kirche gibt es Hilfe

Einige der Kinder sind Waisen. Andere haben zwar noch eine Mutter oder einen Vater, aber sie kommen aus stark zerrütteten Familien, wurden Opfer von innerfamiliärer Gewalt, sexuellem Missbrauch bis hin zu Vergewaltigungen durch Brüder, Cousins, Väter, Nachbarn ... „Wir haben in Peru leider noch immer viele soziale Probleme und Armut“, berichtet Calderon. Gegründet wurde das Waisenhaus im Jahr 2000 vom lokalen Rotary Club der Provinz ICA. Finanziert und unterhalten wird es durch den staatlichen Verein INABIF und „mit Hilfe der christlichen Kirchen sowie der Kommune bietet die Anlage den stark traumatisierten Mädchen wieder ein sicheres Zuhause“, erklärt Monica. „Sie erhalten hier Unterkunft, Kleidung, regelmäßige Mahl-



Rotary plus Maria: Lia, Courtney und Monica Elvira Aviles Calderon. Foto: RT

zeiten und haben einen geregelten Tagesablauf“. Zur Schule werden sie von Montag bis Samstag mit einem Bus gebracht. Jeden Sonntag gehen sie zusammen in die Heilige Messe und für kleine Andachten gibt es auf einem kleinen Platz eine Marienstatue. Hinter der hohen Betonmauern mit Wachturm gelangen Besucher erst nach Anmeldung durch ein großes, grünes Metalltor. Zusätzlich beschützen uniformierte Securityleuten das Areal.

„Durch die traumatischen Erfahrungen der Kinder haben viele psychische Probleme und sie sagen offen: wir hassen alle Menschen, insbesondere Männer“ berichtet Grecia. Die 19-jährige Studentin ist Monikas älteste Tochter und wie ihre Mutter engagiert sie sich ehrenamtlich für die „gefallenen Mädchen“. „Wir wollen nicht mehr leben“, hört sie immer wieder von neu aufgenommenen, kleinen Kindern. „Oft war für diese Kinder die Strafe ihr Zuhause. Sie gingen nicht zur Schule und mussten für die Familie arbeiten“, berichtet Grecia. Nach der Regelschulzeit werden die Mädchen auch auf eine berufliche Praxis vorbereitet. Bis zur Volljährigkeit von 18 Jahren müssen

sie selbstständig werden. Denn ein längerer Aufenthalt im Heim ist für sie nicht möglich. „Einige lernen das Bäckereihandwerk oder Köchin, andere Friseurin oder technische Fertigkeiten wie das Reparieren von Handys oder Laptops – damit sie als junge Erwachsene wirtschaftlich auf eigenen Beinen stehen sowie ihr eigenes Geld verdienen können.“

Grecia spricht sehr gut Deutsch. Vor zwei Jahren lebte sie Dank des Rotary-Austauschprogramms für Schüler in Basel und Zürich. Dort hielt sie einen Vortrag über das Projekt in ihrer Heimat und spontan entschlossen sich viele Rotarier, das Camp zu unterstützen und sammelten 5.500 US Dollar. Später kamen noch einmal für den aktuellen Erweiterungsbau 10.000 Schweizer Franken dazu. „Insgesamt müssten wir vier neue Häuser bauen, denn der Bedarf ist leider immer noch groß“, hält Monica fest. Wer einen Blick in die kahlen Zimmer wirft, kann erahnen, was sie meint: sechs metallene Doppelstockbetten, auf denen rosa Plüschtiere, Teddys oder einige Puppen liegen, füllen einen etwa zehn Quadratmeter großen Raum aus. Die wenigen Habselig-

keiten der Kinder befinden sich in grauen Metallspinden oder in Koffern, die darauf lagern. Monica Calderon hofft, dass durch die Berichte ihrer Familienmitglieder auf Zeit, also der Austausch-Schülerinnen aus USA und Europa, weitere Spenden generiert werden können. Sie ist sich sicher: „Wenn die Jugendlichen von diesem Projekt und ihren Erfahrungen in ihren Ländern erzählen, dann wird es bestimmt weitere Unterstützer für unsere ehrenamtliche Arbeit geben.“ Auch wenn die Rotary-Clubs in Chinchá, Ica oder Nasca eifrig weiter Gelder vor Ort sammeln: „Allein werden wir es finanziell nicht stemmen“, weiß Monica. „Unsere aktive Hilfe vor Ort besteht darin, die Mädchen zu besuchen, mit ihnen zu reden, zu spielen, einfach nur für sie da zu sein. Beim Abschied haben wir alle miteinander geweint. Aber hier konnte ich spüren, was es konkret und praktisch mit dem Wort Nächstenliebe auf sich hat“, berichtet Lia und Courtney ergänzt, „diese Arbeit ist so wichtig für die Mädchen mit ihrem schweren Schicksal, damit sie neue Chancen und Möglichkeiten für ein besseres Leben erhalten. Das hat mein Bewusstsein verändert und ich werde diese Erlebnisse mit nach Hause nehmen.“

HINTERGRUND

Der Rotary-Jugendaustausch bietet Jugendlichen zwischen 16 und 18 Jahren die Möglichkeit, für ein Schuljahr in einem Gastland zu leben. Neben den Jahresaustauschen werden auch Kurzzeitaustausche für jüngere oder ältere Jugendlichen angeboten. Solche Aufenthalte sind in rund 30 Ländern möglich. In der Freizeit helfen die Schüler freiwillig bei den Sozialprojekten der Rotary Clubs mit, wie bei Kindertagen oder End Polio-Now. Sie sammeln für die Sozialprojekte Geld oder stellen, wie in Peru, sogar ihre eigenen Projekte auf die Beine. Der Jahresaustausch beruht auf Gegenseitigkeit, für jeden Austauschschüler der ins Ausland geht, wird einer in Deutschland aufgenommen.

GLOSSE

Franziskus, der Teufel?

VON STEFAN MEETSCHEN

Im Theater reißen sich die Schauspieler um sie: Franz Moor, Richard III. und Mephisto, der laut Textbuch „stets das Böse will und stets das Gute schafft“. In der Rolle des Bösewichts kann man leicht brillieren. Das Publikum liebt gerissene Pläne, falsche Gunstbezeugungen und geheuchelte Freundlichkeit. Es ist ja nur ein Spiel. Und derjenige, der ein abgründiges Spiel betreibt, erfährt am Ende auf den Brettern, die die Welt bedeuten, die gerechte Strafe. In der Kirche sind Bösewichte weniger beliebt. Das Streben nach Heiligkeit wird – daran lassen die Heilige Schrift, der Katechismus und die Heiligenverehrung keinen Zweifel – teuflischen Paraderollen vorgezogen. Der jetzige Bischof von Rom ist da eigentlich keine Ausnahme: Häufig warnt er seine Schäfchen vor dem Satan. So oft, wie vermutlich kein anderer Papst der Neuzeit. Umso erstaunter kann man deshalb sein, wenn man bei „Associated Press“ liest, dass Franziskus sich bei einer Buchübergabe auf dem Weg nach Litauen als „Teufel“ bezeichnet hat. In klarer Abgrenzung zu seinem Vorgänger, dem Heiligen Papst Johannes Paul II. Schimmert da Frust oder Galgenhumor durch, weil die päpstliche Popularitätskurve zurzeit eher nach unten weist? Oder gar – Gott behüte es – Selbsterkenntnis? Das Schöne an der Kirche ist ja, dass man nicht weiß, wie die jeweilige Aufführung ausgehen wird, mag der Gesamtspielverlauf auch klar sein.

Sexismus in Gedenkstätte

BERLIN (DPA/DT) In der Affäre um sexuelle Belästigungen von Frauen in der Stasiopfer-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen verliert Direktor Hubertus Knabe seinen Posten. Knabe werde ordentlich gekündigt, zugleich werde er vorläufig von der Arbeit freigestellt, teilte die Berliner Senatskulturverwaltung mit. „Der Stiftungsrat hat kein Vertrauen, dass Herr Dr. Knabe den dringend notwendigen Kulturwandel in der Stiftung einleiten wird, geschweige denn einen solchen glaubhaft vertreten kann“, hieß es zur Begründung in einer Pressemitteilung des Rates. Er hatte den Beschluss einstimmig gefasst. Knabe ist seit 2001 Direktor der Gedenkstätte und gilt als profiliertester Gegner von Stasi-Seilschaften. Knabes Stellvertreter soll ebenfalls gehen. Dem Vize-Direktor werde „schnellstmöglich und zum nächstzulässigen Termin ordentlich gekündigt“. Er war bereits am Montag von Knabe wegen der Vorwürfe mit sofortiger Wirkung beurlaubt worden. In einem kürzlich bekannt gewordenen Brief an Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) und Berlins Kultursenator Klaus Lederer hatten mehrere frühere Mitarbeiterinnen, Volontärinnen und Praktikantinnen „der Führungsetage“ sexistisches Verhalten vorgeworfen.

Türkei: Versunkene Kirche entdeckt

Wird das Gotteshaus nun ein Unterwassermuseum?

ISTANBUL (CNA Deutsch/DT) Archäologen haben in der Türkei die Reste einer Basilika aus dem vierten Jahrhundert nach Christus unter der Oberfläche eines Sees entdeckt. Ein Erdbeben soll das Gotteshaus im Jahr 740 zerstört haben: Die Entdeckung wurde über das Internetportal „Live Science“ veröffentlicht. Die Forschungsarbeiten werden vom Leiter der archäologischen Fakultät der Uludag-Universität, Professor Mustafa Sahin, geleitet, der bei der Sichtung einiger Luftaufnahmen der Gegend die Existenz dieser Kirche bemerkte.

Sahin berichtet auf Live Science, die Kirche befände sich etwa drei Meter unter Wasser und circa fünfzig Meter vom Ufer des Iznik-Sees entfernt, in der Provinz Bursa. Die Untersuchungen zeigen, dass die Kirche römischen Stils um das Jahr 390 n. Chr. am Ufer des Sees erbaut wurde – in der Zeit, als Iznik Nicäa und Istanbul Konstantinopel, die Hauptstadt des oströmischen Reiches, war. Sahin und das Forschungsteam des Archäologischen Museums von

Iznik begannen 2015 mit Unterwasserausgrabungen in der Kirche. Zu den wichtigsten Funden zählen mehrere Gräber, die sich unterhalb der Mauer befinden, an der sich die Priester versammelten. Außerdem wurden mehrere Münzen aus der Zeit der römischen Kaiser Falvius Valens (364 bis 378 n. Chr.) und Valentinian II. (375 bis 392 n. Chr.) gefunden.

Die Basilika sei dem heiligen Neophytos geweiht gewesen, der in Nicäa im Jahr 303 – zur Regierungszeit Diokletians – von den Römern getötet wurde. Aufgrund der historischen Bedeutsamkeit des Fundes Sahins hat der Bürgermeister von Bursa, Alinur Aktas, beantragt, dort das erste archäologische Unterwasser-Museum der Türkei zu errichten. Sollte das Projekt genehmigt werden, könnten die Arbeiten in diesem Jahr beginnen und das Museum 2019 für Besucher geöffnet werden. Zudem soll ein Tauchclub gegründet werden, damit man die Ruine aus nächster Nähe erkunden könne.

Kardinal Woelki predigt schweigend

FULDA (KNA/DT) Mit einer ungewöhnlichen Geste hat der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki an die Opfer des sexuellen Missbrauchs durch Geistliche erinnert und die Kirche zu Umkehr, Reue und Buße aufgerufen. „Damit wir nicht immer nur reden, werde ich die restlichen fünf Minuten meiner Predigt schweigen“, sagte er am Mittwochmorgen in einem Gottesdienst in Fulda. Anschließend wurde in mehreren Fürbitten für die Missbrauchsopfer und deren Angehörige gebetet und an das Versagen der Kirche erinnert. Zu Beginn des Gottesdienstes hatte Woelki die katholische Kirche zu Umkehr und Buße aufgerufen. Die Erkenntnisse aus der Missbrauchsstudie hätten „Fassungslosigkeit und Schamesröte ins Gesicht getrieben“. Dass Vertreter der Kirche so etwas tun „und dass dies auch noch von der Institution Kirche so oft zugelassen wurde, macht fassungslos“. Weiter betonte der Kardinal: „Wir haben das Vertrauen missbraucht – von Jugendlichen und Kindern, von deren Eltern und Familien.“ Nach der Vorstellung der Missbrauchsstudie gehen die Debatten über das Thema sexueller Missbrauch durch Geistliche weiter. Bei der Vorstellung der Studie hatten die Bischöfe um Entschuldigung gebeten und bekannt, man habe zu lange weggeschaut.

Bild der Woche

Dass eine betörende Frau einem Mann den Kopf verdrehen kann, ist bekannt. Das Sturmtief „Fabienne“ hat in dieser Woche noch Gewaltigeres getan: Viel Zerstörung in Österreich und Bayern. Der Josefsbrunnen im Stift Heiligenkreuz wurde so schwer beschädigt, dass der Figur des Heiligen der Kopf abbrach – ein Werk von Giovanni Giuliani (1664–1744). Foto: Stift/P. Raphael



Schokolade im Gottesdienst

Gedenkstätte an die Opfer der Diktatur: Das ehemalige DDR-Frauengefängnis Hoheneck **VON BENEDIKT VALLENDAR**

Bis heute ist er spürbar, der graue DDR-Mief, um dem zu entfliehen Menschen bis Herbst 1989 ihren Arbeitsplatz, ihre Freiheit und manchmal auch ihr Leben riskierten. „Es war der wahr gewordene Alptraum“, erinnerte sich Ellen Thiemann noch Jahre später an ihre Zeit in der berüchtigten Frauenhaftanstalt Hoheneck am Fuße des Erzgebirges, südlich von Chemnitz. Es waren Bilder, die die gebürtige Dresdnerin nicht mehr los wurde. Ihre Festnahme im Dezember 1972, die Untersuchungshaft bei der Staatssicherheit in Hohenschönhausen und dann das Urteil: Dreieinhalb Jahre Freiheitsentzug wegen versuchter „Republikflucht“, was im selbst ernannten Arbeiter- und Bauernstaat ein Verbrechen war.

Seit Jahrhunderten erstreckt sich die schlossähnliche Anlage Hoheneck auf einer Anhöhe, von wo aus der Blick über Täler und Berge reicht. Schon zu Bismarcks Zeiten befand sich dort eine „Weiberzuchtanstalt“, mit Werkstätten, Schulungsräumen und Versorgungsbetrieben. Oft teilten sich vierzig Inhaftierte drei Waschbecken, die nicht selten verstopft waren, heißt es in einer Chronik. Ihre Notdurft verrichteten die Frauen auf offenen Kübeln und erst ab 1974 auf WC-Becken mit Wasserspülung, ebenfalls ohne Sichtschutz, um die Gefangenen immer im Blick zu haben. „Warmes Wasser gab es nur in Ausnahmefällen, etwa wenn jemand krank war, oder um im Winter die Rohre nicht einfrieren zu lassen“, schreibt eine ehemalige Gefangene in ihren Erinnerungen. Gearbeitet wurde in Großwerkstätten im Mehrschichtbetrieb, meist für Westfirmen, die im Osten billig produzieren ließen und dem SED-Staat Devisen bescherten. Statt Lohn erhielten die Häftlinge Bezugschein für Einkäufe im Gefängnisladen.

Die politisch Gefangenen wurden beneidet

Erst 2001 schloss das Frauengefängnis, in dem 1951 der jüngst verstorbene Schriftsteller Ulrich Schacht zur Welt kam, seine Pforten. Ein Investor plante dort einen gebührenpflichtigen „DDR-Knast zum Nacherleben“, wogegen Bürgerrechtler Sturm liefen. Seit 2015 befindet sich in Hoheneck eine Gedenkstätte für die Opfer der SED-Diktatur. Eine Diktatur, die nach eigenen, ungeschriebenen Regeln funktionierte und ihre Bürger wie Untertanen behandelte. „Wir politischen Häftlinge standen in der Gefangenenhierarchie ganz weit unten“, erinnerte sich Ellen Thiemann noch Jahre später. Der Grund war oft Neid. Denn die gewöhnlichen Kriminellen wussten, dass auf die Politischen das Tor zum Westen

wartete, während sie selbst nach Ende ihrer Haftzeit in die DDR entlassen wurden. Das Sagen in den eng geschnittenen Mehrpersonenzellen hatten meist Mörderinnen, Frauen mit kahl geschorenen Köpfen und grobschlächtigem Auftreten, die bestimmten, wer wo, wann und wie lange in den verwanzten Etagenbetten schlafen durfte, wer beim Essen Nachschlag erhielt und wer die Kübel leerte. „Für die Gefängnisleitung waren die selbst ernannten Leitwölfe unter den Häftlingen ein probates Mittel, um aufsässige Gefangene in Schach zu halten“, sagt die Potsdamer Historikerin Jenny Krämer. Einziger Lichtblick für die Gefangenen war der sonntägliche Gottesdienst, der auch im Strafvollzug der atheistischen DDR seinen Platz hatte. „In den Zellen waren politische Gefangene meist allein unter Kriminellen“, sagt Krämer. Während der An-

dacht, die im Wechsel katholische und evangelische Geistliche zelebrierten, tauschten die Frauen gern kleinere Schmuggelgüter, wie Teebeutel, Schokolade oder Zigaretten. Nach der Wende kam heraus, dass Geistliche den Inhalt vertraulicher Gespräche an die Staatssicherheit weitergeleitet hatten. Dass die Staatssicherheit auf Hoheneck mit im Boot saß, war unter den Gefangenen ein offenes Geheimnis. „Immer wenn abends im Bürotrakt Licht brannte, wussten wir, dass die Firma Dienst schob“, berichtete Ellen Thiemann nach ihrer Übersiedlung in den Westen. Vertrauensmissbrauch durch Spitzeldienste für die Staatssicherheit sorgte nach der Wende für Empörung in weiten Teilen der ostdeutschen Bevölkerung. „Auch wenn dies nur einen kleinen Teil der Geistlichen betraf“, wie Expertin Krämer betont. Denn

die allermeisten Pfarrer hätten während der Diktaturjahre treu zu ihrer Gemeinde gehalten, was leicht vergessen wird. „Vielfach konnten die Seelsorger das Leid der Frauen auch nur lindern und nicht lösen“, sagt Krämer. Denn der Alltag auf Hoheneck glich oft einem Martyrium mit Schikanen, die meist von Häftlingen ausgingen, unter ihnen die frühere KZ-Aufseherin Erika Bergmann, die dort 36 Jahre verbüßte. Unter Langzeithäftlingen kam es oft zu Liebesbeziehungen, die in den Mehrpersonenzellen offen ausgelebt wurden, berichten Zeitzeugen. „Noch heute verspüre ich Ekel, wenn ich daran denke, wie man zum Zwangszeugen fremder Intimität wurde“, schrieb Ellen Thiemann in ihren Erinnerungen an Hoheneck.

Die Schikanen gehörten zum System

Doch das Häftlingsleben kannte noch ganz andere Seiten. Gefürchtet waren die im Keller befindlichen „Tigerzellen“, in denen renitente Insassinnen tagsüber standen und nur auf Befehl die Toiletten benutzen durften. „Nachts mussten die Häftlinge auf dem Rücken liegen und die Hände auf der Betdecke haben“, sagt Historikerin Krämer. Eine besonders perfide Schikane war es, Republikflüchtlings Reiseliteratur zu geben, was den Schmerz über die gescheiterte Flucht noch schmerzvoller machte. Doch die Sache hatte System. „Denn die Gefangenen sollten vor allem seelisch gebrochen werden“, sagt Historikerin Krämer. Auf speziellen Schulungen lernte das Anstaltspersonal, wie es mit politisch Andersdenkenden umzugehen hatte, wie es zu quälen, zu demütigen und zu schikanieren hatte, und dass dies alles dem Sozialismus dienen würde. Indes die wahren Motive höchst banal waren. „Immer ging es darum, politischen Widerstand bereits im Keim zu ersticken, wozu dem SED-Staat jedes Mittel recht war“, sagt Krämer.

Erst nach dem Mauerfall löste sich das Geheimnis um Ellen Thiemanns gescheiterte Flucht. Verraten hatte sie, als Inoffizieller Stasi-Mitarbeiter (IM) „Mathias“, ihr eigener Ehemann, ein Sportreporter, der später für die Bild-Zeitung schrieb. Seinen letzten Spitzelohn, 200 Ostmark, erhielt IM Mathias wenige Wochen nach dem Mauerfall im Dezember 1989, was zeigt, wie tief selbst enge Familienangehörige in die kommunistische Diktatur verstrickt gewesen sind. Nach Thiemanns Entlassung im Juni 1975 ließen sich die Eheleute scheiden, bevor Ellen in die Bundesrepublik ausreiste, wo sie bis zu ihrem Tod im Mai 2018 eine unerschrockene Stimme für die Opfer der SED-Diktatur war.

BEIM NAMEN GENANNT



Der Kardinal von Chicago, Erzbischof **BLASE CUPICH**, hat einen Pfarrer vom Dienst suspendiert, der ein Regenbogenbanner verbrannt hatte. Die Fahne ist ein internationales Symbol der LGBT-Gemeinschaft. Wie die „Chicago Tribune“ berichtet, handelte der Kardinal „aus Sorge“ um den 56-jährigen Priester. Dieser brauche „Zeit außerhalb der Pfarrei, um pastorale Unterstützung zu erhalten“. Er habe sich diesen Schritt nicht leicht gemacht, schrieb Cupich. Vielmehr handle er „aus Sorge um das Wohlergehen“ des Pfarrers und die Mitglieder der Auferstehungs-gemeinde. „Ich habe die Verantwortung, unsere Priester zu unterstützen, wenn sie Schwierigkeiten haben, aber ich habe auch die Pflicht, dafür zu sorgen, dass diejenigen, die unseren Gläubigen dienen, in vollem Umfang in der Lage sind, ihnen in der von der Kirche erwarteten Weise zu dienen“, begründete der Kardinal seine Entscheidung. Der Pfarrer hatte zuvor von seinem eigenen Missbrauch als Kind durch einen Nachbarn gesprochen – ebenso wie von einem späteren Vorfall durch einen Priester, als er 19 Jahre alt war. Die Missbrauchskrise in der Kirche sei „definitiv eine schwule Sache“, fügte er hinzu. Gegenüber der Chicago Tribune hatte der Priester angegeben, nicht gegen Homosexualität zu sein. Eine Sprecherin der Erzdiözese sagte, die Amtsenthebung sei schon vorher „in Arbeit“ gewesen sei.

Im Streit um das Thema Migration werden Rufe nach neuen Formen des gesellschaftlichen Miteinanders laut. Es fehle eine angemessene Antwort auf die „hasserfüllten Auseinandersetzungen“, sagte der anhaltische Kirchenpräsident **JOACHIM LIEBIG** der in Halle erscheinenden „Mitteldeutschen Zeitung“. „Ich habe nicht den Eindruck, dass die Politik Konzepte hat, wie sie den großen Graben überwinden kann. Die Sprachlosigkeit vertieft die Wut“, so der evangelische Theologe. Als Gegenmittel schlägt Liebig eine Wiederbelebung der Runden Tische vor. Diese hatten in der DDR 1989/1990 den Übergang in die Demokratie moderiert. Eine zentrale Rolle wie bei der friedlichen Revolution könnten die Gemeinden heute jedoch nicht übernehmen, so Liebig. Damals sei die Kirche als neutraler Vermittler akzeptiert worden. Heute werde sie als Teil einer „flüchtlingsfreundlichen Willkommenskultur“ wahrgenommen.



Schlechte Aussichten: Blick in eine Zelle des Frauengefängnisses.

Fotos: dpa



Hinter Gittern: Die Brutalität der DDR-Diktatur darf nicht verharmlost werden.

32 Aussprache

MOMENT MAL

Die Missbrauchskrise hält die Kirche auf Trab. Dunkle Wolken ziehen auf. Der Rosenkranzmonat Oktober ist eine schöne Gelegenheit, sich der heiligen Jungfrau Maria, der Hilfe der Christen und Mutter der Kirche, anzuvertrauen und sie zu bitten, der Kirche beizustehen.

Mit dem Oktober beginnen viele Wallfahrtsorte auch ihre Saison. Senden Sie uns gerne Ihre Hinweise für Veranstaltungen in Wallfahrtsorten zu. Unsere Kirchenredakteurin Regina Einig nimmt sie unter einig@die-tagespost.de entgegen.

Außerdem laden wir junge Leute ein, sich an unserer Rubrik Junge Federn zu beteiligen. Wir freuen uns immer über Jugendliche und junge Menschen, die andere an ihrem Alltag und ihren Erfahrungen mit Gott und dem Glauben teilhaben lassen wollen. Ein Einstieg ist jederzeit möglich. Wer aber im Januar in Panama am nächsten Weltjugendtag teilnimmt, kann spätestens dann die Leser an seinen Eindrücken teilhaben lassen. Auch hier ist Regina Einig die Ansprechpartnerin. **IHRE REDAKTION**

Anzeige

MARKTPLATZ

Hallo, ich suche eine liebevolle Frau, die Freude am Glauben hat. Bin 55 Jahre alt und arbeite in der Krankenpflege. Zuschriften bitte an den Johann Wilhelm Naumann Verlag, Dominikanerplatz 8, 97070 Würzburg unter der Chiffre-Nummer 41334-02

Kur an der polnischen Ostseeküste in Bad Kolberg: 14 Tage ab 299 €, Hausabholung 70 €. Telefon: 0048-94-7107784

Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160 www.wm-aw.de Fa.

AfD und Kirche

Rosarote Brille des Moraltheologen

Zu „Gefährdung der Demokratie“ (DT vom 20.9.): Selten hat man in der Tagespost ein politisch derart einseitiges Statement gelesen. Auf dem linken Auge blind und ohne Blick auf die ganze breite Bedrohung unserer Demokratie von links, rechts, islamistisch, von der Gottlosigkeit, Werteverfall, und auch von massivem Staatsversagen und Rechtsbeugung aus der Mitte der Bundesregierung. Ohne Zweifel richtet sich der Fokus auf das scheinbar besonders Extreme. Und natürlich muss der Staat jegliche Form der Gewalt und extremistischen Umtriebe unterschieden bekämpfen. Das geht aber grundsätzlich nur unparteiisch, ohne pauschale Verunglimpfungen und mit mehr Maß und Differenzierungsvermögen. An dieser einfachen und aufrechten Aufgabe scheitert jedoch der Kommentar von Schallenberg. Gut informierte Leute aus der breiten Mitte der Gesellschaft können eine derartige Einseitigkeit nicht als glaubwürdige Kritik ernstnehmen. Die merkwürdige Polit-Medien-Kampagne von Chemnitz mit einer Hetzjagd-Legende, von den Behörden und dem MP von Sachsen widerlegt, wurde von politischen Sympathisanten bereitwillig aufgenommen, missbraucht und instrumentalisiert. Sogar von „Pogrom“ war die Rede, eine himmel-schreiende Bagatellisierung der sogenannten Reichskristallnacht. Aber die Bundesregierung selbst schafft eine Legende und unterstützt die Hetzjagd auf einen kompetenten und offenbar wenig opportunistischen Topbeamten, welcher der linken Meute zum Opfer fallen sollte wie seinerzeit der Bundespräsident Christian Wulf. Das alles und vieles mehr lässt den Moraltheologen kalt, er erregt sich an ein paar minderbemittelten Neonazis mit bescheuerten T-Shirts und Hitlergruß, welchen der Rechtsstaat jederzeit ahnden kann und wird. Ich befürchte mit dieser Art politischer Kommentierung seitens offizieller Kirchenvertreter verspielen sie nach dem

andauernden Vertuschungsskandal in den eigenen Reihen nicht nur Kompetenz sondern auch weiter an Glaubwürdigkeit. Und die Frage nach der verfassungsrechtlichen Beobachtung und wer nun auf dem Boden der Verfassung steht oder nicht ist in der Hand der zuständigen Instanzen bislang besser aufgehoben als bei einem Moraltheologen mit scheinbar rosaroter Brille. **Thomas M. Adam, 67304 Eisenberg**

Segen für „Kampf gegen rechts“?

Jetzt bekommt der allseitige „Kampf gegen rechts“ also den priesterlichen Segen und die professoral-wissenschaftliche Legitimierung in Person von Peter Schallenberg, der eine Beobachtung der gesamten AfD nun für dringend geboten hält. Seit Langem sind mir diverse Äußerungen Professor Schallenbergs bekannt; ich kann mich jedoch nicht erinnern, dass er genauso deutlich Maßnahmen gegen jahrelange linksextreme Hetze und Gewalttaten gefordert hätte. Offensichtlich sieht er die Demokratie nicht in Gefahr, wenn Antifagruppen im Bündnis mit Radikalfeministinnen und unter öffentlichem Zuspruch von Amtsträgern der „Linken“ und „Grünen“ regelmäßig gewalttätige Aktionen gegen Lebensschützer, konservative Politiker oder christliche Autoren begeben. Deshalb kann er auch im konkreten Fall der beiden Getöteten von Chemnitz und Köthen nicht erkennen, dass zahlreiche Bürger aus verständlicher Angst und Wut auf die Straße gingen, trotz der Instrumentalisierung diverser Rechtsextremer. Deshalb auch kommen diese beiden Toten im ausführlichen Artikel Herrn Schallenberges gut wie nicht vor.

Als Moraltheologe teilt er die Menschen in gute Demokraten und Demokratiefinde ein. Nach meinem Geschmack gibt es in Deutschland zu viele Prominente, die öffentlich andere als anständig oder unanständig etikettieren. Ich bin überzeugt, dass der Gefährdung der Demokratie am besten begegnet wird, wenn die vorhandenen Gesetze ohne moralische oder politische Instrumentalisierung konsequent angewendet werden, gegen Straftäter von links und von rechts.

Georg Tuschinsky, 37632 Eschershausen

Zum Buch Skandal der Skandale

Lütz versucht es wenigstens

Zu „Hier ist nichts falsch“ (DT vom 20.9.): Manfred Lütz gebührt Dank, weil er theologische Themen immer wieder neu unters Volk bringt. Natürlich kann man daran herummäkeln und auf Defizite aufmerksam machen. Das kann man bei jeder Publikation, ob anspruchsvoll oder seicht. Aber: Warum haben wir keinen deutschsprachigen katholischen Bischof oder Professor, der sich mit aktuellen Fragen auseinandersetzt, diese laut angeht und sich der Öffentlichkeit stellt? Als Religionslehrer war ich jahrelang der Kirchenkritik ausgesetzt – hauptsächlich von grün-bunten Kollegen. Mein Forum war nur das Lehrer- und Klassenzimmer. Aber ich habe mich gestellt. Nennen Sie mir einen katholischen Kopf, den man in der öffentlichen Meinung noch ernst nimmt! Lütz, der Lientheologe, versucht es wenigstens! **Johannes Schneider, 86150 Augsburg**

Vigano und der Papst

Alles, nur kein Schweiger

Zu „Schweigender Hirte“ (DT vom 20.9.): Papst Franziskus ist in vielerlei Hinsicht alles andere als ein großer Schweiger. Bei den „Fliegenden Pressekonferenzen“ und gegenüber (Print-)Medien ganz allgemein erweist er sich im Gegenteil oft als überaus gesprächig. Und auch seine täglichen

Predigten bei der Frühmesse im Domus Sanctae Marthae fallen meist nicht gerade wortkarg aus. Deshalb muss man den Eindruck gewinnen, dass er immer nur dann schweigt, wenn es ihm „in den Kram passt“. Zwei Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit: Beharrliches Ausschweigen über die Gründe, weshalb die Amtszeit von Kardinal Gerhard Müller als Präfekt der Glaubenskongregation nicht verlängert wurde. Ebenso beharrliche Antwortverweigerung gegenüber den vier Dubia-Kardinälen. In beiden Fällen musste das päpstliche Schweigen von den Betroffenen übrigens als verletzend, zumindest aber als ausgesprochen unhöflich empfunden werden. Und nun das Schweigen zu den von Erzbischof Viganò erhobenen Vertuschungsvorwürfen. Wenigstens ein paar von diesen wären ganz leicht zu entkräften (oder eben auch nicht, was dann das Schweigen erklären würde). Zum Beispiel: Stimmt es, dass Papst Benedikt XVI. gegen den nunmehrigen Ex-Kardinal McCarrick bereits Sanktionen verhängt hatte, die er, Franziskus, in der Folge wieder aufgehoben hat? Das Schweigen zu dieser ganz einfach zu beantwortenden Zweifelsfrage mit dem Schweigen Jesu vor Pilatus zu vergleichen, mutet im Übrigen beinahe schon blasphemisch an. **Dr. Johann Hahn, A-4320 Perg**

Erzbischof Paglia und Sant' Egidio

Blick in Bilanzen jederzeit möglich

Zum Artikel von Guido Horst „Symbol des Kurswechsels“ in der Tagespost vom 5. September 2018 nimmt der 1. Vorsitzende der Gemeinschaft Sant'Egidio e.V. Prof. Dr. Klaus Reeder wie folgt Stellung: In Deutschland sind die Gemeinschaften von Sant'Egidio in Form eines eingetragenen Vereins organisiert. Dem Verein wurde am 23. April 2009 das DZI-Spendensiegel zuerkannt. Die Bilanz von Sant'Egidio wird gemäß den Richtlinien des Deutschen Zentral Instituts (DZI), die unter anderem Kriterien für eine hohe Transparenz festlegen, geprüft und für jedermann nachvollziehbar auf der Homepage von Sant'Egidio publiziert (www.santegidio.org).

Als eingetragener Verein wird die Bilanz im Drei-Jahresrhythmus vom zuständigen Finanzamt überprüft und seit 1984 regelmäßig die Gemeinnützigkeit festgestellt. Die nationalen eigenständigen Gemeinschaften arbeiten entsprechend den landeseigenen Vorschriften ähnlich wie die deutsche Gemeinschaft Sant'Egidio und erfüllen somit alle Transparenzaufgaben. Ein Blick in die Bilanzen der von Sant'Egidio verwalteten Gelder und in die Angaben des Wirtschaftsprüfers sind somit für jedermann möglich.

Prof. Dr. Klaus Reeder, Vorsitzender der Gemeinschaft Sant'Egidio

Missbrauchsbericht der Bischöfe

Diskreditierung des Priesterstands?

Zu „Der Schmutz kommt ans Licht“ (DT vom 20.9.): Wer sich kritisch zu dieser Studie äußert, wird gewiss verdächtigt werden, Verbrechen vertuschen oder ver-harmlosen zu wollen – die „Keule des Mainstreams“ wird ihn treffen – wie so oft in unserer „freien“ Gesellschaft. Das aber verhindert eine ehrliche, sachliche Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Thema. Die Missbrauchsstudie der DBK sollte Licht bringen in ein dunkles Kapitel. Zugleich aber bleibt vieles im Dunkeln. Neben der allgemeinen, berechtigten Ent-rüstung über die Missbrauchsfälle bleiben viele Fragen über die Veranstalter der Studie, tauchen viele neue Dunkelheiten auf: 1. Während man fast in allen deutschen Bistümern von dem theologisch falschen Begriff „Pastorales Personal“ spricht, betrifft die Studie nur Zölibatäre – hat man

männliche Gemeindefereferenten, Pastoralreferenten und andere, die seit Jahren weitaus mehr als Priester in der Kinder- und Jugendarbeit tätig sind, vergessen? Oder handelt es sich um eine gezielte Diskreditierung des Priesterstandes? 2. Während man der Studie entnehmen kann, dass der überwiegende Teil der Opfer männlich ist, bemüht man sich in Kirchenkreisen, Homosexualität salonfähig zu machen – wie passt das zusammen? 3. Während man vom Vertrauen spricht, lässt man streng vertrauliche Priesterpersonalakten durchsuchen, auch gegen Einspruch. Es handelt sich um einen eklatanten Vertrauensbruch. Versteht man, dass man damit Hilfesuchenden die Möglichkeit nimmt, sich dem Bischof anzuvertrauen und Bischöfe in Zukunft als Vertrauenspersonen ausscheiden (als Vater im Glauben)? Keine staatliche Stelle hat von der DBK eine solche „Studie“ verlangt und keine weltliche Institution würde je vertrauliche Papiere „untersuchen“ lassen und ihre Mitarbeiter öffentlich bloßstellen; es handelt sich um eine Eigeninitiative, in die Öffentlichkeit zu gehen trotz des Einspruchs von vielen.

Aus den bekanntesten „kirchlichen“ Kreisen wird wieder die Forderung nach Abschaffung des Zölibats kommen – was genauso intelligent ist, wie bei Ehebruch die Abschaffung der Ehe zu fordern. Selbst wenn man nicht unlautere Absichten unterstellen möchte, müssten die Verantwortlichen doch um die Folgen ihrer ungefragten, von niemandem erbetenen Studie wissen: Zerstörung von Vertrauen, Forderung nach Abschaffung von Zölibat und Sexualmoral, Diskreditierung und Verdächtigung des Priesterstandes... man möchte den Teufel mit Beelzebub austreiben. Aber nur wenn man die Gebote befolgt (und nicht abschafft) und nur wenn die Kirche ihrem transzendenten überirdischen Wesen treu bleibt (und nicht verweltlicht), kann es Hilfe geben.

Michael Theuerl, Pfr., 14513 Teltow

Bei Skandalen muss man beten

Zu: „Von Vertuschungsvorwürfen bis Zerfleischen“ (DT vom 30.8.) Nach Einschätzung des Jesuitenpaters Klaus Mertens gehöre das „Zerfleischen“ zur Aufklärung dazu. Es sei sogar förderlich, dass sich die „Hierarchen“ in der katholischen Kirche beim Thema Missbrauch gegenseitig „zerfleischen“, sagt P. Mertens. Der Völkerapostel ist da anderer Meinung: „Übertrefft euch in gegenseitiger Achtung!“, „Seid einander in brüderliche Liebe zugetan“ (Röm 12). Wenn einer „sich zu einer Verfehlung hinreißen lässt, so sollt ihr, die ihr vom Geit erfüllt seid, ihn im Geist der Sanftmut zurechtweisen!“ (Gal 6). Der heilige Paulus würde heute den „Hierarchen“ (Hierarchie – charismatisch-sakramentales Dienstant) bei der Aufarbeitung des Missbrauchs raten, die Lüge abzulegen: „redet die Wahrheit, jeder mit seinem Nächsten, denn wir sind als Glieder miteinander verbunden“ (Eph 4). „Was immer wahr, edel, recht, was lauter, liebenswürdig, ansprechend ist, was Tugend heißt ... darauf seid bedacht!“ (Phil 4). Bei diesen Skandalen müssen wir beharrlich und ohne Unterlass beten (Rom 12; 1 Thess 5), beten vor allem, dass Gott „heilige Priester sende“ (Papst Franziskus). **P. Heinz Bretfeld SJ, 14089 Berlin**

Ökumene und Frauenweihe

Von evangelischen Mitchristen lernen

Großen Dank der Tagespost für die Veröffentlichung des Artikels zur Frauenordination von Bischof Hans-Jörg Voigt von der Selbstständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) (DT vom 2.8.). Die SELK stellt die Gültigkeit der Lehrentscheidung gegen die Frauenordination fest, anerkennt aber gleichzeitig die Existenz von dieser Lehrentscheidung abweichender Lehrmeinungen und hofft, dass dieser

Widerspruch in Liebe ausgehalten werden kann, bis der Heilige Geist der Kirche in dieser Frage geistliche Einmütigkeit schenken wird.

Eine auch für katholische Bischöfe vorbildliche Haltung? Und erinnert diese Haltung nicht an die Aufforderung von Papst Franziskus an die deutschen Bischöfe, auch in der Frage der Handreichung zur Eucharistiezulassung Einmütigkeit unter den Bischöfen anzustreben und herzustellen? Bischof Voigt hält den Verzicht auf Einmütigkeit auch im Hinblick auf den weltweiten Charakter der Christenheit für „ökumenisch fahrlässig“ und warnt für „provinzialkirchlichen“ Regelungen zur Durchsetzung von nicht durch Einmütigkeit getragenen Lehrmeinungen. Schon der evangelische Theologe Eberhard Jüngel habe „vor einem nicht über die eigene Kirchenprovinz hinausblickenden theologischen Provinzialismus“ gewarnt. Viel können wir Katholiken, vom Bischof bis zum einfachen Gläubigen, von diesem Gottvertrauen unserer evangelischen Mitchristen lernen.

Anton Graf von Wengersky, 85567 Grafing

Die Tagespost

Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur
Vormals Deutsche Tagespost
Katholische Zeitung für Deutschland.
1948 begründet von Johann Wilhelm Naumann

Herausgeber:
Domdekan Prälat Lic. theol. Günter Putz

Chefredakteur und Geschäftsführer:
Oliver Maksan

Redaktion:
Sebastian Sasse (Chef vom Dienst, Politik, Wirtschaft),
Regina Einig (Kirche aktuell, Bildung), Dr. Stefan Meetschen (Im Gespräch, Feuilleton, Aus aller Welt),
Dr. Alexander Riebel (Kultur, Medien, Literatur, Bildung), Dr. Josef Bordat (Internet, Kirche aktuell, Medien, Wirtschaft), Kilian Martin (Internet, Kirche), Maximilian Lutz (Internet, Reise),
Guido Horst (Büro Rom/Vatikan-Korrespondent),
Andrea Krogmann (Büro Jerusalem/
Nahest-Korrespondent), Stephan Baier (Büro Österreich/EU-/Südosteuropa-Korrespondent), Stefan Rehder (Korrespondent für Bio-Ethik, Glauben und Wissen), Anzeigenleitung: Anja Stichnoth

Erscheinungsweise: donnerstags

Monatlicher Abonnementpreis einschließlich 7% Mehrwertsteuer bei Inlandslieferung: EUR 15,80 einschließlich der Kosten für Postzustellung. Abbonnementskündigungen sind mit sechswöchiger Frist zum Ende des Quartals möglich. Maßgeblich ist der Zugang beim Verlag. Änderungen des Bezugspreises werden im Monat vor dem Inkrafttreten in der Zeitung angekündigt. Sie gelten für alle laufenden Abonnements. Bei Nichterscheinen der Zeitung infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 31 vom 1. April 2018. – Die Tagespost unterzieht sich der laufenden Auflagenkontrolle durch die IVW. Für unverlangt eingesandte redaktionelle Beiträge wird eine Gewähr nicht übernommen. Rücksendungen erfolgen in jedem Fall nur, wenn Rückporto beiliegt. Druck: Main-Post GmbH

Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH,
Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg
Telefon: Zentrale 093130863-0,
Buchhaltung 30863-25,
Vertrieb 30863-32 - Fax 30863-33
(vom Ausland aus: 0049 vorwählen)
E-Mail: info@die-tagespost.de
LIGA Bank, IBAN: DE507509030001010201,
BIC: GENODEFIM05

Internet: www.die-tagespost.de
www.die-tagespost.at

Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung,
Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg
LIGA Bank, IBAN: DE5375090300003010244,
BIC: GENODEFIM05

BEILAGENHINWEIS

Die Gesamtauflage enthält eine Beilage von „Mission ohne Grenzen e.V., Software-Center 3, 35037 Marburg und von „Kirche in Not“, Lorenzstraße 62, 81545 München sowie von „ADF International Austria gemeinnützige GmbH“, Postfach 0001, 1082 Wien / Österreich.